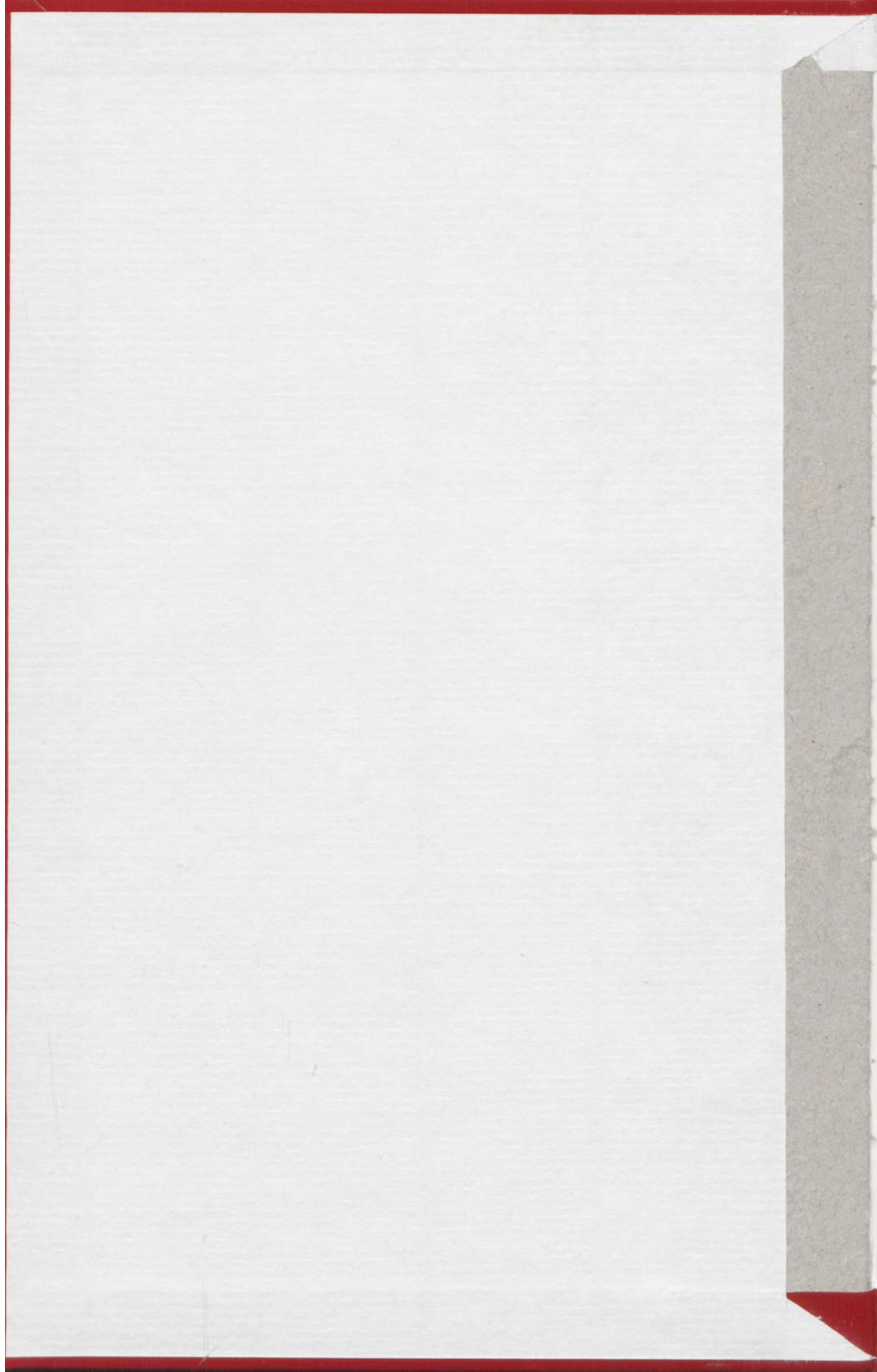

BREMISCHES JAHRBUCH

in Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom

STAATSARCHIV BREMEN



BAND 88 · 2009



BREMISCHES JAHRBUCH

BAND 88 · 2009

BREMISCHES JAHRBUCH · BAND 88 · 2009

BREMISCHES JAHRBUCH

In Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom
STAATSARCHIV BREMEN

BAND 88 · 2009

Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen

Das BREMISCHE JAHRBUCH erscheint seit 1863

REDAKTION:

Konrad Elmshäuser

REDAKTIONSAUSSCHUSS:

Jörn Brinkhus, Brigitta Nimz, Bettina Schleier

Die Historische Gesellschaft Bremen dankt der Sparkasse Bremen für die
Gewährung großzügiger finanzieller Unterstützung
zum Druck des Bremischen Jahrbuchs.

Die Redaktion bittet, Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare
an das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, zu richten.

Satz: taips. Bremen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier von
Geffken & Köllner, Bremen

ISSN 0341-9622

Inhalt

Titelbild und Erläuterung

Sommer 1939: Ballonfahrer auf der Bürgerweide Von <i>Konrad Elmshäuser</i>	9
---	---

Aufsätze

Aufnahme, Wiederaufnahme oder angeborene Mitgliedschaft? Bremens Weg in die Hanse Von <i>Ulrich Weidinger</i>	15
Hansische Kaufleute und Handelspraktiken Von <i>Rudolf Holbach</i>	82
Die Neuenlander Straße als ehemalige Sackgasse. Bemerkungen zur frühneuzeitlichen Geschichte einer Hollersiedlung Von <i>Hans Hermann Meyer</i>	105
Hermann Allmers, Johann Georg Kohl und der Streit um das Bremer Börsenbild Von <i>Hans-Gerhard Steimer</i>	148
Politik und Journalismus im Wilhelminischen Reich. Theodor Barth (1849–1909): Politiker, Publizist und Syndikus der Bremer Handelskammer Von <i>Hans Kloft</i>	172
Ludwig Quidde und Kurt Hiller. Zeugnisse des Exils Von <i>Karl Holl</i>	194
Projekt 6/53. Ein gescheiterter Passagierschiffsentwurf des Bremer Vulkan für den Norddeutschen Lloyd Von <i>Harald Focke</i>	207

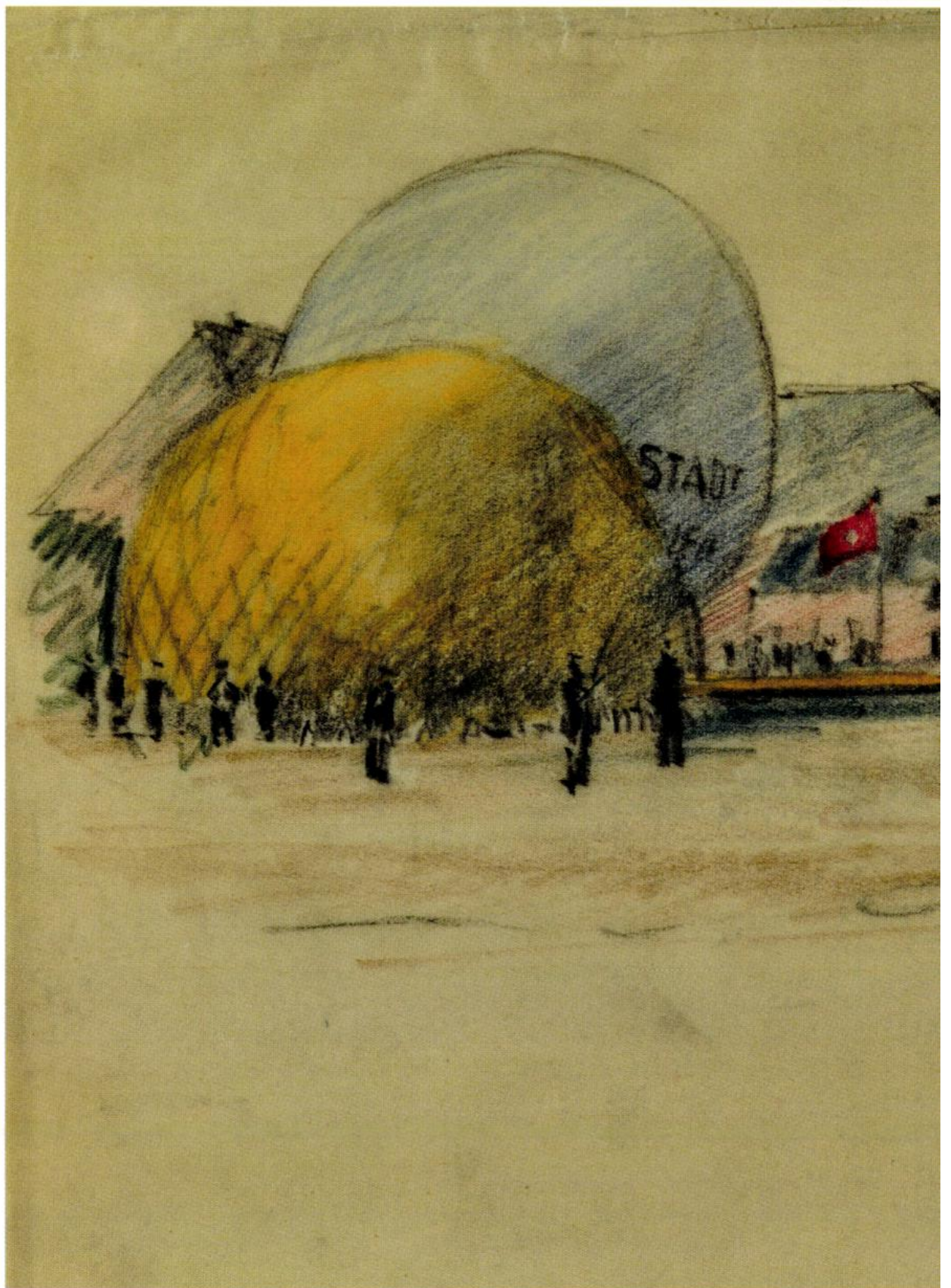
Miszelle

Herbert Schwarzwälder zum 90. Geburtstag Von <i>Sylvelin Wissmann</i>	235
--	-----

Rezensionen und Hinweise

Barfuß, Karl Marten, Müller, Hartmut und Tilgner, Daniel: Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von 1945 bis 2005. Bd. 1: 1945–1969 (<i>Jörn Brinkhus</i>)	247
Beaulieu, François de: Mon père, Hitler et moi (<i>Karl Holl</i>)	250
Behne, Axel (Hrsg.): Innen und Aussen – Heimat und Fremde. Hermann Allmers als Modell (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	256
Benscheid, Anja und Kube, Alfred: Die Landschaftsmalerin Sophie Wencke. Von der Bremerhavener Wencke-Werft nach Worpsswede (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	257
Brückmann, Asmut: Bremen – Geschichte einer Hansestadt (<i>Hartmut Müller</i>)	259
Christensen, Margrit: Kleinhäuser in Lübeck. Zur Bau- und Sozialstruktur der Hansestadt – Die Stadt der Handwerker und Gewerbetreibenden (<i>Bettina Schleier</i>)	261
Dauks, Sigrid und Schöck-Quinteros, Eva: »Aus Gründen der inneren Sicherheit des Staates ...« Ausweisung, Verfolgung und Ermordung des Bremer Arbeiters Johann Geusendam (1886–1945) (<i>Bettina Schleier</i>)	263
Eichwede, Wolfgang (Hrsg.): Das Archiv der Forschungsstelle Osteuropa. Bestände im Überblick (<i>Brigitta Nimz</i>)	264
Elmshäuser, Konrad: Geschichte Bremens (<i>Hartmut Müller</i>)	259
Elsmann, Thomas und Hetzer, Armin (Bearb.): Die neuzeitlichen Handschriften der Ms-Aufstellung (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	265
Engel, Gerhard (Hrsg.): Rote in Feldgrau. Kriegs- und Feldpostbriefe junger linkssozialdemokratischer Soldaten des Ersten Weltkrieges (<i>Peter Kuckuk</i>)	266
Frontzek, Wolfgang: Das städtische Braugewerbe und seine Bauten vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit (<i>Bettina Schleier</i>)	261
Gräfin, Birte und Heinrichs, Dirk (Hrsg.): Vom Stauhaken zum Container. Hafenarbeit im Wandel (<i>Christian Ostersehlte</i>)	269
Hartog, Arno: Bremerhavens Tor zur Welt. 80 Jahre Columbuskaje Bremerhaven (<i>Christian Ostersehlte</i>)	271
Holl, Karl (Hrsg.): Ludwig Quidde: Deutschlands Rückfall in Barbarei. Texte des Exils 1933–1941 (<i>Jörn Brinkhus</i>)	272
Klapheck, Thomas: Der heilige Ansgar und die karolingische Nordmission (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	273
Lecke, Bodo (Hrsg.): Der politisch-kritische Deutschunterricht des Bremer Kollektivs (<i>Peter Kuckuk</i>)	275
Liebert, Ulrike (Hrsg.): »Zu einem Europa der Bürger«. Hans Koschnicks politische Reden von 1964 bis 2004 (<i>Jörn Brinkhus</i>)	277
Mauersberger, Volker: Henning Scherf. Zwischen Macht und Moral – eine politische Biografie (<i>Jörn Brinkhus</i>)	277

Mindermann, Arend (Bearb.): Die Landtagsabschiede des Erzstifts Bremen und des Hochstifts Verden (<i>Adolf E. Hofmeister</i>)	281
Müller-Tupath, Karla: Hans Koschnick. Trennendes überwinden. Biografie (<i>Jörn Brinkhus</i>)	277
Neander, Joachim: Bundes-Lieder und Danck-Psalmen. Faksimilierter Reprint der Erstausgabe Bremen 1680 (<i>Konrad Elmshäuser</i>)	283
Niehoff, Lydia: Chronik des Bremer Rhedervereins 1884 – 2009. Schiffahrt mit drei »f« (<i>Christian Ostersehlte</i>)	284
Pawlik, Peter-Michael: Von der Weser in die Welt. Band III. Die Geschichte der Segelschiffe von Weser und Geeste und ihrer Bauwerften von 1710 bis 1927 (<i>Christian Ostersehlte</i>)	285
Römling, Michael: Bremen. Geschichte einer Stadt (<i>Hartmut Müller</i>)	259
Rössner, Philipp Robinson: Scottish Trade in the Wake of the Union (1700 – 1760). The Rise of a Warehouse Economy (<i>Adolf E. Hofmeister</i>)	287
Rössner, Philipp Robinson: Scottish Trade with German Ports (1700 – 1770). A Scetch of the North Sea Traders and the Atlantic Economy on Ground Level (<i>Adolf E. Hofmeister</i>)	287
Schneider, Karl: Zwischen allen Stühlen. Der Bremer Kaufmann Hans Hespe im Reserve-Polizeibataillon 105 (<i>Jörn Brinkhus</i>)	288
Vogtherr, Thomas: Iso von Wölpe, Bischof von Verden (1205 – 1231). Reichsfürst, Bischof, Adliger. Eine Biographie (<i>Adolf E. Hofmeister</i>)	290
Denkmalpflege in Bremen. H. 6, 2009	292
Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. H. 21/22, 2008	292
Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bd. 87, 2007.....	292
Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF). Bd. 98, 2008.....	292
Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 94, 2008	293
Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 88, 2008	293
Hansische Geschichtsblätter. Bd. 126, 2008	293
Oldenburger Jahrbuch. Bd. 108, 2008	294
Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 80, 2008	294
Deutsches Schiffsarchiv. Bd. 30, 2008	295
Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde	296
Historische Gesellschaft Bremen Jahresbericht 2008	299
Rechnungsbericht 2008	302
Anschriften der Autoren und Rezensenten	304



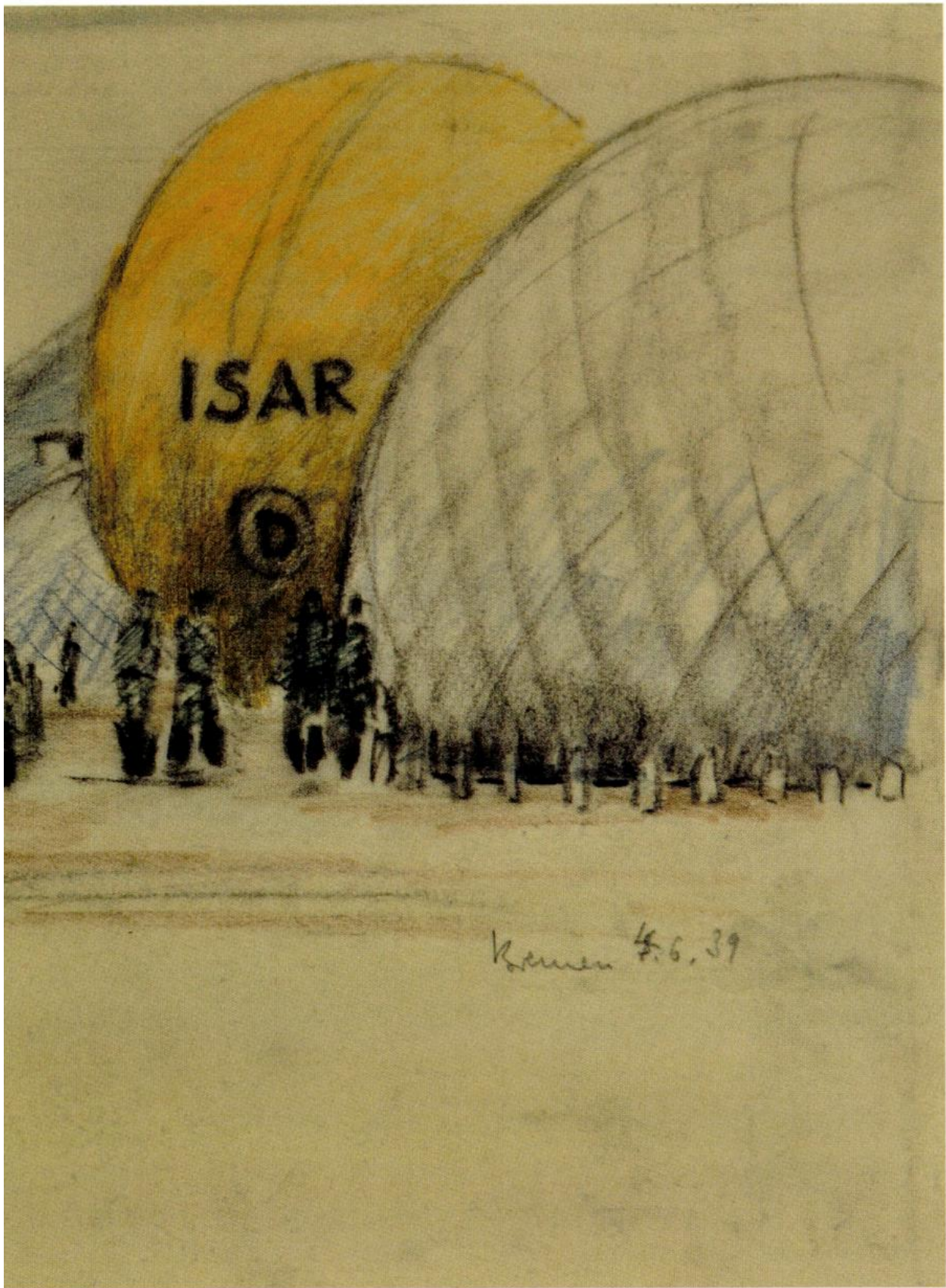


Abbildung umseitig:
Ballonflugtag in Bremen
Willy Menz, Bremen 4. 6. 1939
Pastell auf Transparentpapier
32 x 40 cm

Sommer 1939: Ballonfahrer auf der Bürgerweide

Von K o n r a d E l m s h ä u s e r

Das umseitig abgebildete Pastellbild auf Transparentpapier ist eine Arbeit des Bremer Malers Willy Menz (16. 1. 1890 – 10. 2. 1969). Das Bild ist vor siebzig Jahren, im Sommer 1939 entstanden. Es ist vom Künstler mit dem Datum »Bremen 4. 6. 1939« versehen worden und zeigt ein Ereignis knapp ein Vierteljahr vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939.

Das Bild ist nur eine Übung direkt aus dem Skizzenblock, die aber ein sehr stimmungsvolles Bild auf der Bürgerweide festhielt, bei dem den Maler wohl vor allem die imposanten Ballons faszinierten, die noch am Boden festgemacht haben und die noch nicht gefüllt und aufgestiegen sind. Willy Menz, der zahlreiche Bilder und Skizzen hinterlassen hat, die Städte und Landschaften in aller Welt zeigen, hat sich stets auch besonders für Schiffe auf Fluss und Meer interessiert. Vielleicht haben die nicht minder eindrucksvollen Ballons ihn damals in ähnlicher Weise angesprochen wie die Segelschiffe und Dampfer auf Unterweser und Nordsee.¹

So könnte das Bild ohne Weiteres als farbenfrohes Stimmungsbild abgelegt werden, dem nichts weiter zu entnehmen ist als die Tatsache, dass startende Ballons die Blicke auf sich ziehen und mit ihren mächtigen runden Hüllen als friedliche Giganten durch die Lüfte schweben. Dass sie dabei vom Wind getrieben »gefahren« und kaum gesteuert werden, macht die Ballonfahrt zum Abenteuer, dem stets auch ein wenig Ziellosigkeit und ein Flair ungebundener Freiheit zu eigen ist.

Dass Willy Menz aber mit seinem Bild ein zeithistorisches Dokument hinterlassen hat, das weit mehr festhält, als dieser erste Eindruck vermuten lässt, liegt am Gegenstand und an der Entstehungszeit des Bildes.

Auch wenn dieses ohne Tagesdatum bezeichnet worden wäre, würde es nicht schwer fallen, das gezeigte Ereignis zu identifizieren. In den 1930er Jahren waren Ballonfahrten – gar Massenstarts – anders als heutzutage kein gewöhnliches Freizeitvergnügen, sondern noch besondere Ereignisse, über die in der Tagespresse berichtet wurde. Dies ganz besonders in einer der Fliegerei und Luftfahrt traditionell sehr aufgeschlossenen Stadt. So waren die Fliegerei und der im Jahr 2009 mit »100 Jahre Luftfahrt in Bremen« gefeierte Flughafen am Neuenlander Feld 1939 schon zu einer wichtigen Verkehrseinrichtung

1 Das bislang unveröffentlichte Bild stammt aus der Privatsammlung Moeke, Delmenhorst. Es wurde als Teil eines Konvoluts mit Bildern von Willy Menz 2009 dem Staatsarchiv von Alfred Moeke geschenkt. Alfred Moeke hat sich als Sammler und Förderer des Werkes von Willy Menz durch Unterstützung von Ausstellungen und Publikationen verdient gemacht. Vgl. Anm. 10.

geworden.² Auch das Ballonfahren hatte hierbei eine Rolle gespielt. Am 18. Juni 1911 war der Ballon BREMEN des Vereins für Luftfahrt als erstes rein sportlichen Zwecken gewidmetes Fluggerät zu seinem Jungfernflug gestartet, 1925 sollte mit dem Gasballon HANSEAT ein weiterer Ballon in Bremen – auf dem Gelände der Norddeutschen Hütte – zu Starts aufsteigen. Dort konnte man in der folgenden Zeit auch Starts von mehreren Ballons verfolgen.³

Da Menz Namen und Kennzeichen von beteiligten Ballons festgehalten hat, lässt sich das Ereignis umso einfacher recherchieren. Einen unverkennbaren Hinweis auf die Entstehungszeit gibt das Bild bei genauerem Hinsehen preis. In der Bildmitte fällt der Blick auf einen Fahnenmast vor den Gebäuden, von dem eine rote Fahne mit weißem Feld weht. Die Bauwerke im Hintergrund sind die Gebäude des Norddeutschen Lloyd an der Bürgerweide, der Blick geht also von der Bürgerweide in Richtung Stadt.

Das Zusammenspiel von Fahne und Ballons ist kein Zufall. Selbstverständlich war 1939 im gleichgeschalteten nationalsozialistischen Deutschland auch das Ballonfahren kein Freizeitvergnügen, das um seiner selbst Willen betrieben wurde. So stand der von Willy Menz im Juni 1939 skizzierte Start von Ballons von der Bremer Bürgerweide längst im Zusammenhang der militarisierten und auf die Bedürfnisse des NS-Regimes ausgerichteten Einbindung von Sport, Luftfahrt und Technik in die Organisationsstrukturen und Ziele des NS-Staates.⁴

Als Zielfahrt der Ballonbereitschaft des NS-Fliegerkorps war der Start ein Ereignis, das in der Presse als die »Bisher größte ballonsportliche Veranstaltung Bremens« angekündigt wurde, worüber man auch in den folgenden Tagen berichtete.⁵ Die Presse vergaß nicht darauf hinzuweisen, dass der Veranstaltung, die in den Händen von Ballonbereitschaftsführer NSFK-Sturmführer Bohlens liege, auch der Gruppenführer des NSFK Zahn aus Hamburg beiwohne, womit nicht nur die sportliche Bedeutung des Massenstarts unterstrichen, sondern auch der Bremer Freiballonsport ausgezeichnet werde, und schloss mit der Bemerkung, »wir wollen hoffen, dass ... die Bevölkerung diesem Sportereignis diejenige Beachtung schenkt, die ihm zusteht.«⁶ Im Glanz des Ereignisses versammelten sich folglich bei Musik des Musikkorps der Fliegerhorstkommandantur Delmenhorst auch zahlreiche »Vertreter der Partei und ihrer Gliederungen, zahlreiche Offiziere der verschiedenen Wehrmachtsteile, der Schutzpolizei usw. Zur großen Freude aller erschien dann auch Gauleiter Röver.«⁷

2 Die Anlage des Flughafens war der im Jahr 1909 erfolgten Gründung des »Vereins für Luft(schiff)fahrt Bremen e.V.« gefolgt. Vgl. hierzu Wolfgang Schulze, Piloten und Pioniere. Flugsport in Bremen. Rückblick auf eine hundertjährige Geschichte, Lemwerder 2009, und Bremer Verein für Luftfahrt e.V. [Hrsg.], 100 Jahre Bremer Verein für Luftfahrt. Festschrift, Lemwerder 2009.

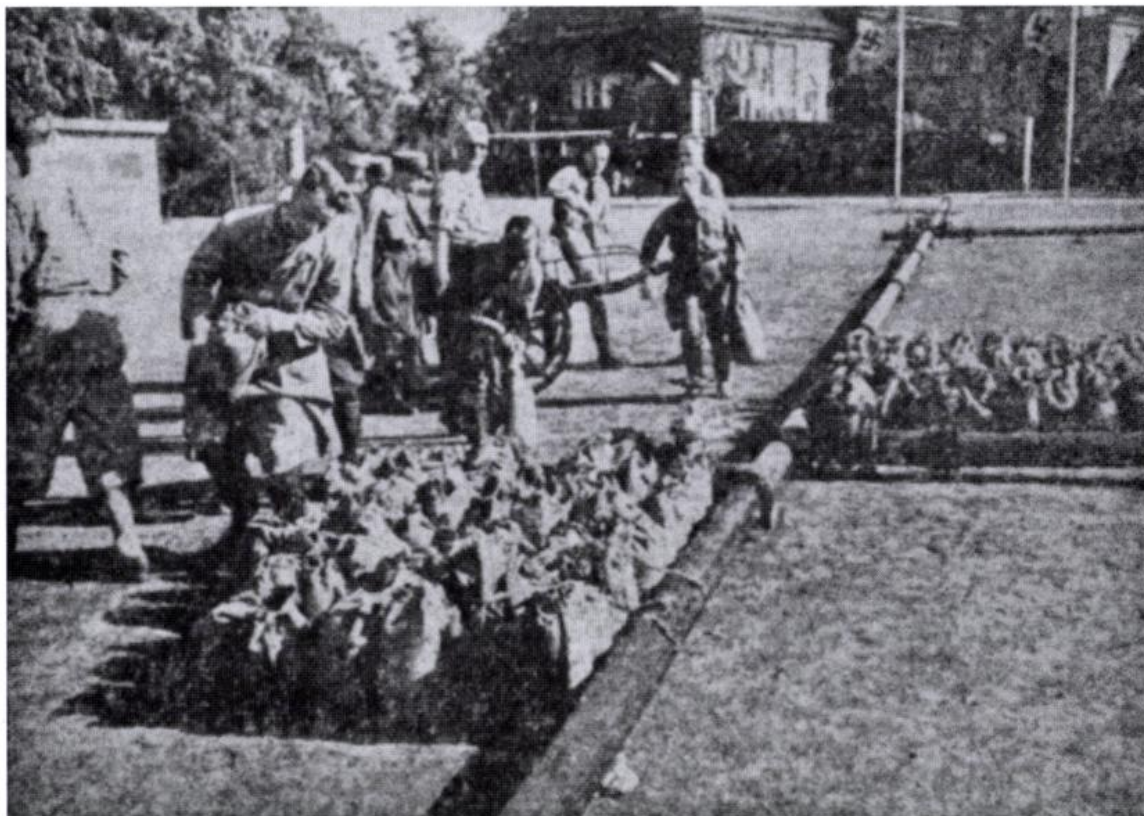
3 Schulze (wie Anm. 2), S. 17, 46.

4 Zur Gleichschaltung der organisierten Fliegerei in Bremen nach 1933 vgl. ebd., S. 62 ff.

5 Bremer Nachrichten, Sonntag 4. Juni 1939, Nr. 151 Zweites Blatt.

6 Ebd.

7 Ebd.



Bremer Nachrichten, 4. 6. 1939: »Am Startplatz werden die Sandsäcke bereitgestellt«. Foto: Fritz Böltz

Die Gasbefüllung der Ballons war um 5 Uhr am frühen Morgen begonnen worden, 350 Mitglieder der HJ und des NSFK waren als Haltemannschaften abkommandiert, als die zehn Ballons um 11 Uhr an den Start gingen. Darunter auch der auf der Zeichnung zu sehende Ballon ISAR aus Bitterfeld (Ballonführer Richard Schütze).⁸ Hinzu kamen Ballons aus Berlin, Erfurt, Hamburg und dem Ruhrgebiet. Als erster Ballon stieg – wohl kaum zufällig – der Berliner Ballon »Reichshauptstadt Berlin« (Ballonführer Dr. von Spreckelsen) auf.

Sieger der Zielfahrt, für die Stadthagen im Bückeburgischen als Zielort ausgegeben worden war, wurde der Ballon ISAR aus Bitterfeld, er ging um 14.30 Uhr bei Niederwöhren bei Stadthagen nieder, gefolgt vom Bremer Ballon ROLAND als zweitem Sieger, der um 14.22 bei Hiddensen landete.⁹ Auch wenn das friedliche Bild anderes nahelegt: Die Fliegerei hatte im Sommer 1939 bereits ihre Unschuld verloren. Die Ausgabe der Bremer Nachrichten, die über die Zielfahrt der NSFK-Ballonfahrer berichtete, ließ nebenstehend die gar nicht so friedlichen Aspekte der Fliegerei im NS-Staat deutlich

8 Der zweite beschriftete Ballon könnte der Ballon Stadt Essen (Werner Lohmann), Stadt Dortmund (Peter Zimmer) oder Reichshauptstadt Berlin (Dr. von Spreckelsen) sein.

9 Bremer Nachrichten, Montag 5. Juni 1939, Nr. 152.

werden. »Legion ›Condor‹ marschiert vor dem Führer« war ein Aufruf des Gauleiters von Berlin, Josef Goebbels, betitelt, der die Siegesparade der Legion Condor im Berliner Lustgarten am 6. 6. 1939 ankündigte. Die deutsche Legion Condor hatte als Hilfstruppe des nationalsozialistischen Deutschland für den Generalissimus Franco im spanischen Bürgerkrieg entscheidende Luftunterstützung bei dem Vorgehen der faschistischen Putschisten gegen die spanische Republik geleistet. Dass dies ein fliegerisches Vorspiel zu dem Weltkrieg war, der wenige Wochen später begann, hatten manche gewarnt, aber viele nicht wahrhaben wollen. Dennoch kündigte sich dieser an. Aufmärsche, Paraden, immer wieder Berichte über uniformierte Verbände und Rüstungsmaßnahmen sowie Drohungen gegen das Ausland – namentlich Polen – beherrschten die Berichterstattung. So titelten die Bremer Nachrichten am gleichen Tag mit dem 1. Großdeutschen Reichskriegertag in Kassel »Der Führer bei der Heerschau der alten Soldaten«, der Besichtigung des Jagdgeschwaders Richthofen »Prinzregent Paul mit Hermann Göring bei der Luftwaffe« und eben der Legion Condor. Ähnliches gilt für fast alle Zeitungsausgaben jener Sommertage, die systematisch eine Atmosphäre von äußerer Bedrohung und innerer Kampfbereitschaft schufen.

So erscheint im Juni 1939 das Zielfliegen des Ballonfahrerkorps noch als harmloses Vergnügen für den Skizzenblock des Malers Willy Menz. Doch hatte auch dieser damals bereits die neuen Machthaber von einer ganz anderen Seite kennengelernt. Schon 1934 als Professor von den Nationalsozialisten auf Betreiben des Malers Fritz Mackensen nach Umwandlung der Kunstgewerbeschule in die »Nordische Kunsthochschule« in den einstweiligen Ruhestand versetzt, musste sich Menz bis 1945 als Privatlehrer und als freischaffender Künstler u. a. mit öffentlichen Auftragsarbeiten durchs Leben schlagen.¹⁰ Für seinen privaten Skizzenblock sollte Menz schon bald ganz andere Motive in Bremen zu malen bekommen. Nach 1940 wurde Willy Menz zum künstlerischen Dokumentar des Luftkrieges in Bremen, der mit dem Skizzenblock die Zerstörungen festhielt, die von alliierten Fliegerverbänden hinterlassen wurden und die zu fotografieren nicht erlaubt war.¹¹ Die Altstadtkirchen und die Bauten der Weserrenaissance in Ruinen, der Untergang von Teerhof und Stephaniviertel, Trümmerberge aus Backstein wurden nun von Menz in ganz ähnlich warmen Farbtönen festgehalten wie die Ballons auf der Bürgerweide im letzten, nur scheinbar friedlichen Sommer vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

10 Zum Werk und zu Leben von Willy Menz vgl. Bernd Küster, Willy Menz 1890–1969. Ein Bremer Maler, Worpswede 1990; zu Menz im Dritten Reich besonders S. 56 ff.

11 Ebd., S. 63 ff.

Aufnahme, Wiederaufnahme oder angeborene Mitgliedschaft? Bremens Weg in die Hanse*

Von Ulrich Weidinger

1. 1358 – 2008: 650 Jahre Hansestadt Bremen

Im Jahre 2008 feierte die Stadt Bremen – hanseatisch zurückhaltend zwar, aber doch mit sichtlichem Stolz und voller Selbstbewusstsein – das Jubiläum ihrer 650-jährigen Zugehörigkeit zur Hanse. Man bezog sich dabei auf eine am 3. August 1358 in Lübeck ausgestellte Urkunde, durch die Bremen und seine Kaufleute offiziell in den Bund der Hansestädte aufgenommen wurden. Dieses Datum, der 3. August 1358, gilt deshalb im Allgemeinen als der Tag des Beitritts Bremens zur Hanse, wie man in wissenschaftlichen Publikationen, populärwissenschaftlichen Abhandlungen, journalistischen Artikeln und Werbebroschüren der Stadt gleichermaßen nachlesen kann. Allenfalls wird die Frage, ob es sich damals um die Erstaufnahme oder aber um eine Wiederaufnahme Bremens in die Hanse gehandelt habe, unterschiedlich beurteilt. Bei solch großer Übereinstimmung in der Sache erscheint eine erneute Beschäftigung mit dieser Thematik eigentlich überflüssig. Bei näherem Hinsehen zeigt sich indes rasch, dass bezüglich des Beitritts Bremens zur Hanse nach wie vor manch offene Frage im Raum steht und dass insbesondere die Umstände, Motive und Hintergründe der Aufnahme von 1358 bei weitem nicht so gut erforscht und so eindeutig geklärt sind, wie es das Diktum der 650-jährigen Mitgliedschaft auf den ersten Blick nahelegen scheint.¹ In Anbetracht der dürftigen und zum Teil auch widersprüchlichen Quellen ist dies auch gar nicht verwunderlich. Die bis heute nicht völlig zufriedenstellend geklärten Vorgänge um den Beitritt Bremens zur Hanse lassen eine nochmalige Beschäftigung mit diesem Themenkomplex unter erneuter kritischer Hinterfragung der vorliegenden, seit langem bekannten Quellen also durchaus sinnvoll und lohnenswert erscheinen.

* Wesentlich erweiterter Vortragstext vom 10. 11. 2008 anlässlich des Jubiläums »1358 – 2008. 650 Jahre Bremen in der Hanse« im Haus der Wissenschaft.

1 Die Aufnahme Bremens in die Hanse war bisher bereits mehrmals Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen. Vgl. D. Schäfer, Bremens Stellung in der Hanse, in: *Hansische Geschichtsblätter* (im Folgenden: *HGbl*) 1874, S. 1-49 (hier S. 11 ff.); W. von Bippen, Die Aufnahme Bremens in die Hanse 1358, in: *HGbl* 1890/91, S. 153-158; H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme in die Hanse 1358 aus neuer Sicht, in: *HGbl* 78, 1961, S. 58-79; H. Schwarzwälder, Bremen als Hansestadt im Mittelalter, in: *HGbl* 112, 1994, S. 1-38 (hier S. 10 ff.); Th. Hill, Die Stadt und ihr Markt: Bremens Umland- und Außenbeziehungen im Mittelalter (12.–15. Jahrhundert), Stuttgart 2004, S. 352-357; U. Weidinger, Bremen – a difficult ally? in: H. Brand (Hrsg.), *The German Hanse in past & present Europe. A medieval League as a model for modern interregional cooperation?* Groningen 2007, S. 147-175 (hier S. 149-155).

2. Die Quellen: Die Aufnahmeurkunde vom 3. August 1358 und die Chronik von Rinesberch und Schene

Die Stadt Bremen hatte im Sommer 1358 – auf Druck der heimischen Kaufmannschaft und Bürgerschaft, wie es heißt – die beiden Ratsherren Hinrich Doneldey und Bernd von Dettenhusen zu dem in Lübeck tagenden Hansetag entsandt, die dort in vermutlich zähen diplomatischen Verhandlungen gegen den ausdrücklichen Widerspruch Hamburgs die Aufnahme Bremens in die Hanse erreichten.² Die über diese Aufnahme am 3. August 1358 in Lübeck ausgestellte Urkunde enthält in ihrer *dispositio* die Bedingungen, unter denen die Bremer Kaufleute ab sofort zu den Freiheiten und Privilegien der Hansekaufleute zugelassen wurden:³ Die Stadt musste sich verpflichten, jederzeit auf Aufforderung Lübecks und der wendischen Ostseestädte ein Schiff mit 50 Bewaffneten zur Verteidigung des Öresunds und desgleichen auf Aufforderung Hamburgs ein Schiff mit 100 Bewaffneten zum Schutz der Elbe bereitzustellen. Des Weiteren musste sich die Stadt bereit erklären, künftig alle Hansebeschlüsse einzuhalten und konsequent durchzuführen. Insbesondere musste sie zusagen, diejenigen ihrer Bürger, die sich der Missachtung hansischer Handelsblockaden schuldig gemacht hatten, gnadenlos zu verfolgen und mit Verlust von Leben und Gut zu bestrafen. Gerade letztere Forderung war hochaktuell, hatte doch der Bremer Kaufmann Tidemann Nanning mit einigen seiner Handelsgenossen erst im Frühjahr 1358 eine von der Hanse über Flandern verhängte Handelssperre zu seinem persönlichen Vorteil unterlaufen.⁴ Drittens schließlich durfte Bremen seine eigenständig im Ausland – genannt werden England, Norwegen und Flandern – erworbenen Handelsvorrechte nur dann weiterhin nutzen, wenn dadurch den übrigen Hansekaufleuten kein Schaden zugefügt würde. Sollte die Stadt nur gegen eine dieser drei Bedingungen verstoßen, drohte ihr der sofortige Ausschluss aus der Hanse, die sog. Verhansung.

Der Inhalt der Urkunde ist zunächst wenig auffällig. Es wurden, wie auch sonst bei dergleichen Vertragsurkunden üblich, die Bedingungen, unter denen die Aufnahme erfolgen sollte, festgeschrieben. Hingegen ist die äußere Form der Urkunde, mit der die Aufnahme Bremens in die Hanse damals besiegelt wurde, äußerst ungewöhnlich, wenn nicht sogar merkwürdig. Die Urkunde wurde nämlich nicht, wie gemeinhin üblich und eigentlich zu erwarten, vom Privilegienaussteller, in diesem Fall also der Hanse bzw. der im Auftrag der Hanse handelnden Stadt Lübeck, ausgefertigt und ausgehändigt, sondern sie ist entgegen allen Usancen als Dankschreiben des Bremer Rates mündiert⁵ und durch das angehängte Siegel der Stadt Bremen beglaubigt.⁶

2 Die Bremer Chronik von Rinesberch, Schene und Hemeling, cap. 460-463, in: Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 37, Bremen 1968, S. 135-138.

3 Brem. Urkundenbuch (BUB) III, 118 bzw. Hansisches Urkundenbuch (HUB) III, 412: *libertatibus et privilegiis dictorum mercatorum interesse permiserunt.*

4 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 459, S. 135.

5 BUB III, 118 bzw. HUB III, 412: *Nos consules et commune civitatis Bremensis referimus immensas gratiarum actiones.*

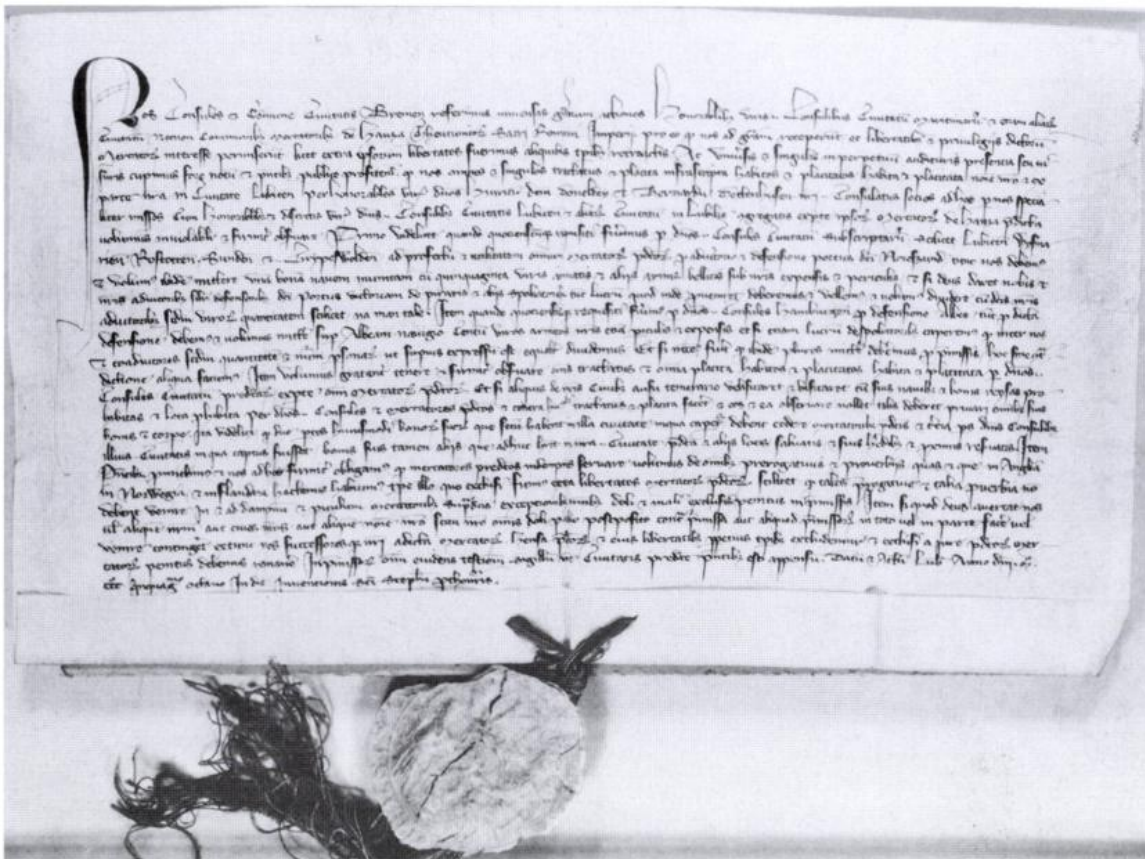


Abb. 1: Rat und Gemeinheit der Stadt Bremen (consules et commune civitatis Bremensis) danken für ihre (Wieder-)Aufnahme in die Hanse und genehmigen den darüber geschlossenen Vertrag. Lübeck, 3. August 1358. – Vorkriegsfoto der im Ratsarchiv Bremen (Trese Z) verwahrten Originalurkunde, die seit dem Zweiten Weltkrieg am Auslagerungsort verschollen ist. Foto: Staatsarchiv Bremen

Der Bremer Rat hatte durch seine beiden nach Lübeck entsandten Ratsgesandten um die Aufnahme in die Hanse nachsuchen lassen und nahm deshalb in dem Verfahren die Rolle eines Bittstellers ein. Der Privilegienempfänger – die Stadt Bremen – hat somit die von ihm selbst erbetene Urkunde auch selbst ausgefertigt und zwar in der Form eines subjektiv gehaltenen Dankschreibens, das die inhaltlichen Anforderungen einer Ausstellerurkunde – rechtswirksame Dokumentation einer Rechtshandlung – gleichwohl vollkommen erfüllt. Trotzdem steht der Echtheitscharakter dieser Urkunde – Empfängerausfertigungen unterliegen nicht selten dem Verdacht der Fälschung⁷ – außer Frage, denn die Originalurkunde ist in drei gleichlautenden Exemplaren in den Archiven der Städte Bremen, Lübeck und Köln aufbewahrt worden, die Empfängerausfertigung geschah also – und zwar ganz offensichtlich

6 Ebd.: *sigillum nostre civitatis predictae presentibus est appensum.*

7 Vgl. H.-W. Goetz, *Proseminar Geschichte: Mittelalter*, 2. Aufl. Stuttgart 2000, S. 345 f.

auch in der ungewöhnlichen Form eines Dankschreibens – mit dem ausdrücklichen Willen des Privilegienausstellers, d.h. Lübecks und der Hanse; deshalb ist sie auch das einzige offizielle Dokument über die Aufnahme Bremens in die Hanse. In der Tat ein seltsam anmutendes Verfahren! Wir werden darauf zurückkommen.

Die Empfängerausfertigung der Aufnahmeurkunde – noch dazu in Form eines Dankschreibens – stellt indessen nicht die einzige Auffälligkeit dar. Merkwürdig ist allein schon die Tatsache, dass es damals überhaupt zu einem förmlichen Aufnahmeverfahren mit abschließender Ausstellung einer Aufnahmeurkunde kam. Derartige Aufnahmeverfahren, ja allein schon die Bitte um Aufnahme waren bis zum damaligen Zeitpunkt in der Hanse gänzlich unüblich und bildeten auch in späterer Zeit eher die Ausnahme. Als Hansestadt galt im Allgemeinen jede Stadt, deren Kaufleute sich am gemeinsamen hansischen Handel beteiligten, indem sie sich den Fahrtgemeinschaften niederdeutscher Kaufleute⁸ – das Wort ›Hanse‹ trug ursprünglich die Bedeutung ›(waffentüchtige) Schar‹, ›Gefolgschaft‹, ›Fahrtgenossenschaft‹⁹ – anschlossen und in deren ausländischen Niederlassungen, den Hansekontoren, an den hansischen Privilegien dauerhaft partizipierten. Dafür aber bedurfte es weder eines Aufnahmeverfahrens noch einer Aufnahmeurkunde. So gut wie alle größeren Hansestädte von Köln im Westen bis Riga, Reval und Dorpat im baltischen Osten sind durch die althergebrachten hansischen Beziehungen ihrer Kaufmannschaften gleichsam wie von selbst in die Hanse hineingewachsen, ohne jemals offiziell aufgenommen worden zu sein; ihre Mitgliedschaft war gewissermaßen ›angeboren‹, weshalb die Quellen über den Beginn der Hansezugehörigkeit in aller Regel auch nichts verlauten lassen.¹⁰ Das Gleiche gilt etwa auch für die zahlreichen westfälischen und sächsischen Kleinstädte in der näheren und weiteren Umgebung Bremens, deren Zugehörigkeit zur Hanse auch ohne förmliche Aufnahme den Charakter einer natürlichen Selbstverständlichkeit besaß und deshalb niemals ernsthaft bestritten wurde.¹¹ Die formelle Aufnahme Bremens mittels Aufnahmeverfahren

8 Zu den Fahrtgemeinschaften niederdeutscher Fernhändler vgl. R. Hammel-Kiesow, *Die Hanse*, München 2000, S. 27.

9 Zur Etymologie des Begriffs ›Hanse‹ vgl. R. Schmidt-Wiegand, *Genossenschaftliche Organisation im Spiegel historischer Beziehungen. Hanse, Gilde, Morgensprache*, in: *Genossenschaftliche Strukturen in der Hanse (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F. 48)*, hrsg. von N. Jörn, D. Kattinger, H. Wernicke, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 1-12; R. Schmidt-Wiegand, *Hanse und Gilde. Genossenschaftliche Organisationsformen im Bereich der Hanse und ihre Bezeichnungen*, in: *HGbl 100*, 1982, S. 21-40; R. Hammel-Kiesow (wie Anm. 8), S. 27.

10 Vgl. K. Friedland, *Kaufleute und Städte als Glieder der Hanse*, in: *HGbl 76*, 1958, S. 22 f.; W. Stein, *Die Hansestädte*, in: *HGbl 19*, 1913, S. 258 ff., 286 f.; E. Daenell, *Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts*, Bd. 2, 3. Aufl. Berlin/New York 2001, S. 297.

11 Vgl. dazu W. Stein, *Die Hansestädte*, in: *HGbl 20*, 1914, S. 258 ff.; L. Winterfeld, *Das westfälische Hansequartier*, in: *Der Raum Westfalen*, Bd. II, hrsg. von H. Aubin und F. Petri, Münster 1955, S. 255 ff., 275.

und Aufnahmeurkunde ist zumindest in der frühen Entwicklungsphase der Hanse in dieser Form einzigartig, erst im 15. Jahrhundert hat es im nieder-rheinisch-niederländischen Raum eine Anzahl vergleichbarer Prozeduren gegeben.¹²

Tatsächlich scheint es mit der so ganz aus dem Rahmen fallenden Aufnahme Bremens eine besondere Bewandnis gehabt zu haben. Gleich zweimal ist in der Aufnahmeurkunde die Rede davon, dass die Bremer Kaufleute in der dem Beitritt unmittelbar vorausgegangenen Zeit keinen Anteil an den hansischen Privilegien gehabt hätten. Daraus lässt sich schließen, dass Bremen und seine Kaufleute früher schon einmal der Hanse angehört hatten. Während jedoch der diesbezügliche Hinweis im einleitenden Protokoll sich theoretisch auch so verstehen lässt, dass die Bremer die Hanseprivilegien aus eigenem Entschluss seit geraumer Zeit nicht mehr in Anspruch genommen hatten,¹³ wird die hansische Enthaltensamkeit der Bremer Fernhändler am Ende der urkundlichen *dispositio* eindeutig mit einem früheren Ausschluss Bremens aus der Hanse in Verbindung gebracht.¹⁴ Über Ort, Zeitpunkt und Hintergründe dieses Ausschlusses teilt die Urkunde freilich nichts Näheres mit. Die Aufnahme von 1358 wäre demzufolge nicht als ein Neueintritt, sondern als eine Wiederaufnahme Bremens in die Hanse nach zuvor erfolgtem Ausschluss zu werten.

Über einen der Wiederaufnahme vorausgegangenen Ausschluss Bremens aus der Hanse berichtet auch die mittelalterliche Stadtchronik von Rinesberch und Schene, die zweite wichtige Quelle zu den Vorgängen um 1358, und im Unterschied zur Aufnahmeurkunde, die sich hierüber ausschweigt, äußert sich die Chronik sehr wohl zu den Vorgängen und Gründen, die zu dieser Verhansung geführt haben. Der Ausschluss sei, so die Chronik, auf Drängen Hamburgs erfolgt, weil Bremen infolge einer Fehde mit dem Grafen von Hoya, bei der 150 der reichsten Bürger – unter ihnen viele Ratsherren – in Gefangenschaft geraten seien, eine hansische Tagfahrt zu Lübeck trotz ausdrücklicher Aufforderung nicht beschickt habe.¹⁵ Doch kann diese Erklärung nicht allzu viel Glaubwürdigkeit für sich beanspruchen. Die verlustreiche Schlacht an der Aller, die die Gefangennahme vieler Bremer Bürger und Ratsherren zur Folge hatte, fand aller Wahrscheinlichkeit nach am 20. Juni 1357 statt.¹⁶

12 Daenell nennt des Weiteren noch die kleineren Städte Rügenwalde (1379), Stolp (1382), Neubrandenburg (1427) und Friedland (1427), die aufgrund eines Aufnahmeantrags aufgenommen wurden. Die Aufnahmeanträge von Konstanz (1417), Utrecht (1422, 1451) und Narva (16. Jh.) wurden abschlägig beschieden. Vgl. E. Daenell (wie Anm. 10), S. 297 ff.

13 BUB III, Nr. 118 bzw. HUB III, Nr. 412: *licet extra ipsorum libertates fuerimus aliquibus temporibus retroactis*. Zur Möglichkeit einer stillschweigenden Entfernung der Bremer Kaufleute von der Hanse vgl. auch H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 59.

14 BUB III, Nr. 118 bzw. HUB III, Nr. 412: *tempore illo, quo exclusi fuimus extra libertates mercatorum predictorum*.

15 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 460, S. 135 f.

16 Zur Datierung der Schlacht in das Jahr 1357 vgl. H. Meinert, in: Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), S. 140 Anm. 277. Meinert widerspricht mit überzeugender

Die Verhansung Bremens wäre demzufolge ein gutes Jahr vor dem Wiedereintritt in die Hanse erfolgt, und in diesem einen Jahr wäre die Stadt angeblich nicht nur völlig verarmt, sondern hätte laut Aufnahmeurkunde auch noch drei Handelsprivilegien im Ausland (England, Norwegen, Flandern) erworben. Das ist schwer vorstellbar.¹⁷ Überhaupt ist die Annahme, dass Bremen der Nichtbesuch einer Tagfahrt zum Verhängnis wurde, eher unwahrscheinlich, zumal die Stadt wegen der gleichzeitigen Hoyaer Fehde ja einen triftigen Grund für ihr Versäumnis geltend machen konnte. Das Nichterscheinen auf allgemeinen Tagfahrten war ein Grundübel aller Hansetage, das zwar wiederholt heftig beanstandet, jedoch so gut wie nie mit dem sofortigen Ausschluss aus dem Städtebund geahndet wurde. Erstmals wurden 1457 auf einem Hansetag 30 Städte wegen ihres säumigen Verhaltens verurteilt, doch sah man auch damals vom Ausschluss aus der Hanse ab und begnügte sich mit der Verhängung einer saftigen Geldbuße.¹⁸ Die Verhansung Bremens aufgrund des – überdies gut begründeten – einmaligen Fernbleibens von einer Tagfahrt stünde insbesondere in der Frühzeit der hansischen Geschichte einzigartig da,¹⁹ man hätte damit gleich auf einem der ersten allgemeinen Hansetage – allgemeine Hansetage gab es erst seit 1356 – ein Exempel statuiert, auf das man in der Folgezeit nie mehr zurückgegriffen hätte.

Die Sache wird auch nicht viel besser, wenn man, wofür die Rinesberch-Schene-Chronik ebenfalls Anhaltspunkte liefert, in der verbotenen Flandernfahrt des Tidemann Nanning den eigentlichen Grund für den Hanseausschluss Bremens sieht.²⁰ Der Bremer Kaufmann Tidemann Nanning²¹ hatte trotz einer am 20. Januar 1358 von der Hanse über Flandern verhängten Handelsblockade²² im Frühjahr desselben Jahres eine verbotene Reise nach Flandern unternommen, um aus der Boykottsituation geschäftliche Vorteile zu ziehen. Zwischen Nannings Verstoß gegen den Hansebeschluss (März/April 1358), der dann zwangsläufig erst auf der Tagfahrt im Juni 1358 erfolgten Verhansung und der anschließenden Wiederaufnahme Bremens am 3. August 1358 hätten also gerade einmal vier bis fünf Monate gelegen – unter den vergleichsweise schwierigen, zeitraubenden mittelalterlichen Kommunikationsverhältnissen ein

Argumentation von Bippen, der die Schlacht in das Jahr 1358 verlegte; vgl. W. von Bippen, *Geschichte der Stadt Bremen*, Bd. 1, Halle 1892, S. 209, und ihm folgend H. Schwarzwälder, *Bremens Aufnahme* (wie Anm. 1), S. 65.

17 Vgl. dazu auch D. Schäfer (wie Anm. 1), S. 12.

18 Ph. Dollinger, *Die Hanse*, 5. Aufl. Stuttgart 1998, S. 127.

19 So auch schon D. Schäfer (wie Anm. 1), S. 12.

20 Der Hauptbericht über die Verhansung und Wiederaufnahme Bremens (cap. 460 - 463) folgt unmittelbar auf die in cap. 459 geschilderte Episode von der verbotenen Flandernfahrt Tidemann Nannings, die Zusammenfassung dieser Ereignisse in cap. 479 stellt sogar einen unmittelbaren kausalen Bezug zwischen der verbotenen Flandernfahrt und dem Hanseausschluss her. Vgl. *Die Bremer Chronik* (wie Anm. 2), cap. 459 ff., S. 135 ff. und cap. 479, S. 146 f.

21 Ob Tidemann Nanning mit dem 1346 bezeugten Ratsherrn Tydemannus Nanne (BUB III, 586) identisch ist, wie H. Meinert vermutet, muss offen bleiben. Vgl. *Die Bremer Chronik* (wie Anm. 2), S. 135, Anm. 255.

22 *Hanserezesse* (im Folgenden HR) I/1, 212 bzw. HUB III, 385.

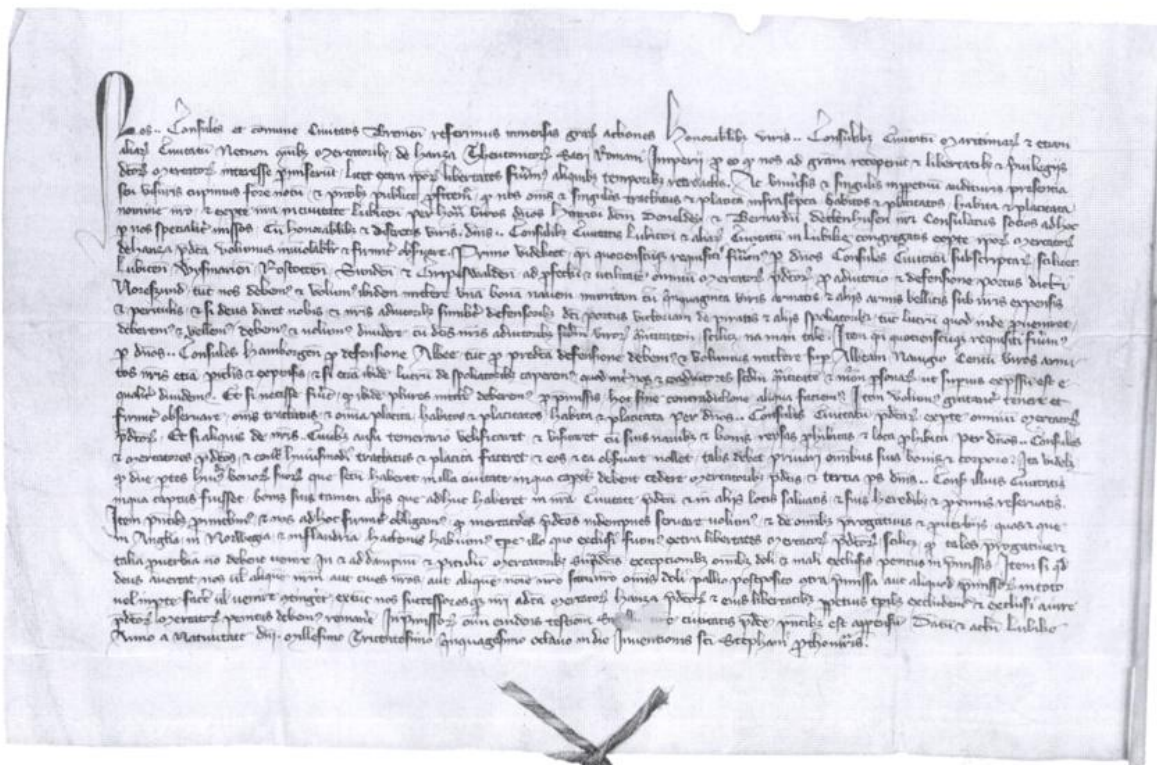


Abb. 2:

Rat und Gemeinheit der Stadt Bremen Bremensis danken für ihre (Wieder-)nehmigen den darüber geschlossenen Foto der für die Hansestadt Lübeck mals anhängende Siegel ist verloren.

(consules et commune civitatis Aufnahm in die Hanse und ge- Vertrag. Lübeck, 3. August 1358. ausgefertigten Urkunde. Das ehe- Foto: Archiv der Hansestadt Lübeck

nur schwer vorstellbarer, äußerst ist es mehr als fraglich, ob das solch schwerwiegende Konse- Heimatstadt – nach sich zog.

Nanning seine Handelsfahrt nach auf den 1. Mai terminierten offiziellen Beginn des Flandernboykotts unternommen hat,²³ folglich also rein formal überhaupt nicht gegen den Hansebeschluss verstoßen hat, ist es wenig wahrscheinlich, dass er der einzige Fernhändler einer Hansestadt war, der damals der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Handelsblockade zu seinem persönlichen Vorteil auszunutzen. Tatsächlich haben die Nimweger knapp 30 Jahre später auf entsprechende Vorhaltungen kleinlaut eingeräumt, einige arme Kaufleute (*ichteswelke lose knapen*) aus ihrer Stadt seien 1358 verbotswidrig nach Flandern gefahren.²⁴ Trotzdem ist weder für Nimwegen noch auch für einige andere niederrheinisch-südersee- ische Städte, deren Kaufleute man später ebenfalls der Verletzung der 1358 über Flandern verhängten Handelssperre bezichtigt hat, ein Hanseausschluss



enger zeitlicher Rahmen. Überdies Nanning zur Last gelegte Vergehen quenzen – die Verhansung seiner Abgesehen davon, dass Tidemann Flandern allem Anschein nach vor dem

23 Vgl. dazu H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 64.

24 HR II/2, 342 § 14.

aus jener Zeit überliefert, und im Brügger Hansekontor, wo man ja direkt betroffen war und die Dinge hautnah miterlebt hatte, konnte man sich später an diesbezügliche Hansebeschlüsse ebenfalls nicht mehr erinnern. Es hat diese Hanseausschlüsse allem Anschein nach überhaupt nicht gegeben.²⁵ Warum aber sollte man dann seitens der Hanse ausgerechnet gegenüber Bremen anders verfahren sein? Vor allem aber: Eines Verstoßes gegenüber hansischen Beschlüssen haben sich – wenn überhaupt – allenfalls der Bremer Bürger Tidemann Nanning und seine Handelsgefährten schuldig gemacht, nicht aber die Stadt Bremen bzw. deren Rat als oberstes Leitungsgremium der Stadt, dem sich keinerlei schuldhaftes Verhalten nachweisen lässt. Ganz im Gegenteil scheint der Bremer Rat sich in dieser Angelegenheit geradezu vorbildlich verhalten zu haben. Kaum war nämlich die Kunde von Nannings *verbotener Reise* nach Bremen gelangt, versammelten sich die Ratsherren im Rathaus und verurteilten den Blockadebrecher zu Tode. Dieser, von seinen Unterstützern rechtzeitig gewarnt, konnte jedoch entfliehen, worauf der Rat ihn, seine Familie und seine Helfershelfer verfestete und damit diesen bei Strafe des Todes das Betreten der Stadt verbot.²⁶ Der Bremer Rat hat, sofern die Chronik hier zuverlässig berichtet, die von der Hanse für das Vergehen des Blockadebruchs vorgesehenen Strafen unverzüglich und kompromisslos verhängt, er hat die hansischen Strafbeschlüsse gewissermaßen in voraus-eilendem Gehorsam exekutiert, um der Hanse jeglichen Vorwand für ein sanktionierendes Eingreifen zu entziehen.²⁷ Die Stadt war also durchaus kooperativ, es wäre deshalb grotesk gewesen, wenn die Hanse das konsequente, ganz auf ihrer Linie liegende Vorgehen des Bremer Rates mit einer Verhansung der Stadt beantwortet hätte. Dass in der Chronik zwischen der Flandernfahrt Tidemann Nannings sowie der Verhansung und Wiederaufnahme Bremens trotzdem ein enger Bezug hergestellt wird, dürfte vor allem darauf zurückzuführen sein, dass die Eigenmächtigkeiten Nannings bei der Hanse selbstverständlich für Unmut gesorgt hatten und deshalb Gegenstand der Verhandlungen waren, die der Ausfertigung der Aufnahmeurkunde vorausgegangen waren.²⁸

Der Bericht der Rinesberch-Schene-Chronik über die Verhansung und Wiederaufnahme Bremens, der im Allgemeinen als ein späterer, dem Bearbeiter und Herausgeber der Chronik, Hermann Meinert, zufolge dem Bremer Ratsherren und Bürgermeister Johann Hemeling d. J. zuzuschreibender Einschub gewertet wird,²⁹ ist in vielerlei Hinsicht in sich widersprüchlich und

25 Vgl. dazu W. Stein (wie Anm. 10), S. 524, 526.

26 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 459, S. 135.

27 Dem Rat unter Verweis auf die erfolgreiche Flucht der Geächteten zu unterstellen, er habe die Bestrafung nur sehr lau betrieben – vgl. H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 64 –, ist rein hypothetisch, eine solche Interpretation wird durch den Bericht der Quelle in keinsten Weise gestützt. Dieser vermittelt vielmehr den Eindruck eines entschiedenen und unerbittlichen Vorgehens des Rates.

28 So auch schon K. Koppmann, in: HR I/1, S. 141, sowie H. Meinert, in: Die Bremer Chronik (wie. Anm. 2), S. 135 Anm. 254.

verwirrend; darauf hat die Forschung zu Recht immer wieder hingewiesen.³⁰ Dies betrifft nicht zuletzt die Chronologie der Ereignisse. Obwohl die Chronik den Hanseausschluss, wie bereits gezeigt, mit der für Bremen verlustreichen Schlacht an der Aller in Verbindung bringt, so dass dieser logischerweise eigentlich nur auf dem Hansetag von 1357 erfolgt sein kann, heißt es nur wenig später, dass die Verhansung Bremens drei Jahre angedauert habe – der Hanseausschluss müsste demnach schon im Jahre 1355 und damit lange vor der Schlacht an der Aller stattgefunden haben. Dabei werden die Folgen des Hanseausschlusses in den schwärzesten Farben gemalt: Die Stadt sei dadurch völlig verarmt, viele Bürger hätten die Stadt verlassen, die Grundstücke seien verfallen, die Vorstädte verwüstet, auf dem Straßenpflaster sei das Gras gewachsen³¹ – ein Schreckensszenario, wie man es sich nach gerade erst dreijährigem Fernbleiben von der Hanse schwerlich vorstellen kann. Vieles spricht dafür, dass die genannten drei Jahre mitsamt ihren schrecklichen Verfallserscheinungen sich in Wirklichkeit nicht, wie der Chronikbericht suggeriert, auf den Hanseausschluss Bremens, sondern auf die kurz zuvor erwähnte – 1356 ausgebrochene und damit sich tatsächlich im dritten Jahr befindliche – Hoyaer Fehde beziehen.³² Dem entspricht auch, dass im Chronikbericht nur wenig später (cap. 462) – in sichtlichem Widerspruch zur soeben behaupteten dreijährigen Verhansung – zu lesen ist, dass von der Verhansung bis zur 1358 erfolgten Wiederaufnahme lediglich ein Jahr verflossen sei. Demzufolge wäre der Hanseausschluss Bremens also tatsächlich auf der Tagfahrt des Jahres 1357 und damit im unmittelbaren zeitlichen Kontext der verlustreichen Schlacht an der Aller ausgesprochen worden. Das Problem ist nur, dass es im Jahre 1357 überhaupt keinen allgemeinen Hansetag gab, auf dem ein solcher Verhansungsbeschluss gefasst hätte werden können. Wie man die Dinge auch dreht und wendet: Die Widersprüche und Ungereimtheiten, die der Chronikbericht im Hinblick auf seine zeitlichen Angaben enthält, lassen sich nicht gänzlich auflösen und machen eine exakte chronologische Einordnung der geschilderten Vorgänge schier unmöglich – ein Umstand, der die Glaubwürdigkeit der Chronik nicht unbedingt erhöht.

Einer kritischen Hinterfragung bedarf auch die Aussage der Chronik, die Bemühungen Bremens um Wiederaufnahme in die Hanse seien das Ergebnis

29 H. Meinert, in: Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), S. XXXV sowie S. 135 Anm. 254 und S. 147 Anm. 315. Vgl. auch K. Koppmann (wie Anm. 28), S. 139 f.; D. Schäfer (wie Anm. 1), S. 11.

30 Lediglich Schwarzwälder, der sich freilich auf eine andere, nicht im Druck vorliegende Fassung der Chronik bezieht, die die Ereignisse in einer zum Teil abweichenden Reihenfolge darstellt, konstatiert eine weitgehende Auflösung der Widersprüche; vgl. H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 67.

31 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 460, 472, 479, S. 136, 143, 147.

32 Diese Lesart legen vor allen Dingen die Herbord Schene zugeschriebene Schilderung der Ereignisse in cap. 472 sowie die von Schwarzwälder herangezogene Chronikfassung aus der Bremer Staats- und Universitätsbibliothek nahe. Vgl. Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 472, S. 142 f., sowie H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 63. Vgl. dazu auch H. Meinert, in: Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), S. 136 Anm. 259 sowie S. 143 Anm. 288.

des unablässigen Drängens von Kaufmannschaft und Bürgergemeinde (*meinheit*) gewesen, die zwischen der vom Rat gewünschten Schosszahlung zur Auslösung der Hoyaer Gefangenen und dem Beitritt zur Hanse ein Junktim hergestellt hätten und so den zögerlichen, wenn nicht gar unwilligen Rat zum Handeln gezwungen hätten. Diese Darstellung unterstellt einen Dissens zwischen der von den Kaufleuten angeführten Bürgerschaft und dem sich vor allem aus der erzbischöflichen Ministerialität rekrutierenden Rat, der sich nicht zuletzt im Hinblick auf die Frage der Hansezugehörigkeit ausgewirkt habe. Es darf indes mit Fug und Recht bezweifelt werden, dass es diesen substantiellen Interessengegensatz zwischen dem Rat und insbesondere den führenden Kaufmannsfamilien damals in dieser Form gegeben hat. Der Einfluss der von Grundeigentum und Renteneinkünften lebenden ministerialischen Familien wurde spätestens 1304 im Zuge der Vertreibung der sog. Geschlechter massiv zurückgedrängt, die alten, überwiegend aus der Ministerialenschicht stammenden ›Geschlechter‹ wurden seither im Rat zunehmend durch die bürgerliche Oberschicht ersetzt, die vor allem das kaufmännische Element repräsentierte und ihre Herrschaft durch das neue kodifizierte Stadtrecht von 1303/08 sogleich zu stabilisieren verstand.³³ Aber auch schon vor der Vertreibung der ›Geschlechter‹ war die Einflussnahme der bürgerlichen Kaufleuteschicht auf die Politik des Rates offensichtlich immens. Ein Blick auf die Vertragsurkunde, die der Rat 1233 mit Erzbischof Gerhard II. anlässlich des bevorstehenden Kreuzzugs gegen die Stedinger aushandelte, zeigt dies in aller Deutlichkeit:³⁴ Die Vergünstigungen, die Gerhard II. der Stadt als Gegenleistung für deren Beteiligung am Kreuzzug zugestehen musste – Befreiung der Kaufleute von der Heeresfolge, Aufhebung ungerechter Zölle, Abschaffung schlechter Münzen, Verbot des adligen Schlösserbaus entlang der Weser, Maßnahmen gegen den Straßenraub –, kamen fast alle so gut wie ausschließlich den einheimischen Fernhändlern zugute, die offensichtlich über eine starke, einflussreiche Lobby im Rat verfügten. Auch bei der Gestaltung der auswärtigen Beziehungen hatten der Schutz des Handelsverkehrs und die Gewährleistung der freien Schifffahrt auf der Weser und entlang der Nordseeküste für den Rat bereits im 13. Jahrhundert allererste Priorität, die Politik der städtischen Obrigkeit hatte also schon damals vor allem die Interessen der im Fernhandel tätigen Kaufleute im Auge.³⁵ Vor diesem Hintergrund ist

33 Vgl. dazu H. Schwarzwälder, *Bremen um 1300 und sein Stadtrecht von 1303*, in: *700 Jahre Bremer Recht. 1303–2003* (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 66), hrsg. von K. Elmshäuser und A. E. Hofmeister, Bremen 2003, S. 40 ff.; Th. Hill, *Bremen, die Hanse und der Stralsunder Frieden*, in: *Der Stralsunder Frieden von 1370. Prosopographische Studien* (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte N. F. 46), hrsg. von N. Jörn, R.-G. Werlich und H. Wernicke, Köln/Weimar/Wien 1998, S. 327; R. Zühlke, *Bremen und Riga. Zwei mittelalterliche Metropolen im Vergleich* (Arbeiten zur Geschichte Osteuropas, Bd. 12), Münster 2000, S. 103 f.

34 BUB I, 172.

35 BUB I, 119, 203, 265, 340, 341, 342, 365, 426, 470, 471, 472. Vgl. dazu auch U. Weidinger, *Mit Koggen zum Marktplatz. Bremens Hafenstrukturen vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Industrialisierung*, Bremen 1997, S. 148 ff.

es wenig wahrscheinlich, dass es ca. ein Jahrhundert später zwischen politisch handelndem Rat und wirtschaftlich führender Kaufmannschaft plötzlich einen großen Dissens in der Frage der Hansemitgliedschaft gegeben haben soll. Es trifft auch nicht zu, dass, wie gelegentlich behauptet, der Rat den Fernhändlern der Stadt vor 1358 im Ausland keine diplomatische Hilfestellung gewährte und diese, etwa beim Erwerb von Handelsprivilegien in Norwegen, auf sich allein gestellt gewesen wären.³⁶ Wenn die Initiative damals wenigstens zum Teil von der Bürgerschaft und nicht vom Rat ausgegangen zu sein scheint, und diese auch wiederholt Empfänger von betreffenden Urkunden war, so war dies wohl hauptsächlich dem Umstand geschuldet, dass damals zur Zeit der sog. Kaufmannshanse noch überwiegend die vereinigten Kaufmannschaften und weniger die Städte im Vordergrund standen und als eigentliche Handlungsträger in Erscheinung traten. Vor allem aber lassen sich gerade bezüglich der norwegischen Handelspolitik der Stadt mindestens ebenso viele urkundliche Dokumente finden, in denen der Rat – entweder allein oder gemeinsam mit der Bürgerschaft – als Initiator bzw. Adressat dieser Politik angesprochen wird.³⁷ Die so häufig unterstellten Differenzen zwischen Rat und Kaufmannschaft im Hinblick auf die Handelspolitik der Stadt lassen sich daraus wahrlich nicht ablesen! Vielmehr ist davon auszugehen, dass es auch in Bremen bereits während des 13. Jahrhunderts zu einer engen Verschmelzung von Ministerialität und Bürgertum respektive Kaufmannschaft gekommen ist,³⁸ die volle Zuordnung der erzbischöflichen Ministerialen zur städtischen Kaufmannschaft und Bürgerschaft steht, wie nicht zuletzt die bereits angesprochene Stedingerurkunde eindrucksvoll belegt,³⁹ schon in dieser frühen Zeit außer Frage.⁴⁰ Die angeblichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Rat und Kaufleuten über die Hansezugehörigkeit der Stadt standen in einem engen Zusammenhang mit der Schosszahlung zur Auslösung der Hoyaer Gefangenen, und in dieser Angelegenheit hat es sicherlich unterschiedliche Auffassungen gegeben. Auch hier mag in der Chronik einiges durcheinander geraten sein.

36 So die Darstellung bei H. Schwarzwälder, Bremen als Hansestadt (wie Anm. 2), S. 9 f.

37 BUB I, 393 (1279), 418 (1284), BUB II, 217 (1321), 544 (1346), 545 (1346), 546 (1346).

38 Vgl. dazu auch K. Schulz, Von der *familia* zur Stadtgemeinde. Zum Prozess der Erlangung bürgerlicher Freiheitsrechte durch hofrechtlich gebundene Bevölkerungsgruppen, in: K. Schulz, Die Freiheit des Bürgers. Städtische Gesellschaft im Hoch- und Spätmittelalter, hrsg. von M. Krüger, Darmstadt 2008, S. 46.

39 BUB I, 172: *Item cives Bremenses mercatores non tenebuntur ad archiepiscopi Bremensis expeditionem, ni voluerint, exceptis illis mercatoribus, qui vel tamquam ministeriales vel tamquam homines ecclesie ab ecclesia sunt infeodati...*

40 Im Hinblick auf den zum Teil ähnlichen Entwicklungsverlauf im hochmittelalterlichen Köln gelangt Knut Schulz zu dem Ergebnis: ›Der so häufig den Untersuchungen zugrundegelegte Gegensatz zwischen Dienstmann und Kaufmann, die geradezu als wesensverschiedene Typen angesehen werden, lässt sich nach der gerade in dieser Hinsicht deutlichen Aussage der Kölner Quellen nicht länger aufrechterhalten‹. Vgl. K. Schulz, Richerzeche, Meliorat und Ministerialität in Köln, in: K. Schulz, Die Freiheit (wie Anm. 38), S. 220.

Da die Angaben der Chronik wenigstens zum Teil untereinander wie auch zu anderen Quellen im Widerspruch stehen, wurde die Glaubwürdigkeit des Berichts wiederholt in Zweifel gezogen. Wilhelm von Bippen etwa sah darin den ungeschickten Versuch, einen Erklärungsgrund für eine vermutete, in Wirklichkeit aber nicht belegbare Verhansung zu finden.⁴¹ Bei der Frage der Glaubwürdigkeit des Chronikberichts ist sicherlich zu berücksichtigen, dass insbesondere die später eingeschobenen Teile der Rinesberch-Schene-Chronik frühestens Anfang des 15. Jahrhunderts verfasst wurden, der Abstand zu den Vorgängen um die Hanseaufnahme betrug damals also ungefähr 50 Jahre; trifft es zu, dass die entscheidenden Passagen über Verhansung und Wiederaufnahme auf Johann Hemeling d. J. zurückgehen,⁴² dann würde die zeitliche Differenz sogar auf ca. 60 Jahre anwachsen. Zwischen den beschriebenen Vorgängen und der Niederschrift lag also ein zeitlicher Abstand von etwa zwei Generationen. Es ist durchaus vorstellbar, dass in der Zwischenzeit manches Detail in Vergessenheit geraten war und die exakte chronologische Einordnung der Ereignisse um und vor 1358 den Verfassern der Chronik in einen oder anderen Fall Schwierigkeiten bereitete, zumal ihnen außer der Aufnahmeurkunde möglicherweise keine weiteren schriftlichen Unterlagen zur Verfügung standen. Die Unstimmigkeiten des Chronikberichts mögen sich so wenigstens zum Teil erklären lassen. Andererseits können die Verfasser, was die Vorgänge um 1358 anbetrifft, nicht völlig uninformiert gewesen sein. Gerd Rinesberch (* um 1315), der 1406 hochbetagt im Alter von mehr als 90 Jahren starb, war damals schon über 40 Jahre, Herbord Schene (* um 1330, † 1413) immerhin auch schon Mitte 20 Jahre alt. Johann Hemeling († 1428) freilich, falls er tatsächlich für den fraglichen Chronikbericht verantwortlich gewesen sein sollte, wurde 1358, im Jahr der (Wieder-) Aufnahme also, gerade erst geboren.⁴³ Doch auch er wird in jungen Jahren in seinem Elternhaus – auch sein Vater Nikolaus war Ratsherr und Bürgermeister – über die Umstände der Hanseaufnahme, die für die Stadt ja von großer Bedeutung war, unterrichtet worden sein. Tatsächlich wird sich im Verlauf der Untersuchung zeigen, dass die Verfasser der Stadtchronik über die grundlegenden Vorgänge bei der (Wieder-) Aufnahme von 1358 bestens Bescheid wussten, wenngleich sich, wie gesehen, in ihre Darstellung – insbesondere was die chronologische Zuordnung einzelner Ereignisse anbetrifft – einige Fehler, Ungenauigkeiten und Ungereimtheiten eingeschlichen haben.

41 W. von Bippen (wie Anm. 1), S. 154.

42 Lieselotte Klink hält allerdings nicht Hemeling, sondern den Ratsschreiber Reynner Salun für den Überarbeiter der Rinesberch-Schene-Chronik; vgl. L. Klink, Johann Hemelings ›Diplomatarium fabricae ecclesiae Bremensis‹ von 1415/20 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 37), Hildesheim 1988, S. 24 ff.

43 Zu den Lebensdaten Rinesberchs, Schenes und Hemelings vgl. H. Meinert, in: Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), S. XX f. und S. XXX f. sowie H. Schwarzwälder, Das Große Bremen-Lexikon, Bremen 2003, Bd. 1, S. 376 f., Bd. 2, S. 731 und S. 762.

3. Erste Berührungspunkte zur Hanse im 13. Jahrhundert

Die erste Bestandsaufnahme ergibt somit ein äußerst diffuses, wenig erhellendes Bild. Während sich die Aufnahmeurkunde von 1358 über Zeitpunkt und Grund des der (Wieder-) Aufnahme angeblich vorausgegangenen Ausschlusses Bremens aus der Hanse völlig ausschweigt, enthält die Chronik von Rinesberch und Schene hierzu einander ausschließende, zum Teil auch nur wenig glaubwürdige Informationen. Hinzu kommt, dass auch in der sonstigen hansischen Überlieferung jener Zeit (Hanserezepte, Städtekorrespondenz) von einem Hanseauschluss Bremens nichts berichtet wird. Dennoch geht es nicht an, die Behauptung einer früheren Verhansung Bremens als reines Phantasieprodukt der in Erklärungsnot befindlichen Chronisten abzutun, denn schließlich befindet sich der Hinweis auf den Hanseauschluss nicht nur in der im zeitlichen Abstand eines halben Jahrhunderts berichtenden Stadtchronik, sondern ebenfalls – und zwar gleich zweimal – in der Rechtsqualität besitzenden Aufnahmeurkunde von 1358. Es muss diesen Hanseauschluss entweder gegeben haben oder es muss damit sonst irgendeine, auf den ersten Blick nicht erkennbare Bewandnis auf sich gehabt haben. Um hierüber Genaueres in Erfahrung zu bringen, soll im Folgenden zunächst das Verhältnis Bremens zur Hanse in der Zeit vor 1350 näher in den Blick genommen werden. Dabei wird sich rasch zeigen, dass die Beziehungen Bremens zur Hanse verhältnismäßig weit zurückreichen und keineswegs erst 1358 mit der Ausstellung der Aufnahmeurkunde begründet wurden.

Erste Berührungspunkte Bremens zur Hanse haben sich offensichtlich schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Ferne des östlichen Ostseeraumes ergeben. Nachdem Heinrich der Löwe 1161 zwischen deutschen und gotländischen Kaufleuten den Artlenburger Vertrag vermittelt hatte, bildete sich, als eine Keimzelle der späteren Hanse, die sog. Gotländische Genossenschaft, die in der Folgezeit – unter Zurückdrängung ihrer Handelskonkurrenten aus den skandinavischen und slawischen Ländern – im Ostseeraum eine monopolartige Stellung erlangte.⁴⁴ Als Zeuge eines Handelsvertrags, den die Gotländische Genossenschaft (*universi mercatores imperii Romani Gotlandiam frequentantes*) 1229 in Riga mit dem Fürsten von Smolensk abschloss, wird neben Kaufleuten aus Riga, Wisby, Lübeck, Soest, Münster, Dortmund und Groningen auch der Bremer Kaufmann Heinrich Zeisig genannt.⁴⁵ In der Frühzeit der Hanse gab es einen ausgeprägten westfälischen Handel in die Ostsee, westfälische Kaufleute hatten einen nicht unwesentlichen Anteil an der handelsmäßigen Erschließung der Ostseeländer, und deren Weg scheint zumindest anfangs – neben dem Landweg nach Lübeck – auch über die von Westfalen aus gut erreichbare Hafenstadt Bremen

44 Vgl. dazu Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 41 ff.; R. Bohn, Wisby – Keimzelle des hansischen Ostseehandels; in: Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos, Bd. 1, hrsg. von J. Bracker, Hamburg 1989, S. 533-535; D. Ellmers, Die Entstehung der Hanse, in: HGBll 103, 1985, S. 29 f. Zur gotländischen Genossenschaft vgl. D. Kattinger, Die gotländische Genossenschaft. Der frühhansisch-gotländische Handel in Nord- und Westeuropa, Köln u. a. 1999.

45 HUB I, 232. Vgl. dazu auch D. Kattinger (wie Anm. 44), S. 199 ff.

geführt zu haben.⁴⁶ Offensichtlich fanden im Sog dieses westfälischen Ostseehandels damals auch schon etliche Bremer Fernhändler den Weg in die Tiefe des Ostseeraums, wo sie auf ihren Handelsreisen zu den an Düna und Dnjepr gelegenen russischen Handelsstädten Polozk, Witebsk und Smolensk vordrangen. Sicherlich wurden diese Bremer Handelsaktivitäten im baltisch-russischen Raum auch durch die starke Einflussnahme der Bremer Kirche bei der Gründung der livländischen Kirche und des Bistums Riga begünstigt.⁴⁷ Der Vertrag von 1229 mit dem Fürsten von Smolensk gilt als herausragendes Dokument des frühhansischen Handels im östlichen Ostseeraum. Wenn der Bremer Heinrich Zeisig damals neben 17 weiteren Kaufleuten als einer der bevollmächtigten Vertreter der Gotländischen Genossenschaft fungierte, dann muss er in die Organisationsstrukturen dieser Kaufmannsgilde – und damit zugleich des frühhansischen Handels – fest eingebunden gewesen sein. Und da Heinrich Zeisig offensichtlich als Repräsentant seiner Heimatstadt Bremen dem Führungszirkel jener Genossenschaft der Gotlandfahrer angehörte, ist davon auszugehen, dass damals auch noch andere Bremer Kaufleute die abenteuerliche Handelsfahrt in den fernen Osten auf sich nahmen, um am profitablen Russlandhandel teilzuhaben.

Während die Hanse in der Ostsee mit der Genossenschaft der Gotlandfahrer schon seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts über eine organisierte Interessenvertretung verfügte, konnten die hansischen Interessen in Flandern erst Mitte des 13. Jahrhunderts in einer konzertierten Aktion zusammengeführt werden. Dies geschah in den Jahren 1252/53, als die durch den Lübecker Ratsherren Hermann Hoyer und den Hamburger Ratsnotar Jordan von Boizenburg vertretene Hanse von der Gräfin Margarethe von Flandern ein ganzes Bündel weitgehender Handels- und Zollprivilegien erwirkte, die die rechtliche Grundlage für das rasche Aufblühen des Hansehandels in Flandern bildeten.⁴⁸ Damals war auch Bremen mit von der Partie. Indem die Stadt im März 1255, wie von der Gräfin gewünscht, eine Gegenurkunde ausgestellt hat, die den flämischen Händlern an der Weser die gleichen Rechte zugestand,⁴⁹ hat sie ihren Wunsch nach Teilhabe an den flandrischen Handelsprivilegien ausdrücklich kundgetan. Das Privilegienbündel der flämischen Gräfin sah auch die dann doch nicht verwirklichte Gründung einer privilegierten, in sich geschlossenen deutschen Kaufleutekolonie (sog. Neu-Damme) vor, Bremen trug also auch diese Maßnahme, die das Zusammenwachsen des

46 Vgl. L. von Winterfeld (wie Anm. 11), S. 259, 262 ff., 275, 277 f.; L. Winterfeld, *Dortmunds Stellung in der Hanse* (Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins 23), Lübeck 1932, S. 11 ff.

47 Vgl. dazu F. Benninghoven, *Rigas Entstehung und der frühhansische Kaufmann*, Hamburg 1961, passim.

48 Vgl. dazu W. Stein, *Über die ältesten Privilegien der deutschen Hanse in Flandern und die ältere Handelspolitik Lübecks*, in: *HGbl* 30, 1902, S. 49-133; V. Henn, *Entfaltung im Westen: ›Hansen‹ auf den niederländischen Märkten*, in: *Die Hanse* (wie Anm. 44), S. 44.

49 BUB I, 264 bzw. HUB I, 476. Ob damals nur die Städte Bremen und Münster derartige Urkunden ausgestellt haben, ist ungewiss. Jedenfalls sind nur die Gegenurkunden dieser beiden Städte erhalten.

gemeinen Kaufmanns in Flandern maßgeblich befördert hätte, mit. Dass die Stadt Bremen damals die rechtliche Absicherung ihres Handelsverkehrs im wirtschaftlich hochentwickelten Flandern in enger Abstimmung und Kooperation mit den anderen niederdeutschen, dem hansischen Umfeld zuzurechnenden Städten betrieb, geht auch aus einem nur wenig später, nämlich um 1260, von zwölf sächsischen Städten verfassten Beschwerdebrief an die Stadt Gent hervor. In dem Protestschreiben drohten Bremen und die anderen Städte mit dem Abbruch der Handelsbeziehungen, falls Gent weiterhin an der fragwürdigen Praxis festhalten sollte, sich an sächsischen Kaufleuten für das Genter Bürgern in Sachsen zugefügte Unrecht – genannt wird insbesondere der Straßenraub – durch Arretierung von deren Gütern schadlos zu halten.⁵⁰ Die zwölf zur Wahrung ihrer flämischen Handelsinteressen gemeinsam auftretenden sächsischen Städte – darunter u. a. auch Hamburg, Stade, Lüneburg und Braunschweig – wurden später mit Ausnahme Wernigerodes alleamt zu den Hansestädten gerechnet. Möglicherweise fiel Bremen unter diesen in Flandern Handel treibenden sächsischen Städten sogar eine Führungsrolle zu, jedenfalls wird die Weserstadt in dem Protestschreiben an erster Stelle genannt.⁵¹ Wie dem auch sei – Bremen zählte Mitte des 13. Jahrhunderts in Flandern offensichtlich zu jenen Städten, deren gleichsam ›angeborener‹ hansischer Charakter nicht weiter in Frage gestellt wurde und die deshalb in aller Regel in einem mehr oder weniger naturwüchsig verlaufenden Prozess den Status einer Hansestadt erlangten.

Im Unterschied zu Flandern, wo der Bremer Fernhandel von Anfang an in den Bahnen des sich entwickelnden Hansehandels verlief, hat Bremen sich in England zunächst um ein eigenes, ausschließlich den Bremer Kaufleuten zugute kommendes Handelsprivileg bemüht. Dieses wurde der Weserstadt dann auch 1213 durch den englischen König Johann I. (1199–1216) zuteil, der den Bremern unter Bezugnahme auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum deutschen Kaiser Otto IV. das Recht des freien Handels in seinem Reich vorbehaltlich der Beachtung der englischen Rechtsgewohnheiten auf unbestimmte Zeit zugestand.⁵² Es steht zu vermuten, dass die Bremer Bemühungen um Privilegierung ihres englischen Handels vor allem dem Ziel dienten, sich von den Kölnern unabhängig zu machen, die den deutschen Englandhandel damals weitgehend dominierten und ihre oberhalb der London Bridge gelegene ›Guildhall‹ – die Keimzelle des berühmten Londoner Stalhofs – zu ihrem geschäftlichen Mittelpunkt ausbildeten. Denn in der Frühzeit des Englandhandels im 11. und 12. Jahrhundert waren unter den deutschen Fernhändlern neben den dominierenden Kölnern wohl hauptsächlich Bremer Kaufleute in England vertreten,⁵³ wohingegen die in England als

50 BUB I, 275 bzw. HUB I, 650. Ehmck und von Bippen datieren die Urkunde im Bremischen Urkundenbuch in die Zeit um 1256, wohingegen Koppmann im Hansischen Urkundenbuch die Zeit um 1267/68 für wahrscheinlich hält.

51 Vgl. dazu auch L. von Winterfeld (wie Anm. 11), S. 336.

52 BUB I, 107 bzw. HUB I, 110.

53 Ein Beleg für die frühe Englandfahrt bremischer Kaufleute schon um die Jahrtausendwende ist die Nachricht der ›Miracula sancti Bernwardi‹ über ein Bremer

›Osterlinge‹ bezeichneten Kaufleute aus weiter östlich gelegenen Städten – allen voran die Lübecker und Hamburger – erst seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts allmählich auf der englischen Bildfläche erschienen. Da die Kölner seit 1130 eine ganze Reihe englischer Handelsprivilegien bis hin zur Gewährung vollständiger Verkehrsfreiheit in England (1194) erlangt hatten,⁵⁴ mussten die Bremer, wollten sie sich gegen die Übermacht der Rheinstädter behaupten, sich nolens volens selbst um die rechtliche Absicherung ihres Handels in England kümmern. Der Erwerb eigener bremischer Handelsvorrechte in England 1213 ist also keineswegs als Ausdruck einer wie auch immer gearteten antihansischen Gesinnung zu bewerten, sondern ist allein der besonderen Handelssituation in England zu Anfang des 13. Jahrhunderts geschuldet, die durch das Anstreben einer monopolartigen Stellung durch die Kölner sowie das weitgehende Fehlen von Kaufleuten aus dem weiteren hansischen Umfeld gekennzeichnet war. Dass die Bremer Fernhändler damals einigermaßen regelmäßig in England aufkreuzten, dafür sind nicht zuletzt die wiederholte Beschlagnahmung von Handelsschiffen aus Bremen bzw. deren Freilassung nach vorübergehender Arretierung – 1224 lässt sich allein auf diese Weise die Anwesenheit von sechs Bremer Kaufleuten in England nachweisen – sowie die 1225 erteilte Handelsgenehmigung für zwei Bremer Kaufleute in England ein Beleg.⁵⁵

Mit dem vermehrten Auftreten der hansischen Osterlinge aus Hamburg, Lübeck, Wisby usw. in England seit Beginn des 13. Jahrhunderts veränderte denn auch die Hanse der Kölner Englandfahrer in London ihren Charakter und entwickelte sich immer mehr zur – 1234 erstmals erkennbaren – umfassenderen Organisation einer Hanse aller deutschen Englandfahrer.⁵⁶ In diese nun auch in England Gestalt annehmenden gesamthansischen Strukturen haben sich, wie es scheint, auch die Bremer Englandfahrer unverzüglich eingefügt. Wie sonst wäre es möglich gewesen, dass in der seit Mitte des 13. Jahrhunderts unter der Führung eines gemeinsamen Ältermannes geeinten ›Deutschen Guildhall‹ (*gildehall Teutonicorum*) zu London sogleich zwei Kaufleuten bremischer Herkunft Führungsaufgaben übertragen wurden. Der

Handelsschiff, das kurz nach 1022 auf seiner Überfahrt nach England in einen schweren Sturm geriet und dabei stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Vgl. *Miracula sancti Bernwardi*, MGH SS IV, cap. 9, S. 784: *Quidam ante mercatores Bremenses cum in mari versus Angliam navigarent, tempestate gravissima praeventi sunt. ...* Zur frühen Präsenz Bremer Fernhändler in England vgl. auch Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 19; D. Keene, Ein Haus in London: Von der Guildhall zum Stalhof, in: *Die Hanse* (wie Anm. 44), S. 47; D. Fryde, Deutsche Englandkaufleute in frühhansischer Zeit, in: *HGblI* 97, 1979, S. 2; H. Stoob, *Die Hanse*, Graz/Wien/Köln 1995, S. 92 ff.

54 Vgl. dazu D. Kattinger, Deutsche Kaufmannshansen im Ost- und Nordseeraum im 12. und 13. Jahrhundert und die Entstehung der hansischen Kontore, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 42.2, 1994 (Heft 10), S. 884 ff.

55 BUB I, 130 (1224), 131 (1224), 134 (1224), 239 (1248) bzw. HUB I, 159, 166, 179, 364; HUB I, 185 (1225).

56 Vgl. D. Kattinger (wie Anm. 54), S. 886 ff.; N. Fryde, Arnold Fitz Thedmar und die Entstehung der großen deutschen Hanse, in: *HGblI* 107, 1989, S. 31.

väterlicherseits aus Bremen, mütterlicherseits aus Köln stammende Arnold Fitz Thedmar war seit 1251 einige Jahre lang Ältermann der deutschen Kaufleutegemeinde in England und vertrat in dieser leitenden Position die kaufmännischen Interessen gegenüber der Stadt London und dem englischen Königtum.⁵⁷ Arnolds Vater, der Bremer Großkaufmann Thedmar, hatte im Londoner Stadtteil Dowgate in unmittelbarer Nähe der deutschen Guildhall Grundbesitz erworben, den Arnold später um große Hauskomplexe – darunter Läden, eine große Lagerhalle und ein Werftareal – erweiterte. Als Ältermann der deutschen Englandfahrer unterhielt Arnold Fitz Thedmar weiterhin intensive Handelskontakte zu seiner Vaterstadt Bremen, die vor allem über seinen von dort stammenden Diener Hermann liefen.⁵⁸ Mit Arnold, dem Sohn Rosekins, stand dem Ältermann Arnold Fitz Thedmar in London ein weiterer Bremer Kaufmann zur Seite, beide waren 1251 gemeinsam mit u. a. fünf Kölnern an der Schlichtung eines Streites zwischen Londoner und Lübecker Kaufleuten beteiligt.⁵⁹ Arnold Rosekin aus Bremen dürfte demzufolge im Londoner Hansekontor ebenfalls als Autoritätsperson gegolten haben. Der bremische Englandhandel war Mitte des 13. Jahrhunderts allem Anschein nach fest in die sich allmählich verfestigenden gesamthansischen Organisationsstrukturen eingebettet, Kaufleute aus Bremen bzw. bremischer Abstammung waren in der deutschen Guildhall zu London teilweise in führenden Positionen anzutreffen.

4. Die Norwegenkrise von 1284/85

Die einvernehmlichen, völlig ungetrübten Beziehungen Bremens zur Hanse, wie sie sich Mitte des 13. Jahrhunderts in Russland, Flandern und England beobachten lassen, wurden dann allerdings durch die sog. Norwegenkrise von 1284/85 einer schweren Belastungsprobe ausgesetzt. Die seit Sommer 1283 mit benachbarten Territorialfürsten zum sog. Rostocker Landfriedensbündnis zusammengeschlossenen acht niederdeutschen Ostseestädte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Demmin und Anklam hatten 1284 auf einer Städteversammlung in Wismar eine Handelsblockade gegen Norwegen verhängt, weil der norwegische König Erik Magnusson 1282 die fremdenfreundliche Politik seiner Vorgänger, die die niederdeutschen Kaufleute den einheimischen norwegischen Kaufleuten rechtlich gleichgestellt hatte, zugunsten einer restriktiven nationalen Handelspolitik aufgegeben und den Einfluss der deutschen Fernhändler durch Beschneidung ihrer Privilegien massiv eingeschränkt hatte. Norwegen, das noch im 12. Jahrhundert überwiegend mit englischem Weizen versorgt worden war, war inzwischen nahezu vollständig von den deutschen Getreideimporten abhängig; dies ließ sich spätestens seit 1247 nicht mehr übersehen, als der norwegische König Hakon IV. Lübeck in einem fast schon unterwürfigen Schreiben darum ersuchte, die

57 HUB I, 405 (1251), 540 (1260). Zu Arnold Fitz Thedmar vgl. N. Fryde (wie Anm. 56), S. 27-41; D. Keene (wie Anm. 53), S. 48; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 204 f.

58 BUB I, 391 (1279) bzw. HUB I, 835. Vgl. auch N. Fryde (wie Anm. 56), S. 35 f.

59 HUB I, 405.

Kornlieferungen wieder aufzunehmen, da seinem Land ansonsten eine schreckliche Hungersnot drohe. Norwegen musste sich denn auch bereits ein Jahr nach Verhängung der Handelsblockade geschlagen geben und im Herbst 1285 den von Schweden vermittelten Frieden anerkennen.⁶⁰

Lübeck und die wendischen Städte waren von Anfang an darum bemüht, das antinorwegische Blockadebündnis auf eine möglichst breite Basis zu stellen. Tatsächlich schlossen sich Hamburg und Kiel noch im Laufe des Jahres 1284 den boykottierenden Städten an.⁶¹ Auch Riga und die westfälischen Städte wurden im Vorfeld des Handelskrieges schriftlich über das geplante Vorgehen in Kenntnis gesetzt.⁶² Besonders intensiv aber hat man sich um die Einbeziehung Bremens in das antinorwegische Bündnis bemüht. Schon im Winter 1283/84, als die ersten Blockadepläne reiften, hat man Bremen schriftlich zur aktiven Unterstützung des Handelsembargos aufgefordert; die Weserstadt erbat sich damals eine Bedenkzeit bis Ostern.⁶³ Auf der Wismarer Tagfahrt der Städte, die 1284 die Boykottmaßnahmen beschloss – die Ausfuhr von Getreide, Mehl, Bier und Gemüse (Bohnen, Erbsen) wurde ebenso wie die Einfuhr norwegischer Güter unter Strafe verboten –, wurde Bremen dann erneut und jetzt ultimativer bedrängt, sich den Beschlüssen der Städte anzuschließen; anderenfalls wurde der Stadt bzw. ihren Bürgern der Abbruch der Handelsbeziehungen angedroht.⁶⁴ Die Stadt Bremen jedoch ließ sich durch diese unverhohlenen Drohungen nicht einschüchtern und verweigerte dem unter der Führung Lübecks stehenden Städtebündnis die gewünschte Mitwirkung am Handelskrieg gegen Norwegen. Daraufhin machte die nach erfolgreicher Beendigung der Handelsblockade 1285 erneut in Wismar tagende Städtekoalition ihre Strafandrohung vom Vorjahr wahr und belegte Bremen mit einem Verkehrs- und Handelsverbot, das die Bürger der Stadt vom direkten Handelsverkehr mit den am Boykott beteiligten Städten ausschloss.⁶⁵

Diesen Abbruch der Handelsbeziehungen 1285 hat vor allem die ältere Forschung mit dem in der Aufnahmeurkunde und in der Rinesberch-Schene-Chronik erwähnten Ausschluss Bremens aus der Hanse gleichgesetzt, der dann mit der Wiederaufnahme von 1358 sein Ende gefunden habe.⁶⁶ Doch ist

60 Vgl. dazu Th. Hill (wie Anm. 1), S. 341 ff.; C. Müller-Boysen, Das Bergener Kontor und die hansischen Niederlassungen in Tönsberg und Oslo, in: Die Hanse (wie Anm. 44), S. 165 f.; E. Hoffmann, Lübeck und die Erschließung des Ostseeraums, ebd., S. 40 f.; Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 59 f. und S. 72 f.

61 HR I/1, 31.

62 HR I/1, 29 § 6.

63 HR I/1, 29 § 3; HR III, 1. Vgl. zu diesen Vorgängen auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 343 f.

64 BUB I, 422 bzw. HUB I, 938 bzw. HR I/1, 30: *Item si cives Bremenses dictis civitatum statutis voluerint adherere, eos ob dilectionem et favorem eorum ipse civitates in omni benevolencia promovebunt; sin autem, eos vitabunt in hunc modum, videlicet quod empciones et vendiciones in dictis civitatibus non habebunt.*

65 BUB I, 427 bzw. HUB I, 989 bzw. HR I/1, 34 § 3: *De Bremensibus autem, qui se de civitatibus confederatis alienaverunt et ejecerunt, sic est arbitratum: si aliquam civitatum in confederacione conjunctarum intraverint, quod cum suis bonis illam debent exire civitatem.*

diese Ansicht nicht haltbar. Eine Verhansung im eigentlichen Sinne des Wortes hätte vor allem den Ausschluss Bremens von den ausländischen Handelsprivilegien der Hanse beinhalten müssen, schließlich definierte sich die Hanse vornehmlich durch den Erwerb und die gemeinsame Nutzung ihrer Sonderrechte im Ausland. Ein solches Verbot der Mitnutzung der ausländischen Hanseprivilegien ist, entgegen anders lautenden Behauptungen,⁶⁷ 1285 jedoch gerade nicht gegen Bremen ausgesprochen worden.⁶⁸ Es hätte im Hinblick auf Norwegen auch wenig Sinn ergeben, besaß Bremen dort, wie wir noch sehen werden, doch eigene, den hansischen gleichwertige Privilegien. Vor allem aber wurde das auf den innerhansischen Verkehr beschränkte Handelsverbot von 1285 bereits 1293 zunächst vorläufig und ein Jahr später im sog. Tönsberger Vertrag von 1294 dann endgültig wieder aufgehoben.⁶⁹ Dieses Handelsverbot kann also, wie immer man es auch inhaltlich bewertet, nicht mit der 1358 erfolgten (Wieder-) Aufnahme Bremens in die Hanse in Verbindung gebracht werden.

Überhaupt ist es mehr als fraglich, ob die Verweigerungshaltung Bremens in der Norwegenkrise tatsächlich einen Bruch der Bündnistreue darstellte, der dann durch einen Hanseausschluss hätte bestraft werden können. Eine solche Bewertung des bremischen Verhaltens geht von einer Stabilität und Dauerhaftigkeit der Beziehungen zwischen den (Hanse-) Städten aus, wie man sie für das späte 13. Jahrhundert – mit Ausnahme vielleicht der Beziehungen Lübecks zu seinen Tochterstädten an der südlichen Ostseeküste – sicherlich noch nicht voraussetzen darf. Es ist doch sehr aufschlussreich, dass in den über die norwegischen Ereignisse berichtenden Quellen von der Hanse bzw. von Hansestädten überhaupt nicht die Rede ist. In den Wismarer Rezessen von 1284 und 1285 werden die aktiv handelnden Städte und Personen als *civitates maritimae* bzw. *consules maritimi* – Seestädte bzw. Ratsherren der Seestädte also – bezeichnet, und das sie verbindende Glied ist hier nicht ihre gemeinsame Hansemitgliedschaft, sondern ihre Zugehörigkeit zum Rostocker Landfriedensbündnis.⁷⁰ Letzterem aber gehörte Bremen nicht an. Der

66 Vgl. etwa K. Koppmann, Die Anfänge der Hanse, in: HR I/1, S. XXXVII; D. Schäfer (wie Anm. 1), S. 9 f.

67 Vgl. z.B. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 72; C. Müller-Boysen (wie Anm. 60), S. 166; H. Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 1, 2. Auflage Hamburg 1989, S. 61; V. Henn, Die Hanse und das hansische Handelssystem, in: Die Hanse (wie Anm. 44), S. 64; D. Kattinger, Rostock, die Hanse und Nordeuropa im 13. Jahrhundert, in: O. Pelc (Hrsg.), 777 Jahre Rostock. Neue Beiträge zur Stadtgeschichte, Rostock 1995, S. 38.

68 So schon richtig gesehen von W. von Bippin (wie Anm. 1), S. 154 f. Vgl. auch K. Friedland (wie Anm. 10), S. 31 Anm. 48.

69 BUB I, 488 (1293), 502 (1294) bzw. HUB I, 1117, 1144 bzw. HR I/1, 49, 57. Vgl. dazu auch W. von Bippin (wie Anm. 1), S. 155; H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 70; H. Schwarzwälder, Lübeck und Bremen im Mittelalter, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 41, 1961, S. 10.

70 BUB I, 422, 427 bzw. HUB I, 938, 989 bzw. HR I/1, 30, 34. Auch der über die Ereignisse berichtende Lübecker Chronist Detmar belässt es bei allgemeinen For-

fehlende Hinweis auf die Hanse in den Quellen ist kein Zufall, denn tatsächlich hat die Hanse als umfassende, von der Zuidersee im Westen bis zum Finnischen Meerbusen im Osten reichende Städtevereinigung damals, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, überhaupt noch nicht existiert. Was es gab, war lediglich ein weitgespannter Kreis von Kaufleuten, die sich in ausländischen, über ganz Nordeuropa verstreuten Handelsniederlassungen aufgrund ihrer gemeinsamen Zugehörigkeit zum deutschen Recht und ihrer Herkunft aus dem niederdeutschen Sprachraum zur gemeinschaftlichen Interessenwahrnehmung zusammengeschlossen hatten, ohne dass zunächst ein übergreifender Zusammenhang erkennbar gewesen wäre.⁷¹

Auf der anderen Seite lässt sich nicht übersehen, dass gerade die norwegische Handelsblockade von 1284/85 das Zusammenwachsen der (Hanse-) Städte wesentlich forciert hat. Immerhin bildeten die acht Ostseestädte des Rostocker Landfriedensbündnisses sowie das sich bald anschließende Hamburg später den harten Kern der sog. Städtehanse. Und mit Lübeck übernahm damals diejenige Stadt die Führung und Koordinierung der Aktionen, die später als das unumstrittene Haupt der Hanse galt. Vor allem aber ist das sichtliche Bestreben Lübecks und der wendischen Städte, sich die Unterstützung der wichtigsten Heimatstädte der in den ausländischen Handelskontoren zusammengeschlossenen niederdeutschen Kaufleute zu sichern, bemerkenswert. Die Ostseestädte Riga und Wisby waren bereits an den 1285 in Kalmar unter schwedischer Vermittlung geführten Friedensverhandlungen beteiligt, und die sächsische Stadt Stade sowie die wichtigsten westfälischen und süderseeischen Städte wurden von Wismar im Auftrag der städtischen Kriegskoalition gleichfalls aufgefordert, eigene Gesandte nach Kalmar zu schicken.⁷² Bei den Verhandlungen der folgenden Jahre waren denn auch zumindest die beiden niederländischen Städte Kampen und Staveren stets fest mit einbezogen.⁷³ Was wir hier vor uns haben, ist im Grunde genommen die Städtehanse ›in statu nascendi‹. In den 24 formalisierten Zustimmungsschreiben von Städten aus nahezu dem gesamten hansischen Raum, die 1294 und 1295 anlässlich der Verlegung des Oberhofes für das Nowgoroder Kontor von Wisby nach Lübeck an der Trave eintrafen, nimmt die künftige Städtehanse dann – zehn Jahre nach der Norwegenblockade – schon recht konkrete Gestalt an.⁷⁴ Lübeck und die wendischen Städte nutzten die zum Teil bewusst herbeigeführten Krisen im Norden (Norwegen) und im Osten (Wisby, Nowgorod) Europas also dazu, die Beziehungen unter den Heimatstädten der

mulierungen wie *Dudesche coplude* (deutsche Kaufleute) und *de stede bi der ostersee und bi der westersee* (die Ostsee- und Nordseestädte), das Wort Hanse kommt bei ihm nicht vor. Vgl. Detmar-Chronik von 1105–1386, in: Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 19, Leipzig 1884, S. 364.

71 Vgl. dazu W. Stein, Zur Entstehung und Bedeutung der Deutschen Hanse, in: HGbl 17, 1911, S. 333 und S. 352 ff.

72 HR I/1, 41–44. Vgl. dazu auch L. von Winterfeld, Das westfälische Hansequartier (wie Anm. 11), S. 265; L. von Winterfeld, Dortmunds Stellung (wie Anm. 46), S. 32 f.

73 HR I/1, 45, 49–51, 55, 56, 62, 63.

74 HR I/1, 68, 69.

hansischen Kaufleute zu intensivieren und auf Lübeck als das neue Kraftzentrum hin auszurichten. Die in ihrer voll ausgebildeten Form erst ca. ein Dreivierteljahrhundert später in Erscheinung tretende sog. Städtehanse ist gegen Ende des 13. Jahrhunderts, bedingt durch die an den Brennpunkten des Handelsverkehrs entstandenen Konflikte – auch die Verlegung des Brügger Hansekontors nach Aardenburg (1280–1282) wäre hier zu nennen –, erstmals in nuce erkennbar.⁷⁵

Warum Lübeck und die hinter der Travestadt stehende Städtekoalition trotz der mehr als zweifelhaften Bündnisverpflichtung Bremens auf der Mitwirkung der Weserstadt an der Handelsblockade gegen Norwegen beharrten, liegt auf der Hand. Sollte dem Handelskrieg mit Norwegen ein Erfolg beschieden sein, dann musste man eine möglichst undurchlässige, lückenlose Blockadefront aufbauen. In der Ostsee war dies kein Problem. Durch die Kontrolle der Sunddurchfahrt und der Meerengen im Bereich der dänischen Inseln mittels in Stellung gebrachter Wachtschiffe ließen sich potentielle Blockadebrecher leicht aus dem Verkehr ziehen. Ganz anders verhielt es sich in der Nordsee. Hier konnte man auf dem weiten, offenen Meer die Zufahrtswege nach Norwegen nicht so lückenlos überwachen und absperren wie im Osten. Als möglicher Blockadebrecher im Nordseeraum aber kam, nachdem Hamburg ja frühzeitig der antinorwegischen Koalition beigetreten war, vor allem Bremen in Frage. Es verfügte, wie wir noch sehen werden, über ausgezeichnete Handelskontakte nach Norwegen und war deshalb am ehesten in der Lage, die geplanten Boykottmaßnahmen zu unterlaufen. Die weiter westlich gelegenen Städte kamen hierfür weniger in Betracht, weil sie entweder wie die rheinisch-westfälischen Orte Binnenstädte waren oder wie die niederländischen Städte selbst nicht über das von Norwegen so dringend benötigte Exportgetreide verfügten. Bremen aber, das schon seit längerem Handelsbeziehungen mit Braunschweig unterhielt – wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert sicherte man sich gegenseitig ungehinderte Schifffahrt auf Weser, Aller und Oker zu, 1256 sagte Bremen der Stadt Braunschweig eine tatkräftige Förderung seiner Interessen zu –,⁷⁶ konnte das Embargo jederzeit durch Getreidelieferungen aus dem Braunschweiger Hinterland unterlaufen. Bremen war somit die Schwachstelle in der lübisch-wendischen Blockadepolitik, die es nach Möglichkeit zu schließen galt. Wie sehr man sich dessen auf Seiten der Blockadekoalition bewusst war, zeigen die auf den beiden Wismarer Tagfahrten 1284 und 1285 gefassten Beschlüsse nur allzu deutlich. Während normalerweise für Blockadebrecher – vermutlich dachte man dabei in erster Linie an einzelne Kaufleute der verbündeten Städte – ein Strafgeld von 10 Mark Silber und die Beschlagnahmung der Waren vorgesehen waren, hat man Bremen für den Fall des Zuwiderhandelns mit der wesentlich härteren Strafe eines Verkehrs- und Handelsverbots belegt. Und obwohl offensichtlich auch Händler

75 Zur allmählichen, in Etappen verlaufenden Entstehung der Städtehanse vgl. auch V. Henn, Über die Anfänge des Brügger Hansekontors, in: HGBll 107, 1989, S. 61 ff.

76 BUB I, 146 (1227), 269 (1256). Vgl. auch J. Müller, Handel und Verkehr Bremens im Mittelalter, in: Brem. Jb. 30, 1926, S. 224 sowie Brem. Jb. 31, 1928, S. 56 f.

aus anderen Städten die Boykottbeschlüsse nicht beachtet hatten, werden nach Beendigung der Aktion wiederum nur die Bremer, *die sich von den verbündeten Städten ferngehalten und dieses Bündnis verworfen haben*, namentlich als Blockadebrecher aufgeführt und als einzige, wie angedroht, generell vom Handel mit den Städten der Blockadekoalition ausgeschlossen.⁷⁷

Tatsächlich waren die Befürchtungen Lübecks, Bremen könne sich möglicherweise als Blockadebrecher hervortun und dadurch den Erfolg des geplanten Handelskriegs in Frage stellen, nicht ganz unbegründet. Anders als in Flandern, England und Russland nämlich, wo Bremer Kaufleute mehr oder weniger von Anfang an mit den Hansekaufleuten aus anderen niederdeutschen Städten kooperierten und sich am Aufbau hansischer Strukturen beteiligten, war Bremen in Norwegen – wenig spektakulär zwar, aber doch unübersehbar – zu der unter der Führung Lübecks sich formierenden Hanse auf Distanz gegangen. Als Lübeck und eine ganze Reihe deutscher Seestädte im Sommer 1278, sechs Jahre vor dem Ausbruch der Norwegenkrise, vom norwegischen König Magnus Hakonsson ein umfangreiches Handelsprivileg erlangten,⁷⁸ da hielt sich Bremen offensichtlich bewusst fern und ließ sich ein Jahr später, am 7. August 1279, einen nahezu wortgleichen Freibrief ausstellen, der die Bremer Kaufleute – ebenso wie ein Jahr zuvor die Hansekaufleute – in Norwegen u. a. vom Wachtdienst, vom Schiffszug und vom Strandrecht befreite und diesen gewisse Handelsfreiheiten wie die Erlaubnis des Detailhandels und die Einschränkung des königlichen Vorkaufsrechts zusicherte.⁷⁹ Ob man dies in Lübeck bereits als unfreundlichen Akt bzw. Affront ansah oder eher gelassen hinnahm, sei dahingestellt. Auf jeden Fall aber gab Bremen dadurch zu erkennen, dass man sich in Norwegen nicht in zu große Abhängigkeit von Lübeck begeben und lieber auf eigenen Füßen stehen wollte.

Man hat die eigenständige Privilegienpolitik in Norwegen und die Verweigerungshaltung Bremens während der Handelsblockade zumeist damit erklärt, dass Bremen aufgrund seiner binnenwärtigen, küstenfernen Lage von der Hauptlinie des hansischen Ost-West-Verkehrs (Nowgorod-London/Brügge) mehr oder weniger abgekoppelt gewesen sei und deshalb andere Handelsinteressen als die übrigen Seestädte der Hanse verfolgt habe. Bremens Handelsverbindungen seien vielmehr, bedingt durch die Weser als Hauptachse des bremischen Regional- und Fernhandels, von Süden nach Norden verlaufen. Die abseitige Lage Bremens habe zwangsläufig dazu geführt, dass die Weserstadt der Ausbildung der Hanse zunächst teilnahmslos, wenn nicht sogar ablehnend gegenübergestanden sei.⁸⁰ Aber abgesehen davon, dass Bremer Fernhändler, wie gezeigt, sehr wohl in den westeuropäischen Verkehrs-

77 BUB I, 422, 427 bzw. HUB I, 938, 989 bzw. HR I/1, 30, 34.

78 HUB I, 818. Vgl. dazu auch K. Helle, Die Rechtsstellung der Deutschen in Bergen während des Mittelalters, in: H. Wernicke, N. Jörn (Hrsg.), Beiträge zur hansischen Kultur-, Verfassungs- und Schiffahrtsgeschichte (Hansische Studien, Bd. 10), Weimar 1998, S. 316.

79 BUB I, 393 bzw. HUB I, 840.

80 Vgl. D. Schäfer (wie Anm. 1), S. 11; W. von Bippen (wie Anm. 1), S. 156 f.; H. Schwarzwälder, Bremen als Hansestadt (wie Anm. 1), S. 10; R. Zühlke (wie Anm.

zentren in Flandern und England sowie zumindest vereinzelt auch im baltischen und russischen Osten Handel trieben, mithin also durchaus auf der Ost-West-Route des Hansehandels präsent waren und dort auch die Zusammenarbeit mit den anderen Hansekaufleuten suchten, abgesehen auch davon, dass die zurückversetzte, zum offenen Meer Abstand haltende Lage auch für viele andere hansische Seehäfen typisch war, ohne dass man deshalb je auf abweichende, mit der Hanse inkompatible Handelsinteressen geschlossen hätte – abgesehen davon trifft diese Argumentation auch im Hinblick auf Norwegen nicht den Kern der Sache. Zwar gab Bremen durch den Erwerb eines eigenen Handelsprivilegs 1279 zu erkennen, dass man in Norwegen die allgemeinen Hanseprivilegien vorerst nicht mitnutzen wollte, sondern eine eigenständige Handelspolitik verfolgte. Doch war diese Demonstration der eigenen Stärke nicht zwangsläufig gleichbedeutend mit der dauerhaften Abwendung Bremens von der Hanse. Vielmehr zeigt das Verhalten Bremens im Vorfeld der Krise von 1284/85 deutlich, dass Bremen sich auch in Norwegen zunächst noch die Türe für ein Zusammengehen mit Lübeck und den anderen deutschen Seestädten offen halten wollte. Als Bremen im Winter 1283/84 erstmals zum Anschluss an die antinorwegische Städtekoalition aufgefordert wurde, erbat sich die Stadt zunächst Bedenkzeit. Man wollte sich damals offensichtlich noch nicht verbindlich festlegen, spielte auf Zeit und hoffte vielleicht insgeheim, dass sich die Wogen der Erregung möglicherweise doch noch glätten ließen, so dass man um eine endgültige Stellungnahme herumkam. Und als sich der Konflikt zwischen Norwegen und den lübisch-wendischen Seestädten im Frühjahr 1284 immer mehr zuspitzte, war Bremen, das bisher in Norwegen auf seine Eigenständigkeit gepocht hatte, plötzlich – sei es, weil man im letzten Moment das Schlimmste verhüten wollte, sei es, weil man sich davon selbst Vorteile versprach – doch bereit, mit der Hanse gemeinsame Sache zu machen: Unter den Empfängern eines Privilegs, mit dem der norwegische König Erik Magnusson im März 1284 14 deutschen, von Lübeck angeführten Seestädten auf der Basis der Gegenseitigkeit Schutz, Privilegienbestätigung und Schadensersatz anbot, befand sich überraschenderweise nun auch Bremen.⁸¹ Bei den 14 Städten handelt es sich im Kern um genau jene lübisch-wendischen Städte einschließlich Hamburgs, die nur wenig später das Handelsembargo gegen Norwegen aussprachen, und es fällt auf, dass Bremen in der Urkunde des norwegischen Königs inmitten der wendischen Tochterstädte Lübecks – unmittelbar nach Wismar und Rostock, vor Stralsund, Greifswald etc. – genannt wird, was den Eindruck erweckt, als wäre es fester Bestandteil dieser stets gemeinsam agierenden Städtegruppe gewesen.⁸²

33), S. 203; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 232 f. und S. 350 f.; Th. Hill, Bremen, die Hanse und Frankreich im Mittelalter, in: W. Paravicini u. a. (Hrsg.), *Les relations entre la France et les villes hanséatiques de Brême, Hamburg/Lübeck* 2005, S. 85 f.; K. Elmshäuser, *Geschichte Bremens*, München 2007, S. 37 f.

81 BUB I, 418 bzw. Lübeckisches Urkundenbuch I, 471.

82 Die neben Bremen außerdem noch zusätzlich genannten Städte Elbing, Wisby, Riga und Reval befinden sich dagegen im Anschluss an Demmin und Anklam am Ende der Aufzählung.

Trotz seiner Sonderprivilegierung in Norwegen schlug sich Bremen in der heraufziehenden Krise des Jahres 1284 zunächst auf die Seite der deutschen Seestädte und demonstrierte damit gewissermaßen, dass es sich der durch diese Städte repräsentierten deutschen Hanse verbunden und zugehörig fühlte.

Bremen scheint die Entscheidung, wie es sich in der Frage des geplanten Handelsembargos verhalten solle, damals sehr schwer gefallen zu sein; man taktierte und lavierte längere Zeit unschlüssig hin und her und setzte dabei, wie es scheint, auf Zeitgewinn. Mit dem Erwerb des gemeinsamen Handelsprivilegs wollte man sich offensichtlich einen Übertritt ins Lager der boykottierenden Städte zumindest offen halten. Der norwegische König Erik II. signalisierte am Vorabend der ausbrechenden Feindseligkeiten durch sein Privilegienangebot seine Bereitschaft zur Deeskalation des Konflikts, und die Stadt Bremen scheint, da sie zu beiden Konfliktparteien enge Beziehungen unterhielt, diese Politik des Ausgleichs aktiv unterstützt zu haben. Doch waren die Fronten damals offenbar schon zu sehr verhärtet, ein norwegischer Überfall auf ein hansisches Schiff genügte der Hanse, um ihren Handelsverkehr mit Norwegen im Herbst 1284 vollkommen einzustellen.⁸³ Erst jetzt, vor vollendete Tatsachen gestellt, versagte Bremen der von Lübeck gesteuerten hansischen Politik seine Unterstützung und verweigerte die von der Städtekoalition geforderte Mitwirkung am Handelskrieg gegen Norwegen.

Entgegen anderslautenden Behauptungen hatte Bremen also auch in Norwegen nicht von vornherein einen bedingungslosen Konfrontationskurs gegenüber der Hanse eingeschlagen, sondern war, wenn auch unter Hervorkehrung seiner Eigenständigkeit, zunächst in gewisser Weise kompromissbereit. Auch gab es die zumeist als Grund für die angebliche Abwendung Bremens von der Hanse angeführte Divergenz der Handelsinteressen im Grunde genommen nicht. So wie Bremer Kaufleute eben nicht nur im skandinavischen Norden und im binnenwärtigen Hinterland der Weser – auf der Nord-Süd-Schiene also – Handel trieben, sondern auch auf den westeuropäischen Auslandsmärkten in Flandern und England – in welchem Umfang lässt sich schwer sagen – präsent waren und vielleicht sogar in die Tiefe des osteuropäischen Raumes vorgedrungen sein mögen, so war der Handel Lübecks und der hansischen Ostseestädte gleichfalls nicht auf den Ost-West-Transit beschränkt, sondern auch auf die gegenüberliegenden nördlichen Küsten der Ost- und Nordsee ausgerichtet. Im Lübecker Pfundzollbuch von 1368 beispielsweise tritt der russische Osten gegenüber dem skandinavischen Norden stark zurück, und dieser skandinavische Handel Lübecks war von Anfang an nicht auf Fisch als nordisches Hauptausfuhrgut begrenzt, sondern umfasste auch andere Natur- und Rohprodukte aus Schweden – hier vor allem das *Osemund* genannte schwedische Eisen – und Dänemark.⁸⁴ Neben der ost-westlichen

83 Vgl. C. Müller-Boysen (wie Anm. 60), S. 166; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 341 ff.

84 Vgl. P. Johansen, Der hansische Russlandhandel, insbesondere nach Novgorod, in kritischer Betrachtung, in: A. von Brandt u. a. (Hrsg.), Die deutsche Hanse als Mittler zwischen Ost und West, Köln/Opladen 1963, S. 46. Zum hansischen Handel mit schwedischen Bergbauprodukten vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 311 f.

Hauptachse des hansischen Handelsverkehrs behaupteten die zahlreichen auf dem Land-, Fluss- oder Seeweg angebotenen Querverbindungen weiterhin ihre Bedeutung, so dass der hansische Handelsraum mehrere, sehr unterschiedlich strukturierte Wirtschaftszonen umschloss.⁸⁵ Nicht selten wurde dabei den örtlichen Verkehrslinien der Vorzug vor der großen Ost-West-Handelsroute gegeben, wie etwa in Hamburg, wo die Beziehungen zum mittleren und oberen Elbegebiet noch Ende des 13. Jahrhunderts den Ost-West-Transit überwogen.⁸⁶ Die Nebenlinien waren also, wie nicht zuletzt die Beispiele Lübecks und Hamburgs zeigen, fest in das hansische Handelssystem integriert, ein Interessengegensatz zur Hanse ließ sich aus einer diesbezüglichen Handelsausrichtung nicht notwendigerweise ableiten; entscheidend war auch hier, ob man die entsprechenden hansischen Auslandsprivilegien mitnutzen konnte und wollte.

Egal jedoch ob die Fernhändler aus den niederdeutschen Hansestädten auf den Hauptschauplätzen des Hansehandels oder auf dessen Nebenschauplätzen aufeinandertrafen, in aller Regel verfolgten sie dort dieselben, durch die jeweilige Außenhandelsstruktur vorgegebenen Handelsinteressen.⁸⁷ Das war auch in Norwegen nicht anders. Bremen und die von Lübeck angeführte Hanse trennten in Norwegen keine unterschiedlichen Handelsabsichten. Ganz im Gegenteil: Für beide bildete die Ausfuhr von norwegischem Fisch, den man gegen das für Norwegen lebensnotwendige Getreide eintauschte, die Geschäftsgrundlage ihres Norwegenhandels.⁸⁸ Und wenn die Lübecker hauptsächlich Trockenfisch (Kabeljau, Dorsch) von der norwegischen Westküste, die Bremer hingegen vor allem den an der südnorwegischen Küste gefangenen Hering exportierten, so hatten es die Bremer im Süden des Landes mit Hansekaufleuten aus Rostock, Stralsund und Greifswald zu tun, die hier ähnliche Interessen verfolgten.⁸⁹ Eine Interessenüberschneidung war also in jedem Fall gegeben. Die weitgehende Gleichheit der bremischen und hansischen Handelsinteressen in Norwegen kam nicht zuletzt durch die nahezu

85 Zum hansischen Handelsraum vgl. F. Irsigler, Der hansische Handel im Spätmittelalter, in: Die Hanse (wie Anm. 44), S. 518 f.

86 Vgl. P. Johansen (wie Anm. 84), S. 46.

87 Dieses Grundprinzip wurde auch dann nicht völlig außer Kraft ersetzt, wenn Städte wie Hamburg oder Bremen auf den westeuropäischen Absatzmärkten anstatt der osteuropäischen Rohstoffe und Grundnahrungsmittel hauptsächlich das in den heimischen Brauereien hergestellte Bier anboten. Spätestens beim Einkauf der landesüblichen Ausfuhrprodukte – englischer Wolle, flandrischer Tuche etc. – waren deren Handelsinteressen mit denjenigen der übrigen Hansekaufleute weitgehend deckungsgleich.

88 Vgl. K. Helle, Die Deutschen in Bergen während des Mittelalters, in: Bryggen. Das hansische Kontor in Bergen, Bergen 1982, S. 12 f.; J. Schreiner, Bemerkungen zum Hanse-Norwegen-Problem, in: HGBll 72, 1954, S. 67; C. Müller-Boysen (wie Anm. 60), S. 165.

89 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 195; C. Jahnke, Das Silber des Meeres. Fang und Vertrieb von Ostseehering zwischen Norwegen und Italien (12.–16. Jahrhundert) (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N. F. 49), Köln/Weimar/Wien 2000, S. 283 ff.

wortwörtlich übereinstimmenden Privilegien zum Ausdruck, die man sich 1278 (Hanse) bzw. 1279 (Bremen) vom norwegischen König ausstellen ließ.⁹⁰ Die gleichgerichteten Handelsinteressen ließen selbstverständlich ein gewisses Konkurrenz- und Rivalitätsverhältnis unter den um Marktanteile und Einfluss in Norwegen wetteifernden deutschen Kaufleuten entstehen, doch ist auch das nichts Besonderes; überall wo Hansekaufleute auf den ausländischen Märkten aufeinandertrafen, waren sie Verbündete und Handelskonkurrenten in einem. Die wirtschaftliche Konkurrenzsituation kann also die Härte des Schlagabtausches zwischen Bremen und der um Lübeck sich gruppenbildenden Kernhanse nur unzureichend erklären. Tatsächlich kommt noch etwas Entscheidendes hinzu: Was das Alter der Handelsbeziehungen nach Norwegen anbetrifft, war Bremen Lübeck und seinen Tochterstädten um Längen voraus.

Bremens Handelsverbindungen nach Norwegen reichen vermutlich bis in die Anfänge der Christianisierung dieses Landes um das Jahr 1000 zurück. Fernhandel und Missionierung waren im frühen Mittelalter eng aufeinander bezogen, den Missionaren folgten schon bald die ersten Kaufleute auf dem Fuß, wie umgekehrt die Priester sich häufig den gut bewaffneten, ortskundigen Fernhändlergilden anschlossen.⁹¹ Da im 11. Jahrhundert nachweislich von Bremen aus Missionsreisen nach Norwegen unternommen wurden,⁹² wird es nicht lange gedauert haben, bis auch die ersten Bremer Kaufleute auf der norwegischen Bildfläche erschienen. Tatsächlich wird uns von einem Bremer Fernhändler berichtet, der 1016 zu einer Handelsfahrt in das norwegische Trondheim aufgebrochen war, wo er u. a. Geschäftsverbindungen mit einem isländischen Kaufmann knüpfte.⁹³ Auch wenn es sich dabei um einen singulären Beleg handelt, so ist dieser in einer Zeit absoluter Quellenarmut doch erstaunlich genug. Es wird wohl nicht bei diesem einzelnen Handelskontakt geblieben sein. Dem entspricht es, dass der Olafs-Saga zufolge im 11. Jahrhundert sächsische Kaufleute in großer Anzahl den norwegischen Oslo-Fjord aufgesucht haben.⁹⁴ Da Bremen neben Hamburg der große sächsische

90 HUB I, 818 (1278), BUB I, 393 (1279).

91 Die *Vita Anskarii* weiß zu berichten, dass der Bremer Erzbischof Ansgar Mitte des 9. Jahrhunderts eine Missionsreise nach dem schwedischen Birka im Gefolge eines Trosses von Kaufleuten unternahm. Vgl. Rimbert, *Vita Anskarii*, cap. 10, in: *Ausgewählte Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburger Kirche und des Reiches* (Frhr. vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 11), ed. W. Trillmich, 3. Aufl. Darmstadt 1973, S. 40. Bezüglich des Kaufmannspriesters und späteren Bischofs Meinhard von Segeberg, der seit ca. 1180 im Baltikum als Livemissionar tätig war, vgl. F. Benninghoven (wie Anm. 47), S. 21 und S. 28.

92 Magister Adam Bremensis, *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*, lib. III, cap. 11 ff., in: *Ausgewählte Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburger Kirche und des Reiches* (Frhr. vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 11), ed. W. Trillmich, Darmstadt 1968, S. 338 ff.

93 J. G. Kohl, Über die Spuren einer alten Schiffahrts- und Handelsverbindung Bremens mit dem Norden Europas und mit Amerika, in: *Brem. Jb.* 4, 1869, S. 461 ff.

94 A. Bugge, Die nordeuropäischen Verkehrswege im frühen Mittelalter, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 4, 1906, S. 231; K. Friedland,

Seehafen war, werden diese vermutlich wenigstens zum Teil – wenn nicht sogar überwiegend – aus Bremen gekommen sein. Diese ersten, bis in das 11. Jahrhundert zurückreichenden Handelsverbindungen nach Norwegen hat man im Laufe der Zeit offensichtlich weiter ausgebaut, wie archäologisches Fundgut aus dem 12. Jahrhundert, das vermutlich aus der Wesergegend stammt und mithin über Bremen ausgeführt wurde, nahe legt.⁹⁵ Seit Beginn des 13. Jahrhunderts hat dann der florierende Heringshandel in Bohuslen mit seinem zentralen Umschlagsplatz auf Marstrand viele Bremer Fernhändler in das norwegisch-schwedische Grenzgebiet an Skagerrak und Kattegatt gelockt, von wo der Fisch jedes Jahr im Frühjahr über Oslo und Tönsberg ausgeführt wurde.⁹⁶ Bremer Kaufleute unterhielten bei Ausbruch der Norwegenkrise 1284/85 also schon mehr als 250 Jahre Handelsbeziehungen nach Norwegen, und die Stadt Bremen versuchte denn auch, durch Hinweis auf diese alten, über Jahrhunderte gewachsenen geschäftlichen Verbindungen die norwegische Krone für sich einzunehmen: Als die Bremer 1288 in Norwegen um eine Ermäßigung des Heringszolls nachsuchten, begründeten sie ihre Bitte gegenüber dem norwegischen Herzog damit, dass sie *in den Zeiten seiner Vorfahren mehr als die übrigen Kaufleute das Reich Norwegen aufzusuchen pflegten*.⁹⁷ Offensichtlich konnte man in Bremen davon ausgehen, dass die besonderen Handelsbeziehungen der Weserstadt nach Norwegen auch am dortigen Königshof bekannt waren und entsprechend gewürdigt wurden.

Mit derart alten, bis in die Anfänge der Christianisierung Norwegens zurückreichenden Handelsverbindungen konnten das 1158/59 gegründete Lübeck und erst recht die noch um einiges jüngeren wendischen Seestädte (Rostock 1218/30, Wismar 1228, Stralsund 1234) selbstverständlich nicht aufwarten. Auch nach der Stadtgründung Lübecks geriet das jenseits der dänischen Inseln gelegene Norwegen nicht sogleich in das Blickfeld der Travestadt. Lübecks Handel war zunächst auf die Erschließung des weiten Ostseeraumes ausgerichtet, wo man in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts etappenweise über Gotland und Riga bis nach Nowgorod vordrang und sich Anfang des 13. Jahrhunderts dann auf den schonischen Heringsmärkten und in Schweden, das durch seine Kupfer- und Eisengewinnung Händler anlockte, festsetzte.⁹⁸ Erst nachdem die Erschließung des Ostseeraumes abgeschlossen und der Ost-West-Verkehr via Nowgorod, Wisby, Lübeck endgültig gesichert war, erfolgte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Expansion des

Kaufmannsgruppen im frühen hansisch-norwegischen Handel, in: Bergen. Handelszentrum des beginnenden Spätmittelalters (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, N. F. 17), hg. vom Hansischen Geschichtsverein, Köln/Wien 1971, S. 45.

95 Vgl. K. Helle, Die Deutschen in Bergen während des Mittelalters, in: Hanse in Europa. Brücke zwischen den Märkten. 12.–17. Jahrhundert, Köln 1973, S. 141; K. Helle (wie Anm. 88), S. 13.

96 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 195; C. Jahnke (wie Anm. 89), S. 283 ff.

97 BUB I, 444.

98 Zur Ausbreitung Lübecks im Ostseeraum vgl. E. Hoffmann (wie Anm. 60), S. 32-41; R. Hammel-Kiesow (wie Anm. 8), S. 30-35; D. Kattinger (wie Anm. 54), S. 891 ff.

Lübecker Handels in den Nordseeraum und dessen Zugriff auf die west- und nordeuropäischen Einkaufs- und Absatzmärkte in Flandern, England und Norwegen. Frühestens Anfang des 13. Jahrhunderts tauchten vermutlich die ersten Fernhändler aus der Ostseestadt Lübeck in Norwegen auf, in größerem Umfang werden deren Schiffe – sowie nun auch die Schiffe aus den entlang der südlichen Ostseeküste gegründeten lübischen Tochterstädten – erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts Kurs gen Norwegen genommen haben. Damals war die Getreideversorgung Norwegens, wie eine schwere Hungersnot 1247 infolge des Ausbleibens der deutschen Koggen offenbart hatte, schon existentiell auf die Zufuhr von holsteinischem, lauenburgischem, mecklenburgischem und baltischem Roggen angewiesen.⁹⁹ Die ersten Lübecker Kaufleute fassten demzufolge frühestens zwei Jahrhunderte nach der Anbahnung erster bremisch-norwegischer Handelsverbindungen in Norwegen Fuß, im Vergleich zu den Lübeckern können die Bremer geradezu als Pioniere des Norwegenhandels gelten.

In den Augen Bremens mussten Lübeck und die wendischen Städte als Parvenüs erscheinen, die sich seit einiger Zeit – noch dazu außerordentlich erfolgreich – im angestammten Revier der weitaus ältere Vorrechte besitzenden Weserstadt ausbreiteten und sich hier auf deren Kosten bereicherten. Aus diesem Grund hielt sich Bremen in Norwegen, anders als etwa in Flandern und England, auch schon vor 1284/85 von der Hanse fern und beharrte auf dem Erwerb eigener Privilegien, und indem der norwegische König Magnus 1279 den Bremern diese separate Privilegierung bereitwillig zugestand, ohne diese auf sein den *Kaufleuten deutscher Zunge* im Jahr zuvor gewährtes Privileg zu verweisen, gab er zu verstehen, dass er die traditionellen Handelsbeziehungen der Weserstadt mit seinem Land sehr wohl zu schätzen wusste. Schon damals empfanden die Bremer die Hanse in Norwegen offenbar mehr als lästigen Handelskonkurrenten denn als gleichgesinnten Bündnispartner. In der durch die Handelsblockade Norwegens ausgelösten Krise kam der sicherlich schon seit längerem schwelende Konflikt zwischen dem Besitzstandswahrer Bremen und dem Neuling Lübeck dann offen zum Ausbruch. Zwar ging Bremen 1284 vorübergehend einen Schritt auf Lübeck und die Hanse zu, um sich in dem anbahnenden Konflikt zunächst noch alle Optionen offen zu halten. Trotzdem konnte in Bremen nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, dass es bei einem erfolgreichen Ausgang der geplanten Handelsblockade nur einen Gewinner geben konnte: das mächtig aufstrebende, sich in Norwegen ohnehin auf dem Vormarsch befindliche Lübeck mitsamt seinen seit kurzem ebenfalls im Norwegenhandel engagierten Tochterstädten an der südlichen Ostseeküste. Die weitere Entwicklung in Norwegen, die vor allem im Hansekontor zu Bergen zu einer absoluten Vorherrschaft Lübecks führte,¹⁰⁰ sollte zeigen, dass derartige Befürchtungen tatsächlich zu Recht bestanden. Mit einer Teilnahme an der Handelsblockade hätte Bremen, so wie die Dinge standen, seinen Hauptkonkurrenten im Norwegengeschäft

99 Vgl. K. Helle (wie Anm. 88), S. 12 f.; K. Helle (wie Anm. 95), S. 141; R. Hammel-Kiesow (wie Anm. 8), S. 36.

100 Vgl. dazu Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 136.

somit nur in die Hände gearbeitet, zumal die Ostseestädte einen wesentlich besseren Zugriff auf den Haupteinfuhrartikel Norwegens, das Brotgetreide, hatten.¹⁰¹ Das aber konnte nicht im Interesse Bremens sein, und deshalb hat man sich letztendlich der Aufforderung der lübisch-wendischen Städte zur Teilnahme am Handelskrieg widersetzt. Man glaubte diesen Schritt umso eher tun zu können, als die angedrohte Strafe für den Fall des Zuwiderhandelns – der Abbruch der Handelsbeziehungen zu den in der antinorwegischen Koalition verbündeten Städten – wegen der nicht sehr ausgeprägten bremischen Wirtschaftsbeziehungen in den Ostseeraum keine besonders abschreckende Wirkung ausübte.¹⁰² Mit anderen Worten: Der Konflikt um die Frage der Teilnahme Bremens an der norwegischen Handelsblockade war der äußerliche Höhepunkt eines erbitterten Konkurrenz- und Machtkampfes um die Vorherrschaft im norwegischen Außenhandel, bei dem Bremen die Rolle des etablierten, neuerdings in seiner Stellung bedrohten Besitzstandswahrers, Lübeck und seinen Kombattanten hingegen diejenige des in den Markt dringenden Newcomers zufiel. Dies ist der eigentliche, tiefere Hintergrund der Norwegenkrise von 1284/85.

Was sich damals in den 80er Jahren des 13. Jahrhunderts in Norwegen abspielte, ist die Neuauflage eines Schauspiels, das sich, nur mit zum Teil anderen Akteuren, kurz zuvor auch in England und gut ein Jahrhundert zuvor auch schon einmal in der Ostsee abgespielt hatte. Als die Lübecker nach der Gründung ihrer Stadt (1158/59) den Ostseeraum Schritt um Schritt für ihren Handel erschlossen, da trafen sie, ähnlich wie später in Norwegen, auf Kaufleute, die den Handel an Ort und Stelle bereits seit langem fest in ihrer Hand hatten, allem voran die Gotländer und die Dänen.¹⁰³ Auch hier führte der Zusammenstoß zwischen alten und neuen Händlern sogleich zum handfesten Konflikt. Kaum waren die ersten Lübecker Kaufleute an den Küsten Gotlands gelandet, war es dort, noch vor 1161, zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den gotländischen Bauernhändlern und den Deutschen gekommen,¹⁰⁴ und diese Spannungen wurden nur notdürftig durch den Artlenburger Vertrag von 1161¹⁰⁵ kaschiert, der den beiden Handelsrivalen – den Gotländern und den Lübeckern – formal zwar gegenseitige Rechtsgleichheit zugestand, gerade dadurch aber den auf wesentlich höherer Organisationsstufe und mit überlegener Kapitalkraft operierenden Lübeckern schon bald zu einer erdrückenden Überlegenheit verhalf. Neben den Gotländern waren vor allem die Dänen unmittelbar von der Lübecker Expansion in den Ostseeraum betroffen, wurde

101 Zur Kornausfuhr der am südlichen Uferand der Ostsee entstandenen Städte vgl. F. Rörig, Die Entstehung der Hanse und der Ostseeraum, in: Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte, hrsg. von P. Kaegbein, Weimar 1959, S. 555 ff. und S. 564 f.

102 Vgl. dazu auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 345.

103 Vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 17 ff.; F. Rörig (wie Anm. 101), S. 544 f.; D. Kattinger (wie Anm. 44), S. 13 ff.

104 Vgl. dazu R. Hammel-Kiesow (wie Anm. 8), S. 30 f.; D. Ellmers (wie Anm. 44), S. 29 f.; D. Kattinger (wie Anm. 44), S. 85 ff.; F. Rörig, Reichssymbolik auf Gotland, in: Wirtschaftskräfte (wie Anm. 101), S. 492 ff.

105 HUB I, 15, 16.

das unter dänischer Oberhoheit stehende Schleswig, dessen Hafen bisher als zentraler Umschlagplatz an der westlichen Ostseeküste fungierte, durch den rasanten Aufstieg Lübecks doch direkt in seiner Existenz bedroht. Der dänische König Waldemar versuchte, seinen einheimischen Kaufleuten den Rücken zu stärken, indem er sie zu einer von ihm selbst geleiteten Knudsgilde zusammenschloss und dieser 1177 einen Schutzbrief ausstellte, ohne indes dadurch das weitere Vordringen der Lübecker entscheidend behindern zu können.¹⁰⁶ Diese hatten ihre Widersacher aus Gotland, Dänemark, Russland etc. bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts durch ihre moderne Handelskonzeption¹⁰⁷ völlig an den Rand gedrängt.

Ein ähnlicher Konkurrenzkampf um Besitzstände und Marktanteile spielte sich seit Anfang des 13. Jahrhunderts dann auch in England zwischen den dort schon seit langem etablierten Kölnern und den neu in den englischen Markt drängenden ›Osterlingen‹ aus Lübeck, Hamburg usw. ab. Die arrivierten, mit zahlreichen Privilegien ausgestatteten Kölner versuchten anfangs, den mit ihnen um wirtschaftlichen Einfluss konkurrierenden Osterlingen durch die Erhebung von Sonderabgaben die Zulassung zu ihrer Genossenschaft und die Mitnutzung ihrer Handelsvorrechte zu erschweren. Erst ein Erlass Kaiser Friedrichs II. machte diesen illegalen Kölner Übergriffen 1226 ein Ende.¹⁰⁸ Die Aversionen der Kölner gegenüber den Neuankömmlingen aus dem Osten aber blieben noch lange bestehen, so dass es erst 1282 zur Aussöhnung zwischen den alten und neuen Trägern des Englandhandels und zur Bildung einer gemeinsamen deutschen Hanse in London kam.¹⁰⁹ Gerade in der Zeit, als man sich in England endlich aussöhnte, eskalierte in Norwegen zum dritten Mal ein derartiger Machtkampf um Einfluss und wirtschaftliche Vorherrschaft mit Lübecker Beteiligung. So wie die Lübecker im 12. Jahrhundert in der Ostsee mit den Gotländern und Dänen und im 13. Jahrhundert in England mit den Kölnern in Konflikt geraten waren, so wurden sie jetzt auch in Norwegen von den bisher den norwegischen Außenhandel dominierenden Händlergruppen – den einheimischen norwegischen Kaufleuten, den Engländern und eben auch den Bremern – alles andere als freundlich empfangen. Die Ausformung der Hanse unter Lübecker Führung ging, das zeigt sich hier in aller Deutlichkeit, mit einem harten, auf Biegen und Brechen geführten Verdrängungswettbewerb um Marktanteile und Handelsvorteile einher, in den beileibe nicht nur die jeweiligen indigenen Kaufmannschaften, sondern eben auch deutsche, dem Umfeld der Hanse zuzurechnende Händlergruppen verwickelt waren.

Bremen hatte sich während der Norwegenblockade, wenn auch nach einigem Zögern, für eine Unterstützung des norwegischen Königs Erik Magnusson entschieden und fand sich damit 1285 auf der Seite der Verlierer wieder.

106 Vgl. H.J. Süberkrüp, *Der deutsche Kaufmann als Gast in den dänischen Städten im 13. Jahrhundert*, Diss. Kiel 1951, S. 3 ff.

107 Vgl. dazu D. Ellmers (wie Anm. 44), S. 26 ff.

108 HUB I, 205.

109 Vgl. dazu Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 60 f.; D. Kattinger (wie Anm. 54), S. 886 ff.

Trotzdem hatte diese Bündniskonstellation auch nach 1285 Bestand. Die Stadt Bremen stand in der Folgezeit in dem immer wieder von Neuem aufbrechenden Konflikt zwischen Norwegen und den von Lübeck angeführten hansischen Seestädten stets als treuer Bündnispartner im norwegischen Lager, und bei der endgültigen Beilegung dieser hansisch-norwegischen Streitigkeiten durch den am 6. Juli 1294 besiegelten Tönsberger Vertrag befanden sich mit Wolbern Yspal und Erich Radekonis¹¹⁰ sogar zwei Bremer in der norwegischen Verhandlungsdelegation. Damals wurde das 1285 in Wismar über Bremen verhängte Handelsverbot mit den lübisch-wendischen Städten endgültig aufgehoben, und der norwegische König Erik II. sorgte dafür, dass die den hansischen Seestädten in seinem Land gewährten Freiheiten auch seinen bremischen Bundesgenossen zugestanden wurden.¹¹¹ Dabei stand weiterhin der Heringshandel im norwegischen Bohuslen im Vordergrund des bremischen Interesses. In Bergen, dem Ausfuhrzentrum für Stockfisch, wo Lübeck und die Ostseestädte den norwegischen Außenhandel dominierten, stellten die Bremer schon Anfang des 14. Jahrhunderts nur mehr eine Minderheit dar: Unter den 186 deutschen Kaufleuten, die zwischen 1303 und 1311 Bergener Trockenfisch nach England ausführten, waren lediglich acht Bremer – gegenüber 46 Lübeckern und 63 Westfalen – anzutreffen, der Anteil der Bremer Händler in Bergen belief sich also auf knapp 5 %.¹¹² Allerdings fehlen Zahlen darüber, wie viel Trockenfisch aus Bergen damals direkt an die Weser ausgeführt wurde.¹¹³

Die Bremer fuhren mit ihrer einseitigen Parteinahme zugunsten der norwegischen Krone auch gar nicht schlecht. Für ihre Standhaftigkeit während der Handelsblockade und für ihre anschließende Bündnistreue wurden sie nun reichlich mit exklusiven Sonderrechten und einer Vorzugsbehandlung belohnt; insbesondere beim wichtigen Heringszoll wurden den Bremer Kaufleuten in den 90er Jahren des 13. Jahrhunderts Vergünstigungen zuteil, die diejenigen der Hanse zumindest zeitweise übertrafen: Im Sommer 1292 setzte König Erik II., der damit einer diesbezüglichen Bitte des Bremer Erzbischofs und weiterer geistlicher Institute entsprach,¹¹⁴ den Heringszoll für die Bremer Kaufleute auf 5 Schilling Sterling je Last anstatt der bisher üblichen 8 Schilling Sterling fest, alle anderen Kaufleute hatten weiterhin den bisherigen Zollsatz zu bezahlen.¹¹⁵ Ein halbes Jahr später wurden diese Bestimmungen

110 Unklar ist, ob es sich bei den beiden um Ratsherren handelte. Vgl. E. Lübcke, *Der Bremer Rat von 1225–1443 und die Ratsherren mit ihren verwandtschaftlichen Beziehungen*, in: *Zeitschrift für Niedersächsische Familienkunde* 17, 1935, S. 40, Nrr. 215, 216; H. Schwarzwälder, *Bremen als Hansestadt* (wie Anm. 1), S. 9.

111 BUB I, 502 bzw. HUB I, 1150 bzw. HR I/1, 57. Zum Tönsberger Vertrag vgl. auch K. Helle (wie Anm. 88), S. 15 f.

112 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 198 f.

113 Für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts ist die direkte Einfuhr Bergener Fisches in Bremen belegt, für den man Korn aus dem Hinterland Bremens nach Norwegen lieferte; vgl. HR I/4, 645.

114 BUB I, 444 bzw. HUB I, 1040. Vgl. dazu und zum Folgenden auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 195 f. und S. 345 ff.

115 BUB I, 480 bzw. HUB I, 1095.

sogar noch einmal verschärft und deren Beachtung den norwegischen Hafenbeamten nachdrücklich eingeschärft.¹¹⁶ Es waren dies die ältesten Vorrechte für den Heringshandel in Bohuslen überhaupt. Im Juli 1294, nur zwei Wochen nach dem Abschluss des Tönsberger Vertrags, nahm der norwegische König die Bremer Kaufleute und Bürger dann unter Zurücksetzung aller anderen Kaufleute aus England und Deutschland in seinen besonderen Schutz und ermäßigte bei dieser Gelegenheit den Heringszoll für die Bremer abermals auf nunmehr 3 Schilling Sterling pro Heringslast.¹¹⁷ König Hakon, der Nachfolger Eriks auf dem norwegischen Thron, hat diesen außergewöhnlich günstigen Zollsatz 1299 dann nochmals bestätigt.¹¹⁸ Durch diese Vorzugsbehandlung geriet Bremen damals in Norwegen immer mehr in einen offenen Gegensatz zum Kern der Hanse um Lübeck und Hamburg, bezeichnenderweise befand sich Bremen auch nicht unter den Städten, die von Lübeck um eine Stellungnahme zu der 1293 erfolgten Verlegung des Oberhofes für das Nowgoroder Kontor von Wisby nach Lübeck gebeten wurden.¹¹⁹

Das enge Bündnis zwischen Norwegen und Bremen, wie es seit dem Handelsboykott von 1284/85 bestand, lockerte sich zwar im 14. Jahrhundert etwas, und zwischenzeitlich muss es sogar zu einem Zerwürfnis zwischen den vormaligen Bündnern gekommen sein, denn 1321 sicherte König Magnus VII. Eriksson (1319–1355) unter, wie es heißt, Aufgabe der bisherigen Feindschaft den Bremer Bürgern zu, dass sie freien Zugang zu allen Häfen seines Reiches in Norwegen und Schweden hätten.¹²⁰ Dennoch beharrte Bremen auch weiterhin konsequent auf seiner schon im 13. Jahrhundert eingeschlagenen eigenständigen norwegischen Handelspolitik. Dies wurde vor allem in den 40er Jahren des 14. Jahrhunderts mehr als deutlich, als die lübisch-wendischen Städte einschließlich Hamburgs im September 1343 namens *aller Kaufleute von der deutschen Hanse* von König Magnus VII. ein Handelsprivileg empfangen,¹²¹ woraufhin Bremen, anstatt mit den hansischen Seestädten gemeinsame Sache zu machen, den norwegischen König zweieinhalb Jahre später, im April 1346, unter Mithilfe kirchlicher (Erzbischof Otto, Domkapitel) und fürstlicher (Graf Gerhard von Hoya, Graf Christian von Delmenhorst, Graf Konrad von Oldenburg, Edelherr Rudolf von Diepholz) Intervenienten ersuchte, den Bremer Kaufleuten in Bergen dieselben Rechte und Freiheiten wie dem *gemeinen Kaufmann* zuzugestehen.¹²² Tatsächlich gestattete König Magnus den bremischen Fernhändlern daraufhin im Januar 1348 den freien Zugang nach Bergen im Wesentlichen unter denselben Bedingungen, wie sie seit 1343 auch für die Kaufleute der deutschen Hanse galten.¹²³ Auch jetzt noch, ca. 60 Jahre nach der Norwegenkrise von 1284/85, versuchte die

116 BUB I, 484 bzw. HUB I, 1111.

117 BUB I, 503 bzw. HUB I, 1153.

118 BUB I, 531 bzw. HUB I, 1316.

119 HR I/1, 66-68.

120 BUB II, 217 bzw. HUB II, 382.

121 HUB III, 13: *universi mercatores de hansa Theutonicorum*.

122 BUB II, 544-546 bzw. HUB III, 70, 72, 73.

123 BUB II, 568 bzw. HUB III, 119.

Weserstadt ihre traditionelle Sonderstellung in Norwegen aufrechtzuerhalten und sich der Vereinnahmung durch Lübeck und die hansischen Seestädte zu entziehen.

5. Die hansischen Beziehungen Bremens im 14. Jahrhundert bis 1358

Die Tatsache, dass Bremen sich in Norwegen 1284/85 in einen offenen Gegensatz zu Lübeck und den hansischen Seestädten setzte und dort auch in den folgenden Jahrzehnten jeglichem Kontakt mit der Hanse konsequent aus dem Weg ging, bedeutet nun freilich nicht, dass damit notwendigerweise auch an den anderen zentralen Knotenpunkten des Hansehandels – in Flandern, in England, im Ostseeraum – die Verbindung der Stadt und ihrer Kaufleute zur Hanse und den hansischen Organisationsstrukturen abbrach. Das Gegenteil scheint der Fall gewesen zu sein. Wenn nicht alles täuscht, wurde den Bremer Fernhändlern auch nach dem hansisch-bremischen Zerwürfnis in Norwegen die aktive Teilhabe an den hansischen Handelsprivilegien in den ausländischen Hansekontoren nicht verweigert, jedenfalls ist von entsprechenden Sanktionen der Hanse nichts bekannt. Aber auch von einem freiwilligen Fernbleiben der bremischen Kaufleute von den hansischen Niederlassungen außerhalb Norwegens lassen die Quellen nichts verlauten.

In Flandern mit seinem sich zum Weltmarkt entwickelnden Fernhandelszentrum Brügge¹²⁴ müssen die bremischen Handelsaktivitäten um 1300 ein vergleichsweise hohes Niveau erreicht haben. Wenn deutsches Bier 1298 in Brügge geradezu mit Bremer Bier gleichgesetzt wurde,¹²⁵ dann muss insbesondere der Export bremischen Biers nach Flandern damals von bedeutendem Umfang gewesen sein, auch wenn wir die genauen Umsatzzahlen dieses Bierhandels nicht kennen. Schon die Erteilung eines Geleitschutzprivilegs für Holland und Seeland durch König Wilhelm von Holland im Jahre 1252 muss im Zusammenhang mit diesen bremischen Bierexporten nach Flandern gestanden haben. Vermittler dieses Privilegs war u. a. der Brügger Ritter Wilhelm Gedulf, der dem bekannten, in der Brauwirtschaft reüssierenden Geschlecht Van de Gruuthuse angehörte, das wohl für den Absatz des Bremer Biers in Brügge gesorgt haben wird.¹²⁶ Eine 1252 für deutsche Kaufleute erlassene Maklerrolle für Flandern nennt auch *grote bande* als bremisches Ausfuhrgut, womit wahrscheinlich Eisen- und Schmiedewaren gemeint sind.¹²⁷

124 Vgl. R. Häpke, Brügges Entwicklung zum mittelalterlichen Weltmarkt (Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte, Bd. 1), Aalen 1975. Zum hansischen Flandernhandel vgl. auch H. Stob, Hansische Westpolitik im frühen 14. Jahrhundert, in: HGbl 94, 1976, S. 5 f.

125 Der Anlass war ein Rechtsstreit über den Ausschank fremder Biersorten. Vgl. dazu R. Häpke (wie Anm. 124), S. 94 f.; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 222.

126 Vgl. dazu D. E. H. de Boer, Brügge – London – Ostseeraum, in: N. Jörn, W. Paravicini und H. Wernicke (Hrsg.), Hansekaufleute in Brügge, Teil 4: Beiträge der Internationalen Tagung in Brügge April 1996 (Kieler Werkstücke, Reihe D: Beiträge zur europäischen Geschichte des späten Mittelalters, Bd. 13), Frankfurt a. M. 2000, S. 64 ff.

Als Rückfracht hatten die Bremer Kauffahrer dann hauptsächlich die qualitativ vollen Tuche aus Flandern geladen; sie werden gemeint sein, wenn in einem Ratsedikt von 1263 von der Tucheinfuhr über See die Rede ist.¹²⁸ Seit etwa 1300 knüpften die Bremer Fernhändler dann auch zu den damals sich rasch urbanisierenden Grafschaften Holland und Seeland, die ihnen bis dahin in erster Linie als Durchfahrtsgebiet von und nach Flandern dienten,¹²⁹ Handelskontakte; dort war damals Dordrecht der Hauptstapelplatz. Diese bremischen Handelsaktivitäten in Flandern, Seeland und Holland sind freilich quellenmäßig so gut wie nicht dokumentiert, sie fanden in der Regel immer nur dann Niederschlag in den Quellen, wenn es zu Unfällen kam oder den Bremer Kaufleuten schuldhaftes Verhalten vorgeworfen wurde. Dies war etwa der Fall bei den Bremern Otto von Reval, der 1318 auf der Fahrt nach Flandern von schottischen Piraten beraubt wurde,¹³⁰ und Christian von Bücken, der 1320 in Brügge vorübergehend inhaftiert wurde, weil man ihm – zu Unrecht, wie sich herausstellte – den Ankauf schiffbrüchigen Lübecker Handelsgutes vorwarf,¹³¹ sowie bei dem Bremer Bürger Rudolf, der ebenfalls 1320 im seeländischen Dordrecht einige Zeit festgehalten wurde, bevor er von Graf Wilhelm von Hennegau und Holland freigelassen wurde;¹³² auch bei den Bremer Bürgern, die um 1340 in Deventer in Gefangenschaft geraten waren, handelte es sich höchstwahrscheinlich um Fernhändler, die die für ihre fünfmal im Jahr stattfindenden Messen bekannte Ijsselstadt aufsuchten.¹³³ Nicht zuletzt ist auch die verbotswidrige Flandernfahrt des Tidemann Nanning im Frühjahr 1358 ein Beleg für die Handelsinteressen, die Bremer Kaufleute in Flandern verfolgten.¹³⁴ Tidemann verfügte in Flandern offensichtlich über gute Verbindungen, er muss also auch schon vorher Geschäftsreisen nach Flandern unternommen haben.

127 HUB I, 436. Vgl. auch R. Häpke (wie Anm. 124), S. 94; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 222; J. Müller (wie Anm. 76), in: Brem. Jb. 30, 1926, S. 234 f.

128 BUB I, 314 bzw. HUB I, 592. Zum flandrischen Tuchexport vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 325 f.; H. Ammann, Deutschland und die Tuchindustrie Nordwesteuropas im Mittelalter, in: C. Haase (Hrsg.), Die Stadt des Mittelalters, Bd. 3 (Wege der Forschung, Bd. 245), 3. Aufl. Darmstadt 1984, S. 55-136; R. Holbach, Brügge, die Hanse und der Handel mit Tuch, in: Hansekaufleute in Brügge (wie Anm. 126), S. 183-203.

129 In diesem Zusammenhang sind auch die beiden Geleitschutzprivilegien zu sehen, die König Wilhelm von Holland und sein Bruder Graf Floris von Holland den Bremern 1252 für Holland und Seeland verliehen. Vgl. BUB I, 253, 254 bzw. HUB I, 438, 443. Vgl. dazu auch W. Vogel, Die Binnenfahrt durch Holland und Stift Utrecht vom 12. bis 14. Jahrhundert, in: HGBll 15, 1909, S. 13-36.

130 BUB II, 183, 184 bzw. HUB II, 327, 329.

131 BUB II, 202, 205, 207 bzw. HUB II, 362.

132 BUB II, 204 bzw. HUB II, 367. Vgl. auch D. Seifert, Kompagnons und Konkurrenten. Holland und die Hanse im späten Mittelalter (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, Bd. 43), Köln/Weimar/Wien 1997, S. 22 ff.

133 BUB II, 466 bzw. HUB II, 650. Zur Deventer Messe vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 330 f.

134 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 459, S. 135 bzw. HR I/1, 215.

Es ist nicht überliefert, auf welcher Rechtsgrundlage die Bremer ihren Handelsverkehr in Flandern und in den benachbarten Regionen abgewickelt haben. Da die Stadt Bremen in Flandern – anders als in der Aufnahmeurkunde behauptet – offenbar keine eigenen Freibriefe besaß und da auch von einem Ausschluss der Bremer etwa aus dem zentralen Hansekontor in Brügge nichts bekannt ist, ist davon auszugehen, dass die Bremer Kaufleute dort die allgemeinen hansischen Privilegien in Anspruch genommen haben, an deren erstmaligem Erwerb 1252/53 die Stadt durch Ausstellung einer Gegenurkunde in gewisser Weise selbst mitgewirkt hatte. Die Reaktion des Bremer Rates auf die *verbotene Reise* des Tidemann Nanning bestätigt diese Einschätzung nachdrücklich. Der Rat hatte Tidemann bekanntlich ohne lange zu zögern zum Tode verurteilt und damit die von der Hanse für Blockadebrecher vorgesehene Höchststrafe verhängt. Hätten die Bremer Kaufleute damals in Flandern grundsätzlich außerhalb der hansischen Organisationsstrukturen agiert, dann wäre dieses kompromisslose Vorgehen des Rates im Sinne der Hanse nicht recht nachvollziehbar, schließlich hätte man Tidemann Nanning dann nicht der Nichtbeachtung hansischer Beschlüsse bezichtigen können. Nicht zuletzt lässt sich auch die um 1330 erfolgte Übernahme des vermutlich in Flandern entstandenen und zunächst hauptsächlich dort praktizierten hamburgischen Schiffsrechts durch die Stadt Bremen nur so erklären, dass die Bremer Fernhändler in Flandern enge Kontakte zu ihren hansischen Kollegen – in diesem Fall den Hamburgern – unterhalten und deshalb in den hansischen Organisationszusammenhängen operiert haben müssen.¹³⁵

In England, wo die Bremer noch Mitte des 13. Jahrhunderts offensichtlich fest in die sich entwickelnden hansischen Strukturen eingebunden und zum Teil sogar in führenden Positionen anzutreffen waren, wurden die Bremer 1279 mit Unterstützung des Herzogs Albrecht II. von Braunschweig – dieser war Gläubiger eines Bremer Englandhändlers – bei König Eduard I. (1272–1307) vorstellig, damit er den Händlern von der Weser Schutz und freies Geleit in seinem Reich gewähre.¹³⁶ Was auf den ersten Blick so aussieht, als habe Bremen sich damals auch in England von der Hanse abwenden und die dort bereits Anfang des Jahrhunderts einmal praktizierte Politik einer eigenständigen Privilegierung wiederaufnehmen wollen, war bei näherem Hinsehen aber wohl doch eher den besonderen Zeitumständen geschuldet. 1266 war es zu einer weitgehenden Unterbrechung des bremischen Englandhandels gekommen, weil der aus Bremen stammende Hermann – ein Diener des einstigen Londoner Ältermannes Arnold Fitz Thedmar – das Land verlassen hatte, ohne vorher seine rückständigen Steuern bezahlt zu haben, woraufhin die Stadt London sich bei seinen Bremer Händlerkollegen schadlos zu halten suchte. Es ist verständlich, dass man sich in Bremen gegen diese Form der Kollektivhaftung zur Wehr setzte und die Zahlung der als ungerecht empfundenen Londoner Steuerforderungen ablehnte. Als man sich 1279 um eine Beilegung der schon fast 14 Jahre andauernden Streitigkeiten bemühte, da versprach

135 Vgl. dazu U. Weidinger, Schiffs- und Seerecht im Bremer Stadtrecht, in: 700 Jahre Bremer Recht (wie Anm. 33), S. 112–134.

136 BUB I, 389–391 bzw. HUB I, 835–837. Vgl. auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 205.

man sich, da es sich ja um eine rein bremische Angelegenheit handelte, von der die übrigen Hansekaufleute nicht betroffen waren, von einem ausschließlich die Bremer Fernhändler privilegierenden Freibrief offensichtlich eine größere Wirkung und einen besseren Schutz für den Bremer Englandhandel als von den allgemeinen hansischen Vorrechten. Eine generelle Abwendung von der Hanse muss damit nicht notwendigerweise verbunden gewesen sein. Noch etwas kommt hinzu. Gut zehn Jahre zuvor hatte der englische König Heinrich III. (1216–1272) zunächst den Hamburgern (1266) und dann auch den Lübeckern (1267) zugestanden, nach dem Vorbild der Kölner ihre eigene Hanse in England zu gründen.¹³⁷ Seither existierten in England drei konkurrierende Gruppen deutscher Kaufleute nebeneinander. Was lag für die Bremer daher – allein schon aus Prestige Gründen – näher, als sich 1279, nach Beendigung der Zwistigkeiten mit London, nach dem Beispiel Hamburgs und Lübecks um die Etablierung einer eigenen Bremer Hanse in England zu bemühen, um so zumindest rein äußerlich eine Gleichstellung der bremischen Englandhändler mit den Kölnern, Hamburgern und Lübeckern zu erreichen. Diese Vermutung gewinnt umso mehr an Wahrscheinlichkeit, als der braunschweigische Herzog – so wie jetzt bei dem Bremer Privilegiengesuch – auch schon bei der Gründung der Hamburger Hanse in England seine Hände im Spiel hatte. Doch war die von Bremen gewünschte eigenständige Privilegierung 1279 im Grunde genommen schon nicht mehr zeitgemäß. Bereits drei Jahre später, 1282, kam es zum Zusammenschluss der deutschen Englandfahrer zu einer gemeinsamen deutschen Hanse, die Sonderprivilegierung einzelstädtischer, miteinander rivalisierender Genossenschaften gehörte damit endgültig der Vergangenheit an.¹³⁸ Dies wird letztendlich auch der Grund gewesen sein, weshalb König Eduard I. das Gesuch Bremens von 1279 offenbar abschlägig beschied. Er wird die Bremer Kaufleute im Hinblick auf die sich vermutlich schon 1279 abzeichnende organisatorische Sammlung aller niederdeutschen Englandfahrer in einer einzigen deutschen Hanse auf die vielfältigen Privilegien insbesondere der Londoner Guildhall verwiesen haben, deren Mitnutzung er ihnen wahrscheinlich nahegelegt hat. Den Bremern blieb deshalb, da sie eigener englischer Handelsprivilegien entbehrten, nichts anderes übrig, als die Zusammenarbeit mit den anderen Hansekaufleuten in England zu suchen, wie sie dies vor 1366 ja auch schon getan hatten.

Allerdings scheint sich der bremische Englandhandel von den Störungen, denen er in der Zeit zwischen 1266 und 1279 unterworfen war, nie ganz erholt zu haben. Jedenfalls liegen seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert nur noch wenige Nachrichten zum Bremer Englandhandel vor.¹³⁹ Immerhin lässt sich den englischen Zollrechnungen aus der Zeit von 1303 bis 1311 entnehmen, dass sich damals auch Bremer Schiffer und Kaufleute in den Dreieckshandel zwischen Ostseeraum, Norwegen und England eingeschaltet und u. a. Trockenfisch aus Bergen nach England geliefert haben.¹⁴⁰ So brachte 1322 ein

137 HUB I, 633, 636. Vgl. dazu auch D. Kattinger (wie Anm. 54), S. 888 f., H. Stob (wie Anm. 53), S. 143.

138 HUB I, 902. Vgl. auch D. Kattinger (wie Anm. 54), S. 889 f.

139 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 205.

Bremer Schiff Stockfisch aus Bergen nach Lynn in England,¹⁴¹ und möglicherweise stammte auch Henrik Bremer, dessen mit Stockfisch beladenes Schiff 1333 in Boston landete,¹⁴² aus der Weserstadt. Diese Nachrichten zeigen bereits, dass die mit norwegischem Trockenfisch handelnden Kaufleute weniger London, sondern in erster Linie die ostenglischen Häfen Lynn, Ravensere und Boston ansegelten; nicht umsonst bestätigte Lynn 1310 allen Hansekaufleuten das alte Handelsrecht der Stadt.¹⁴³ Dieser im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts entstandenen ›Hanse‹ der deutschen Kaufleute in Lynn gehörte 1303 höchstwahrscheinlich auch ein gewisser Wilhelm von Bremen an¹⁴⁴ – ein weiterer Hinweis auf die feste Verankerung der Bremer Kaufleute in den hansischen Organisationsstrukturen in England. Ansonsten wurde auch der bremisch-englische Handelsverkehr vor allem dann aktenkundig, wenn von außergewöhnlichen Vorfällen zu berichten war: So beraubten 1321 oder 1322 englische Schiffe aus Winchelsea und Greenwich das Handelsschiff *la Cruxenbergh* des Kaufmanns Albrecht von Bremen und töteten dabei dessen Schiffer Wulrich von Bremen.¹⁴⁵

Was den Ostseeraum anbelangt, so fanden hier zwar die ersten – durch den Rigaer Handelsvertrag von 1229 mit dem Fürsten von Smolensk – schriftlich dokumentierten Kontakte Bremer Fernhändler zur Hanse in Gestalt der sog. Gotländischen Genossenschaft statt. Dennoch waren die handelspolitischen Interessen Bremens im Bereich der Ostsee eher marginaler Natur, an den Ereignissen im russischen Nowgorod und an der Ausbildung des dortigen Hansekontors nahm Bremen so gut wie keinen Anteil.¹⁴⁶ Die Belege für eine bremische Handelstätigkeit im preußischen, baltischen und russischen Osten halten sich denn auch in engen, überschaubaren Grenzen. Doch ist gerade dabei zu berücksichtigen, dass die wenigen erhaltenen Nachrichten fast ausschließlich einem Schadensverzeichnis deutscher Kaufleute entstammen und deshalb wohl nur einen verschwindend geringen Prozentsatz des tatsächlichen Handelsverkehrs wiedergeben: 1300 wurde Heinrich von Bremen um acht Stücke Tuch, 1292 Johann von Bremen um 47 Mark geschädigt, und ebenfalls 1292 wurde einem Kaufmann Bremer Pelzwerk auf der Fahrt nach Nowgorod entwendet.¹⁴⁷ 1327 hören wir dann von einem Bremer Schiff, das aus Preußen kommend durch den Sund nach Bergen in Norwegen segelte.¹⁴⁸ Offensichtlich hatten sich die beiden Bremer Schiffer Herbord Hamer und

140 Diplomatarium Norvegicum, Bd. 19, Nr. 423, hg. von A. Bugge, H. J. Huitfeldt, C. C. A. Lange, C. R. Unger, Kristiania 1910. Vgl. dazu auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 197 f.

141 Diplomatarium Norvegicum (wie Anm. 140), Nr. 518.

142 Ebd., Nr. 537.

143 HUB II, 170.

144 HUB II, 40.

145 HUB II, 387.

146 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 191 f. und S. 339 sowie J. Müller (wie Anm. 76), Brem. Jb. 30, 1926, S. 237 f. und S. 258.

147 HUB III, S. 424 f. Vgl. auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 192.

148 HUB II, 467. Vgl. auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 192 und S. 198; Th. Hill (wie Anm. 33), S. 330.

Hinrich von Bremen, die vermutlich preußischen Roggen geladen hatten, den sie in Bergen gegen norwegischen Stockfisch einzutauschen gedachten, am lukrativen Dreieckshandel zwischen dem Ostseeraum, Norwegen und England bzw. Flandern beteiligt. Es ist anzunehmen, dass andere Kaufleute und Schiffer aus Bremen, auch ohne dass dies in den Quellen seinen Niederschlag fand, es ihnen gleich getan haben. Auch wenn der singuläre Beleg von 1327 somit die tatsächlichen Verhältnisse allenfalls annäherungsweise wiedergibt, so bleibt doch die Tatsache unbestritten, dass es einen blühenden Handel in die Weiten des Ostseeraumes von Bremen aus allem Anschein nach nicht gegeben hat. Der bremische Fernhandel war, der geographischen Lage der Stadt entsprechend, im Wesentlichen auf den Nordseeraum ausgerichtet, wo die Bremer Händler an nahezu allen wichtigen Handelsplätzen des frühhansischen Handels präsent waren.¹⁴⁹

Eine gewisse Relativierung erfuhr das bescheidene Interesse Bremens am Ostseehandel allerdings durch den im Verlauf des 13. Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung gewinnenden schonischen Heringshandel.¹⁵⁰ Bremen ist erst verhältnismäßig spät in das lukrative Geschäft mit dem Massenartikel Hering eingestiegen. Während Lübeck und die wendischen Ostseestädte sich bereits um 1200 bzw. im Verlauf des 13. Jahrhunderts auf der Landzunge im Südwesten Schonens festsetzten und dort jeweils ihre eigene Vitte – kaufmännische Niederlassungen mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit und teilweise sogar eigenen Kirchen – erwarben,¹⁵¹ gelangte Bremen wahrscheinlich erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in den Besitz einer solchen Vitte.¹⁵² Auch hielt sich das Engagement Bremens auf den jährlich von August bis Oktober stattfindenden schonischen Heringsmessen selbst nach dem Erwerb dieser Vitte offenbar in engen Grenzen: Die Belege für entsprechende Aktivitäten sind äußerst dürftig und stammen allesamt erst aus der Zeit nach 1358; ein Bremer Vogt als städtischer Repräsentant ist sogar nur einmal, und das verhältnismäßig spät, nämlich 1400, nachweisbar.¹⁵³ In gewisser Weise sind sowohl der späte Erwerb als auch der anscheinend nicht sehr ausgeprägte Betrieb der Bremer Vitte ein unmittelbarer Ausdruck des nur mäßig entwickelten bremischen Interesses am Ostseehandel. Tatsächlich hätte man zur Not auch ohne eigene Vitte auskommen können, denn der

149 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 230 f.; Th. Hill, Bremen, die Hanse und Frankreich (wie Anm. 80), S. 80 f.

150 Zu den schonischen Heringsmessen vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 313 ff.; Th. Hill, Der Schonenmarkt – die große Messe im Norden, in: Die Hanse (wie Anm. 44), S. 536-538; C. Jahnke (wie Anm. 89), S. 39-279; D. Schäfer, Das Buch des Lübeckischen Vogts auf Schonen (Hansische Geschichtsquellen, Bd. 4), Hildesheim / Zürich / New York 2005.

151 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 33), S. 331; D. Schäfer (wie Anm. 150), S. XXII ff.

152 Der früheste Beleg für die bremische Vitte auf Schonen stammt aus dem Jahre 1352, doch wurde deren Existenz damals bereits vorausgesetzt, so dass deren Erwerb schon einige Zeit früher anzusetzen ist. Vgl. BUB III, 28 bzw. HR I/1, 179. Hill hält einen Erwerb der Bremer Vitte in den 1320er Jahren für wahrscheinlich; vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 188.

153 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 190.

schonische Hering wurde auch über den dänischen Nordseehafen Ripen massenweise ausgeführt, und das Vorhandensein einer Bremer Ripenfahrgilde im 14. Jahrhundert zeigt mehr als deutlich, dass man von dieser Bezugsquelle sehr wohl Gebrauch machte.¹⁵⁴ Schließlich aber hat man sich in Bremen doch für den Erwerb einer Vitte entschieden und gab dadurch zu erkennen, dass man, und sei es auch nur aus Prestige Gründen – schließlich unterhielten selbst süderseeische Städte wie Kampen, Zutphen, Staveren und Deventer ihre eigenen Vitten auf Schonen –,¹⁵⁵ auf dem vielbesuchten internationalen Heringsmarkt in der westlichen Ostsee Flagge zeigen und sich das hohe Gewinnmargen versprechende Heringsgeschäft nicht gänzlich entgehen lassen wollte.

Was auch immer letztendlich der Grund für den Erwerb einer eigenen Bremer Vitte gewesen sein mag, fest steht, dass auf den schonischen Heringsmessen ein Handel neben bzw. an der Hanse vorbei so gut wie unvorstellbar war. Kaum ein anderer ausländischer Markt war so sehr von der Hanse dominiert wie die schonischen Messen, unliebsame Konkurrenten wie die Engländer oder die Holländer wurden hier im Laufe der Zeit vollständig aus dem Markt gedrängt.¹⁵⁶ Während sich die Vitten Lübecks, Danzigs und der anderen Ostseestädte westlich von Falsterbo befanden, waren die Vitten der Nordseestädte sowie Wismars und Rostocks nordöstlich von Skanör angesiedelt; hier lag auch die Bremer Vitte in unmittelbarer Nachbarschaft der Niederlassungen Wismars, Kampens und Zutphens im Norden des Rostocker Feldes.¹⁵⁷ Eine enge Zusammenarbeit mit den Kaufleuten der benachbarten Hansestädte ließ sich wohl allein schon aufgrund der beengten räumlichen Verhältnisse nicht umgehen. Dazu kommt, dass auch auf den schonischen Heringsmärkten Freibriefe des damals für Schonen zuständigen dänischen Königs die Grundlage des Handels bildeten. Die meisten Hansestädte, allen voran Lübeck, kamen schon relativ früh – erste einzelstädtische Privilegien sind seit 1251 überliefert – in den Besitz derartiger Privilegien, die ihnen Handels erleichterungen auf Schonen einräumten.¹⁵⁸ Für Bremen ist hingegen keine förmliche Privilegierung bezeugt, die Stadt scheint also keine eigenständigen Vorrechte und Vergünstigungen für ihren Handel auf den schonischen Messen besessen zu haben.¹⁵⁹ Umso mehr war die Weserstadt darauf angewiesen, die enge Kooperation mit den privilegierten Hansestädten zu suchen. Ein feindliches oder auch nur abweisendes Verhältnis Bremens zur Hanse in diesem durch und durch hansisch geprägten Umfeld ist völlig undenkbar,

154 BUB IV, 430. Vgl. dazu auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 187.

155 Vgl. J. Weststrate, Abgrenzung durch Aufnahme. Zur Eingliederung der Süderseeischen Städte in die Hanse, ca. 1360–1450, in: HGBll 121, 2003, S. 18 ff.; D. Seifert, Die holländischen und seeländischen Teilnehmer, in: Der Stralsunder Frieden (wie Anm. 33), S. 34 ff.

156 Vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 314 f.

157 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 150), S. 538; Th. Hill (wie Anm. 33), S. 333 f.; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 188.

158 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 150), S. 537.

159 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 188 ff.

insbesondere nachdem sich die Seestädte unter der Führung Lübecks und Rostocks seit 1352 gemeinsam um den Erhalt und die Erweiterung der hansestädtischen Privilegien auf Schonen kümmerten.¹⁶⁰ Seither war auch auf Schonen eine gesamthansische Politik an die Stelle einzelstädtischer Privilegierungen getreten.

Die Bremer Fernhändler unterhielten also auch schon vor 1358 mit Ausnahme Norwegens, wo man sich konsequent von der Hanse fernhielt, an nahezu allen Brennpunkten des hansischen Handelsverkehrs mehr oder weniger enge Beziehungen zu den Hansekaufleuten und haben, wie es scheint, dort selbstverständlich an den hansischen Freiheiten und Handelserleichterungen teilgenommen. Von einer Verweigerung der Mitnutzung hansischer Privilegien ist nirgendwo – selbst in Norwegen nicht, wo man aus freien Stücken auf die Mitnutzung verzichtete – etwas bekannt. Dass man den Bremer Kaufleuten den Genuss der Hanseprivilegien verweigert hat, ist auch noch aus einem anderen Grund äußerst unwahrscheinlich. In der Zeit zwischen der Norwegenkrise und der (Wieder-) Aufnahme Bremens in die Hanse pflegte die Weserstadt mit einer ganzen Reihe von Hansestädten, darunter Lübeck und Hamburg, scheinbar völlig normale diplomatische und vertragliche, mitunter sogar freundschaftlich zu nennende Beziehungen.¹⁶¹ Mit Hamburg beispielsweise traf Bremen bereits 1286, also gerade ein Jahr nach der Verhängung des Handelsverbots infolge der Norwegenblockade, an der die Elbstadt bekanntlich mitgewirkt hatte, vertragliche Abmachungen über die Insel Neuwerk;¹⁶² 1291 vermittelte Bremen dann einen Vertrag Hamburgs mit den Rüstringer Friesen, und 1297 erneuerten beide Städte eine Vereinbarung über flüchtige Schuldner.¹⁶³ Zwischen Hamburg und Bremen scheinen zu einer Zeit, als man in Norwegen völlig verschiedene Wege ging, einvernehmliche, gutnachbarschaftliche Beziehungen geherrscht zu haben. Noch 1356, zwei Jahre vor dem Aufnahmeverfahren, bezogen Bremen und Hamburg gemeinsam Stellung gegen den dänischen König Waldemar IV.¹⁶⁴ Damals vermittelte u. a. auch der Rat der Stadt Lübeck zwischen den Kontrahenten, offensichtlich hatte auch die Travestadt nach Abkühlung der norwegischen Dissonanzen wieder ihren Frieden mit Bremen geschlossen. Schon 1340 war Lübeck gemeinsam mit Bremen in einem Zollstreit zwischen Hamburg und Stade schiedsrichterlich tätig geworden.¹⁶⁵ Beziehungen unterschiedlicher Art unterhielt Bremen des Weiteren zu den Hansestädten Osnabrück (1293), Hannover (1301), Braunschweig (1256, 1318) sowie zu den westfälischen Städten (1307). Von einer Isolierung im Kreis der Hansestädte ist somit weit und breit nichts zu sehen. Es ist deshalb schlechterdings nicht vorstellbar, dass die Kaufleute derselben Hansestädte, die mit Bremen ungetrübte, wenn nicht

160 HR I/1, 175-180. Vgl. auch D. Schäfer (wie Anm. 150), S. XXXIII; Th. Hill (wie Anm. 33), S. 334.

161 Vgl. dazu und zum Folgenden D. Schäfer (wie Anm. 1), S. 10 und S. 12.

162 BUB I, 430 bzw. HUB I, 1002.

163 BUB I, 473, 517 bzw. HUB I, 1084, 1232.

164 BUB III, 84 bzw. HUB III, 365.

165 BUB II, 470 bzw. HUB II, 660.

gar freundschaftliche Verbindungen pflegten, ihren Bremer Kollegen im Ausland plötzlich konsequent aus dem Weg gingen und diese wie Parias behandelten. Man wird vielmehr ebenso wie im zwischenstädtischen diplomatischen Verkehr so auch in den ausländischen Hansekontoren, so weit von Bremen gewünscht, die pragmatische, für beide Seiten vorteilhafte Zusammenarbeit gesucht haben.

6. Einzelstädtische Fernhändlergilden (sog. Hansen)

Wir können hier ein kurzes Zwischenresümee ziehen. Offenbar war es in der Frühzeit der Hanse möglich, sich je nach Ort, Zeit, politischen Gegebenheiten und jeweiliger Interessenlage der Hanse gegenüber unterschiedlich zu verhalten. Bremen hatte in Norwegen, um seine althergebrachte Vorrangstellung aus vorhansischer Zeit in das neue Hansezeitalter hinüberzuretten, dezidiert gegen die sich zur Hanse formierenden Seestädte Stellung bezogen. Gleichzeitig machten Bremer Kaufleute an den anderen Eck- und Brennpunkten des hansischen Fernhandels – in Flandern, in England, auf Schonen – gemeinsame Sache mit den (Hanse-) Kaufleuten anderer niederdeutscher Städte und nahmen offensichtlich die allgemeinen hansischen Vorrechte wie selbstverständlich in Anspruch – mit anderen Worten: Sie agierten und verstanden sich dort ebenfalls als Hansekaufleute. Dieses scheinbar widersprüchliche Verhalten findet seine Erklärung in den besonderen (Verfassungs-)Verhältnissen der frühen Hansezeit, die man im Allgemeinen, in Abgrenzung zu der seit 1356/58 voll ausgebildeten sog. Städtehanse,¹⁶⁶ als Kaufmannshanse bezeichnet. Diese Kaufmannshanse war ein loses, diffuses Gebilde mit allenfalls erst ansatzweise ausgebildeten Organisationsstrukturen. Die Heimatstädte der Hansekaufleute, allen voran Lübeck, traten in dieser Kaufmannshanse zwar mitunter aktiv handelnd in Erscheinung,¹⁶⁷ doch erhoben sie dabei weder den Anspruch, eine den gesamten Hanseraum umspannende einheitliche Politik zu betreiben, noch waren sie gar in der Lage, einzelnen Mitgliedsstädten ihren Willen aufzuzwingen. Gerade im Konflikt um die sog. Norwegenkrise von 1284/85 wird dies alles sehr deutlich. Der Städteverbund, der damals ›hansische‹ Interessen gegenüber Norwegen verfocht, war nicht die umfassende Organisation der Hanse, wie sie im Verlauf des 14. Jahrhunderts endgültig Gestalt annahm, sondern ein kleiner hansischer Teilverband von insgesamt neun Ostseestädten von Kiel bis Stettin zuzüglich der Nordseestadt Hamburg unter der Führung Lübecks. Diese Städte schlossen sich aufgrund ihrer gemeinsamen Interessenlage 1284 auf einem Verhandlungstag in Wismar zu einer – modern gesprochen – Art Interessengemeinschaft zusammen.¹⁶⁸

166 Zur sog. Städtehanse vgl. etwa Wernicke, der freilich deren Anfänge schon früher, nämlich um 1280, ansetzte: H. Wernicke, Die Städtehanse. 1280–1418. Genesis – Strukturen – Funktionen, Weimar 1983.

167 Bezüglich der aktiven Rolle auch schon der Städte in der Zeit der Kaufmannshanse vgl. V. Henn (wie Anm. 75), S. 61 ff.

168 Zur Anwendung des Begriffs ›Interessengemeinschaft‹ auf die Hanse vgl. A. von Brandt, Die Hanse und die nordischen Mächte im Mittelalter, Köln/Opladen

Dem Versuch Lübecks, dieser Interessengemeinschaft durch Einbeziehung weiterer Städte größere Schlagkraft zu verleihen, war wenig Erfolg beschieden, erst bei den abschließenden Friedensverhandlungen waren auch die östlichen Städte Riga und Visby sowie die westlichen Städte Kampen und Staveren mit eigenen Abgesandten vertreten, um die Früchte des Erfolgs miternten zu können.¹⁶⁹ Es ist durchaus symptomatisch, dass diese räumlich im Wesentlichen auf die westliche Ostsee begrenzte Interessengemeinschaft von Hansestädten in den einschlägigen Quellen nicht als ›Hanse‹, sondern ganz lapidar als *civitates maritimae*, Seestädte also, bezeichnet wird. Nicht die Zugehörigkeit zur Hanse, sondern die gemeinsame Küstenlage ist hier namengebend, und das, obwohl die aktiv handelnden Städte allesamt zum Kern der späteren Städtehanse zählten. Dem entspricht, dass auch 1252/53 nicht ›die Hanse‹ Empfänger der mit der Gräfin Margarethe von Flandern ausgehandelten Privilegien war, sondern die ›Gesamtheit der Kaufleute des Römischen Reiches‹ (*universitas mercatorum Romani imperii*).¹⁷⁰ Und als die ausländischen Kaufleute 1280 Brügge vorübergehend verließen, weil sie sich vor allem beim Wiegen ihrer Waren übervorteilt fühlten, und sich im nahegelegenen Aardenburg niederließen, da erlangten sie gemeinsam von Graf Guido von Flandern einen neuen Freibrief, der ausdrücklich für die spanischen, die deutschen und alle übrigen fremden Kaufleute gleichermaßen gelten sollte.¹⁷¹ Weder bilden die Hansekaufleute hier einen eigenständigen Verband innerhalb des großen Kreises ausländischer Fernhändler in Brügge noch gibt es damals, 1280, in Flandern einen als ›Hanse‹ bezeichneten Zusammenschluss deutscher Kaufleute. Es gab die deutsche Hanse zwar der Sache, nicht aber dem Namen nach.

Als ›Hanse‹ werden in dieser frühen Zeit immer nur die Fahrtgemeinschaften gemeinsam reisender Fernhändler einer oder mehrerer Städte oder einzelner Regionen bezeichnet, es handelt sich dabei also um einzelstädtisch oder landsmannschaftlich geschlossene Personengemeinschaften im Ausland tätiger Fernhändler.¹⁷² Früheste *hansa*-Belege in dieser Bedeutung finden sich in westeuropäischen Gildestatuten des 12. und 13. Jahrhunderts (z. B. Gent, Valenciennes, St. Omer, Dordrecht), doch waren diese *hansa*-Gilden von Fernkaufleuten, an deren Spitze in der Regel ein mit Aufsichtsrechten und Rechtsprechungsbefugnissen versehener ›Hansegraf‹ stand, auch im späteren Hanseraum weit verbreitet. Insbesondere in Westfalen finden sich bei einer Vielzahl von Städten (u. a. Dortmund, Münster, Paderborn, Borken,

1962, S. 7 ff.; A. von Brandt, Die Hanse als mittelalterliche Wirtschaftsorganisation. Entstehung, Daseinsformen, Aufgaben, in: A. von Brandt u. a. (Hrsg.), Die deutsche Hanse als Mittler zwischen Ost und West, Köln/Opladen 1963, passim.

169 HR I/1, 41, 45, 49-51, 55, 56, 62, 63.

170 HUB I, 421, 422, 428, 431-435. Vgl. dazu auch W. Stein (wie Anm. 48); V. Henn (wie Anm. 75), S. 46 ff.

171 HUB I, 862. Vgl. auch V. Henn (wie Anm. 75), S. 49 f.; H. Stoob (wie Anm. 53), S. 146 f.

172 Vgl. dazu W. Stein, *hansa*, in: HGbll 1909, S. 53-113; R. Hammel-Kiesow (wie Anm. 8), S. 44-48.

Brakel, Hamm, Unna) Hinweise auf die einstige Existenz von Hansegilden und Hansegrafen;¹⁷³ alle diese Städte galten in der Zeit der sog. Städtehanse als Hansestädte.¹⁷⁴ Eine solche Hansegilde von Fernhändlern gab es im 13./14. Jahrhundert auch in Bremen. Sie fand sogar Eingang in das 1303/08 erstmals aufgezeichnete Stadtrecht, in dessen Statuten den städtischen Kaufleuten die Zahlung von vier Schillingen an die Hanse auferlegt wird.¹⁷⁵ Wichtigste Aufgabe dieser Bremer Kaufmannshanse wird, wie allgemein üblich, die Organisation des – hauptsächlich wohl ausländischen – Fernhandels gewesen sein. Bei den vier Schillingen aber handelt es sich um eine Gemeinschaftsabgabe in Form eines Eintrittsgeldes, die als Gegenleistung für den Schutz zu zahlen war, den die städtische Kaufmannshanse bzw. deren leitender Hansegraf ihren Mitgliedern auf den gemeinsam organisierten Konvoifahrten, auf den fremden Märkten sowie durch die Regelung interner Angelegenheiten nach dem Willkürrecht (*kore*) gewährte. Empfänger dieser ehemals dem Stadtherrn zustehenden Hanseabgabe aber war seit 1181 die Stadt, zu deren Gunsten Erzbischof Siegfried damals auf die Einkünfte aus der ›Hanse‹ verzichtet hatte.¹⁷⁶ Die Bremer Fernhändlergilde war offensichtlich – daher auch ihre Erwähnung im Stadtrecht – der Rechtsaufsicht und Kontrolle der städtischen Obrigkeit unterstellt.

All diese städtischen und regionalen Einzelhansen waren zwar nicht mit der deutschen Hanse identisch – auch in der oberdeutschen Stadt Regensburg gab es beispielsweise eine Hanse und einen Hansegrafen –, doch führte der Zusammenschluss dieser Partikularhansen im Ausland mehr oder weniger zwangsläufig zur Ausbildung eines dann ebenfalls als ›Hanse‹ firmierenden Gesamtverbandes niederdeutscher Kaufleute. In England lässt sich dieser Entstehungsprozess der deutschen Hanse am besten verfolgen: Nachdem 1266/67 zunächst die englischen Niederlassungen der Hamburger und Lübecker Fernfahrergilden als ›Hanse‹ bezeichnet wurden, wurde dieser Begriff 1282 dann erstmals auf die Gesamtheit der in der Londoner Kontorgemeinschaft vereinigten niederdeutschen Kaufleute angewandt (*mercatores de hansa Alemaniae in eadem civitate tunc morantes*). Doch war der Hansebegriff auch jetzt noch auf die Londoner Kontorgemeinschaft beschränkt. Die Gesamtheit der im Nord- und Ostseeraum verkehrenden niederdeutschen Kaufleute umfasste der Hansebegriff erstmals 1343, als der norwegische König Magnus Eriksson allen Kaufleuten *de hansa Theutonicorum* Handels- und Zollfreiheiten verbriefte.¹⁷⁷ Von den einzelstädtischen und regionalen

173 Vgl. L. von Winterfeld (wie Anm. 11), S. 275 ff.; L. von Winterfeld (wie Anm. 46), S. 13.

174 Vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 586 f.

175 Das bremische Stadtrecht von 1303/08, III, 22, in: K. A. Eckhardt (Hrsg.), Die mittelalterlichen Rechtsquellen der Stadt Bremen, (VStAB 5), Bremen 1931, S. 62: *Wel he oc en copman wesen, so scal he ver schellinghe gheven vor sine hense*. Ein Reprint dieses Stadtrechts findet sich neuerdings auch in: 700 Jahre Bremer Recht (wie Anm. 33), S. 279-368.

176 BUB I, 58. Vgl. dazu auch W. Stein (wie Anm. 172), S. 70 ff.

177 Vgl. V. Henn, Was war die Hanse? in: Die Hanse (wie Anm. 44), S. 19; H. Stoob (wie Anm. 53), S. 143-150.

Fahrtgemeinschaften unter der Bezeichnung ›Hanse‹ führte also ein gerader, wenn auch nur Schritt um Schritt zum Ziel führender Weg zum Gesamtverband einer alle niederdeutschen Fernhändler umfassenden Hanse; die partikularen *hansa*-Gilden waren somit der Ausgangspunkt der allgemeinen deutschen Hanse. Das aber kann nur bedeuten: Wenn es in Bremen eine ›Hanse‹-Gilde von Fernkaufleuten gegeben hat, dann war im Grunde genommen auch an der Weser der Grundstein für ein sukzessives Hineinwachsen der Bremer Fernhändler in den Gesamtverband der allgemeinen deutschen Hanse gelegt. Damit aber wird im Wesentlichen das bestätigt, was auch schon der Überblick über den bremischen Auslandshandel in der Zeit vor 1358 ergab: Auch die Bremer Fernhändler konnten, ähnlich wie die Kaufleute aus den anderen niederdeutschen Städten, Anspruch auf eine Art natürlicher, ›angeborener‹ Mitgliedschaft im Gesamtverband der deutschen Hanse erheben, sie mussten sie nur aktivieren.

Die Politik der Hanse wurde in der Zeit der Kaufmannshanse im Wesentlichen noch nicht von den Hansestädten bestimmt – gemeinsame, regelmäßig stattfindende Hansetage der Ratssendeboten gab es noch nicht –, auch wenn Lübeck immer wieder die Initiative ergriff und versuchte, dem Gang der Dinge seinen Stempel aufzudrücken. Das bei weitem wichtigste Organ der Kaufmannshanse waren die damals noch weitgehend eigenständig agierenden, sich selbst verwaltenden Hansekontore im Ausland, die noch keiner zentralen Kontrolle unterlagen und deshalb einen Mikrokosmos für sich bildeten. Bergen aber war von London, Brügge oder Nowgorod – um hier nur die vier bedeutendsten Hansekontore zu nennen – weit entfernt, was in Norwegen passierte, wurde an den anderen Eckpunkten des Hanseverkehrs wahrscheinlich nur schemenhaft wahrgenommen und hat dort vermutlich auch nicht besonders interessiert. Solange die Bremer Fernhändler die Statuten der Kontore beachteten und sich auch sonst nichts zu Schulden kommen ließen, sah man in Brügge, London und anderswo keinerlei Veranlassung, diesen den Genuss der hansischen Privilegien vorzuenthalten, auch wenn Bremen sich in Norwegen fern der Hanse hielt. Noch 1393, also schon lange nachdem die Hansekontore der Aufsicht des Hansetags unterstellt waren, stellte man sich im Brügger Hansekontor – entgegen anderslautenden Bestimmungen des Hansetages – auf den Standpunkt, dass man das Recht habe, jeden persönlich geeigneten Kaufmann in die Kontorgemeinschaft aufzunehmen, selbst wenn er nicht aus einer Hansestadt stammte.¹⁷⁸ Um wieviel mehr musste dies in der Zeit der frühen Kaufmannshanse gelten, als die Kontore noch nicht am Gängelband der Städte hingen. Die äußerst lose Organisationsform der Kaufmannshanse, das Übergewicht der mehr oder weniger autonom handelnden Hansekontore eröffnete den Städten vor 1350 einen großen Handlungsspielraum. Sie konnten ihr Verhältnis zur Hanse, zumindest zu einem gewissen Ausmaß, von den jeweiligen örtlichen Gegebenheiten und ihrer spezifischen Interessenlage abhängig machen, ohne dass dies in jedem Fall sofort nachteilige Konsequenzen nach sich gezogen hätte. Alles war noch im Fluss und in einem schwer definierbaren Schwebezustand. Dies gilt umso

178 V. Henn (wie Anm. 177), S. 18.

mehr, als die Hanse zu Anfang des 14. Jahrhunderts in eine schwere Krise geraten war, weil die norddeutschen Expansionsbestrebungen des dänischen Königs Erik VI. Menved die bisher stets geeint auftretende lübisch-wendische Städtegruppe tief spaltete, so dass der Führungsanspruch Lübecks damals massiv in Frage gestellt wurde und die Hanse kaum mehr handlungsfähig war.¹⁷⁹

Bremen hat den Handlungsspielraum, der sich aus dem Schwebезustand der frühhansischen Verfassungsverhältnisse ergab, wie kaum eine andere Hansestadt zu nutzen verstanden, indem die Stadt in Norwegen in einen offenen Gegensatz zu Lübeck und den hansischen Seestädten trat, gleichwohl in den anderen Auslandskontoren der Hanse von den hansischen Privilegien mehr oder weniger regen Gebrauch machte. Allerdings war Bremen nicht die einzige Stadt, die aus dem sich bietenden Handlungsspielraum ihren Vorteil zog. Auch der westfälische Vorort Dortmund nutzte beispielsweise den vorübergehenden Schwächezustand der Hanse in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts konsequent aus, um in den Niederlanden eine ausgesprochen eigenständige Handels- und Kontorpolitik unabhängig von Lübeck zu betreiben. 1308, auf dem Höhepunkt der Zwistigkeiten unter den lübisch-wendischen Städten, erwarb Dortmund ein Zoll- und Geleitprivileg in Holland, Seeland, Friesland und im Hennegau ausschließlich für seine eigene Kaufmannschaft, und seit 1315 ging man sogar noch einen Schritt weiter und errichtete in der brabantischen Hafenstadt Antwerpen in Konkurrenz zum Hansekontor in Brügge ein eigenes Dortmunder Hansekontor mit eigener Gerichtsbarkeit, in dem auch befreundete Kaufleute anderer Hansestädte gruppenweise Aufnahme fanden. Höhepunkt dieser gegen Lübeck und das Brügger Hansekontor gerichteten Politik war die Bildung einer westfälisch-preußischen Handelsgemeinschaft unter Dortmunder Führung, die 1340 im seeländischen Dordrecht u. a. mit weitgehenden Zollprivilegien ausgestattet wurde.¹⁸⁰ Auch wenn Dortmunds Politik der eigenen Wege letztendlich fehlschlug, so hatte sie doch verständlicherweise eine tiefgehende Verstimmung zwischen Dortmund und Lübeck zur Folge. Dennoch wurde Dortmund weder ein Hanseausschluss angedroht noch musste es ein Bremen vergleichbares Aufnahmeverfahren über sich ergehen lassen.

Das Verhältnis von Städten wie Bremen oder Dortmund zur Hanse entzieht sich vor der Mitte des 14. Jahrhunderts einer exakten Festlegung, es war, wie die allgemeinen hansischen Zustände, in der Schwebе. Die Bremer Kaufleute etwa besaßen, je nachdem, wo sie sich gerade aufhielten, einmal den Status eines Hansekaufmanns und ein andermal – in Norwegen – den Status eines unabhängigen, der Hanse fernstehenden Bremer Fernhändlers. Ihre Hansemitgliedschaft aber beruhte nicht auf einer individuellen oder kollektiven Willenserklärung, sondern war ihnen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Recht gleichsam angeboren und wurde ohne ihre ausdrückliche Zustimmung aktiviert, sobald sie im Kreis der niederdeutschen Kaufleute –

179 Vgl. dazu Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 76 - 80.

180 Vgl. dazu L. von Winterfeld (wie Anm. 46), S. 24 ff.; L. von Winterfeld (wie Anm. 11), S. 269 f.

des gemeinen Kaufmanns – auf einem ausländischen Markt Handel trieben.¹⁸¹ Umgekehrt ließ sich die Zugehörigkeit zum Kreis der Hansekaufleute stillschweigend allein dadurch beenden, dass man von den hansischen Freiheiten und Rechten dauerhaft bzw. über einen längeren Zeitraum keinen Gebrauch machte. Genau das machten die Bremer in Norwegen – aber eben nur in Norwegen! –, indem sie dort Sonderprivilegien erwarben und für sich in Anspruch nahmen. Da dieser Alleingang in Norwegen die Bremer gleichwohl nicht davon abhielt, andernorts aktiv an den Hanseprivilegien teilzuhaben, lässt sich hier allenfalls von einer partiellen Einschränkung ihrer Hansemitgliedschaft sprechen.

Für einen Ausschluss Bremens aus der Hanse oder eine stillschweigende Isolierung Bremens im Kreis der Hansekaufleute, ja selbst für einen generellen freiwilligen Verzicht der Bremer Fernhändler auf Mitnutzung der hansischen Privilegien aber findet sich, soweit man sehen kann, kein Beleg. Es hat diesen Ausschluss offensichtlich nicht gegeben. Dieser Befund wird auch dadurch nachdrücklich bestätigt, dass in der vermutlich authentischsten Handschriftenfassung der Rinesberch-Schene-Chronik – die freilich nicht für den Druck herangezogen wurde – bezeichnenderweise der Hinweis auf eine Verhansung Bremens fehlt.¹⁸² In Anbetracht dieser Sachlage stellt sich natürlich die Frage, warum es dann überhaupt einer Wiederaufnahme Bremens in die Hanse bedurft hat und warum man diese Aufnahme auch noch mit dem Hinweis auf einen offenbar niemals stattgefundenen Hanseausschluss begründet hat. Der tiefere Grund für dieses auf den ersten Blick nicht recht verständliche Vorgehen liegt, wie ich meine, in den durch Vorkommnisse unterschiedlicher Art belasteten, besonderen Beziehungen Bremens zu seiner Nachbarstadt Hamburg sowie zum Haupt der Hanse, Lübeck.

7. Antihansisches Komplott zwischen Bremen und Dänemark

Die Beziehungen zwischen Bremen und Lübeck scheinen sich im Verlauf der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zwar wieder einigermaßen normalisiert zu haben,¹⁸³ doch war das Zerwürfnis zwischen beiden Städten zur Zeit der Norwegenkrise 1284/85 in Lübeck sicherlich auch nach über 70 Jahren noch nicht ganz in Vergessenheit geraten. Das hatte freilich weniger mit Norwegen – dort hatte Lübeck inzwischen die absolute Dominanz unter den Hansestädten errungen – als vielmehr mit Dänemark zu tun. Zwischen Dänemark und Bremen hatten sich im 13. Jahrhundert enge Beziehungen entwickelt, die, daran konnte kein Zweifel bestehen, in letzter Konsequenz gegen Lübeck gerichtet waren. Die Dänen zählten bekanntlich neben den Gotländern zu den Hauptgeschädigten der Lübecker Expansion in den Ostseeraum, der unter dänischer Oberhoheit stehende Ostseehafen Schleswig drohte durch

181 K. Friedland (wie Anm. 10), S. 22 f.; W. Stein (wie Anm. 10), S. 260; W. Stein (wie Anm. 71), S. 327 und S. 352.

182 H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 63 und 67.

183 Zu den lübisch-bremischen Beziehungen vgl. H. Schwarzwälder, Lübeck und Bremen (wie Anm. 69), S. 5-41.

den atemberaubenden Aufstieg Lübecks zu relativer Bedeutungslosigkeit herabzusinken. Im 13. Jahrhundert versuchten die Dänen nun, diesen gegenüber Lübeck und dem *gemeinen Kaufmann* verlorenen Boden wieder gutzumachen, indem sie ihre alten Kontakte zu den im Einzugsbereich der Nordsee beheimateten deutschen Kaufleuten, die die dänischen Gotlandfahrer schon im 12. Jahrhundert regelmäßig mit westlichen Fertigwaren für den weiteren Vertrieb im Ostseeraum versorgt hatten, reaktivierten. In den einzelstädtischen Fahrtgemeinschaften (›Hansen‹) etwa der Kölner *fraternitas danica* oder der Soester ›Bruderschaft der Schleswigfahrer‹ haben diese frühen westdeutsch-dänischen Handelsbeziehungen sichtbare Spuren hinterlassen.¹⁸⁴ Dänische Privilegien für Köln (1177, 1225), Bremen (1228), Stade (1228), Braunschweig (1228) sowie Soest (1232) kennzeichnen eine erste Phase dieser an alte Verbindungen anknüpfenden dänischen Handelspolitik.¹⁸⁵ Da fast alle diese Privilegien die Befreiung vom Strandrecht zum Inhalt hatten, ist davon auszugehen, dass dem neu zu belebenden Handelsverkehr zwischen Westdeutschland und Dänemark nicht der Landweg, sondern das Schiff und der Wasserweg als Verkehrsträger dienen sollten.

Nach der Jahrhundertmitte intensivierten die dänischen Herrscher ihre Privilegienpolitik zugunsten der westdeutschen Fernhändler dann noch einmal, wobei diese nun eindeutig auf die beiden Haupthäfen Dänemarks, Ripen (Ribe) an der jütländischen Nordseeküste sowie Schleswig an der westlichen Ostseeküste, fokussiert wurde. Zugleich wird Bremen jetzt immer deutlicher als zentrales Glied dieser exponierten dänischen Handelspolitik erkennbar. Die beiden Privilegien, mittels derer die Könige Erik Glipping 1283 und Erik Menved 1293 den Besuchern der Stadt Ripen königlichen Schutz und Sicherheit vor willkürlichen Zollerhebungen zusicherten, sollten grundsätzlich zwar allen Kaufleuten aus dem Nordseegebiet zugute kommen, doch wird im Allgemeinen angenommen, dass die Bremer unter diesen eine gewisse Führungsstellung einnahmen, da sie auch für die Aufbewahrung der beiden Originalurkunden im Ratsarchiv ihrer Heimatstadt sorgten.¹⁸⁶ Ripen stellte trotz seiner Lage an der Nordseeküste auch für Lübeck und die anderen Ostseehäfen eine gewisse Konkurrenz dar, weil die dänische Ausfuhr des Schonenherrings zum Teil über diese Stadt, die seit 1283 Zollfreiheit auf den schonischen Märkten besaß, erfolgte;¹⁸⁷ die aus dem Westen kommenden Kaufleute konnten sich den Ostseehering also auch in der Nordseestadt Ripen besorgen. Tatsächlich gab es in Bremen noch bis mindestens Ende des 14. Jahrhunderts eine Fernfahrergilde (›Hanse‹) von Ripen- und Danemarkfahrern,¹⁸⁸ und Ripener Fisch spielte noch 200 Jahre später in einer Bremer

184 Vgl. dazu D. Kattinger (wie Anm. 44), S. 193 ff.; H. J. Süberkrüp (wie Anm. 106), S. 11 ff.

185 BUB I, 149. Vgl. auch H. J. Süberkrüp (wie Anm. 106), S. 16 ff.; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 183 ff.

186 BUB I, 411 (1283), 491 (1293) bzw. HUB I, 921, 1120. Vgl. auch H. J. Süberkrüp (wie Anm. 106), S. 31 ff.; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 185 f.

187 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 186 f.

188 BUB IV, 430: *de henze der van Rypen unde der Denen*.

Ratsverordnung von 1489 eine Rolle.¹⁸⁹ Von noch größerer Bedeutung für Bremen aber waren die beiden Freibriefe für Schleswig, die die dort regierenden Herzöge der Stadt zukommen ließen. Die Schleswiger Herzöge hatten sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zunehmend von ihren königlich-dänischen Lehensherren emanzipiert und betrieben eine weitgehend eigenständige Politik, die darauf abzielte, Schleswig wieder, wie einst, zur Schlagader des Ost-West-Handels aufzubauen. Unverkennbar fiel Bremen dabei eine Schlüsselrolle zu. Zunächst sicherte Herzog Erik Abelsen 1265 den Bremern freien Verkehr und freien Aufenthalt in der Stadt Schleswig zu und gab dabei zugleich kund, dass den Bremern geraubtes Gut künftig doppelt ersetzt werden sollte.¹⁹⁰ Diese weit entgegenkommende, im dänischen Bereich damals neuartige Schadensersatzregelung zeigt, dass die Dänen geradezu darum buhlten, den bremischen Kaufleuten die Fahrt nach Schleswig schmackhaft zu machen. Die Erneuerung und Erweiterung dieses Schutzbriefes durch Herzog Waldemar im Jahre 1284 macht dann zugleich deutlich, auf welchem Weg die Bremer Fernhändler ins dänische Schleswig gelangen sollten. Indem Waldemar den Bremer Kaufleuten nicht nur für die Stadt Schleswig, sondern darüber hinaus auch noch für die zum Herzogtum Schleswig gehörenden Länder Eiderstedt und Nordfriesland Schutz und sicheres Geleit zusicherte, gab er zu erkennen, dass er an eine Wiederbelebung der alten frühmittelalterlichen Ost-West-Verbindung Eider-Treene-Schlei mit Hollingstedt als Umschlagplatz dachte – eine Verbindung, die seit der Gründung Lübecks zunehmend an Bedeutung verloren hatte.¹⁹¹

Die Strategie, die die dänischen Herrscher mittels ihrer wohldurchdachten Privilegienpolitik verfolgten, ist unschwer zu erkennen: Die Dänen beabsichtigten damals, die Fernhändler aus dem Umkreis und dem Hinterland der südlichen Nordsee durch Gewährung günstiger Handelsbedingungen unter Umgehung Lübecks in ihre Häfen an Nord- und Ostsee, insbesondere nach Ripen und Schleswig, zu locken. In Anknüpfung an alte Verkehrsrouten sollte eine direkte Handelsverbindung von Rhein und Weser nach Dänemark bzw. über Dänemark hinaus in den Ostseeraum geschaffen werden, d. h. der deutsche Raum westlich der Elbe war als westlicher Pfeiler einer Handelsbrücke vorgesehen, die über Schleswig nach Gotland und Nowgorod führte.¹⁹² Bremen war, wie es scheint, bei diesen strategischen Überlegungen eine Schlüsselrolle zugeordnet. Die Weserstadt, die seit jeher das natürliche Tor Altsachsens und Westfalens zum Norden war, sollte offensichtlich als westlicher dänischer Brückenkopf respektive Nordseehafen Schleswigs fungieren und sollte damit eine ähnliche Rolle wahrnehmen, wie sie Hamburg

189 Kundige Rolle von 1489, § 218, in: K. A. Eckhardt (wie Anm. 175), S. 303. 1369 wurden Bremen, Hamburg, Stade und Buxtehude von den Städten der Kölner Konföderation ausdrücklich aufgefordert, weder Ripen noch Aalborg und die anderen jütischen Städte aufzusuchen; vgl. HR I/1, 510 § 11/6.

190 BUB I, 320 bzw. HUB I, 610.

191 BUB I, 419 bzw. HUB I, 945. Vgl. dazu auch H. J. Süberkrüp (wie Anm. 106), S. 32 ff.; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 185 f.

192 Vgl. dazu H. J. Süberkrüp (wie Anm. 106), S. 28 ff.

im Verhältnis zu Lübeck zukam. Bremen war, so hat es den Anschein, durchaus bereit, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen, eröffneten die dänischen Offerten der Stadt doch eine Handelsverbindung in den Ostseeraum, die Unabhängigkeit von Lübeck verhiess.¹⁹³ In diesem Zusammenhang kommt der zeitlichen Nähe der dänischen Privilegierungen zur Norwegenkrise von 1284/85 sicherlich eine entscheidende Bedeutung zu. Die vier Freibriefe der dänischen Könige und Schleswiger Herzöge stammen aus der Zeit zwischen 1265 und 1293 und fallen damit in das zeitliche Umfeld der Norwegenblockade. Vor allem das zweite Schleswig-Privileg von Herzog Waldemar vom 25. Juni 1284 fiel in die Zeit, als sich die Norwegenkrise ihrem Höhepunkt näherte, und war somit gewissermaßen unmittelbarer Bestandteil der Dramaturgie der Ereignisse. Während der dänische König Erik V. Glipping (1259–1286), ansonsten durchaus von antilübischer Gesinnung, während der Norwegenkrise zu einer Art Appeasementpolitik umschwenkte und den selbstbewusst auftrumpfenden hansischen Seestädten eine Reihe von Zugeständnissen machte,¹⁹⁴ nutzte Herzog Waldemar von Schleswig beherzt die Gunst der Stunde, um die von den Seestädten bedrängte Stadt Bremen ins dänische Lager zu ziehen. Der lange Zeit schwankenden, hinsichtlich ihrer Haltung im Norwegenkonflikt unschlüssigen Weserstadt kam ein solcher Bündnispartner in dieser Situation sicherlich wie gerufen. Es sieht fast so aus, als habe erst die neue Perspektiven im Ostseehandel eröffnende dänische Privilegienpolitik Bremen ermutigt, den hansischen Seestädten in der Norwegenfrage Paroli zu bieten und Lübeck die Gefolgschaft zu verweigern. Vermutlich glaubte man in Bremen insbesondere nach dem Erwerb des zweiten Schleswiger Privilegs vom Sommer 1284 auf Lübecker Befindlichkeiten nicht weiter Rücksicht nehmen zu müssen. Die dänische Handelspolitik erschloss Bremen einen Handlungsspielraum, der der Stadt auf dem Höhepunkt der Norwegenkrise Bewegungsfreiheit und, so schien es jedenfalls, die Wahl zwischen zwei Optionen – Zusammengehen mit Lübeck und seinen Kombattanten oder Setzen auf die dänische Karte – verschaffte. Dass der rasche Erfolg der Blockadekoalition und der weiterhin atemberaubende Aufstieg Lübecks der Travestadt eine drückende Überlegenheit im westlichen Ostseeraum und darüber hinaus verschaffen sollte und somit die dänisch-bremischen Strategieüberlegungen im Nachhinein als reines Wunschdenken dekuvierte, konnte man im Sommer 1284 noch nicht unbedingt voraussehen.

In Lübeck, wo das bremisch-dänische Arrangement selbstverständlich nicht verborgen blieb, muss damals höchste Alarmstufe geherrscht haben. Es stand außer Frage, dass die handelsstrategischen Absichten Dänemarks und insbesondere der Herzöge von Schleswig massiv gegen Lübeck gerichtet waren und auf ein ›roll-back‹ der in den letzten hundert Jahren zum Vorteil Lübecks im Ostseeraum geschaffenen Fakten hinausliefen. Was man in Dänemark plante und worauf Bremen offenbar gewillt war, sich einzulassen, war der

193 Die Freibriefe der Herzöge von Schleswig waren den Bremern auf deren ausdrücklichen Wunsch hin ausgestellt worden; vgl. BUB I, 320, 419 bzw. HUB I, 610, 945.

194 HUB I, 925, 929, 948, 953-956.

offenkundige Versuch, eine Art Antihanse auf die Beine zu stellen, in der Schleswig seine alte, ihm von Lübeck streitig gemachte Stellung als wichtigster Umschlagplatz des Ost-West-Transits an der westlichen Ostseeküste zurückgewinnen sollte. Bei einem Erfolg dieses Unternehmens war die Herrschaft Lübecks im Ostseeraum ohne Frage massiv gefährdet. Es ist deshalb nur allzu verständlich, dass man an der Trave auf das dänische Ansinnen äußerst gereizt reagierte. Schon die Anbahnung der dänisch-westdeutschen Handelskontakte in der ersten Phase der dänischen Privilegienerteilungen in den 20er und 30er Jahren des 13. Jahrhunderts sorgte für Verstimmungen seitens Lübecks, und der dänische Freibrief für Soest von 1232 führte sogar zu jahrelangen Spannungen zwischen beiden Städten, die erst 1241 wieder behoben wurden.¹⁹⁵ Ein halbes Jahrhundert später kam es in der Norwegenkrisen 1284/85 zum offenen Bruch zwischen Lübeck und Bremen, und auch die Spannungen, die diesem Bruch zugrunde lagen, wurden, wie gezeigt, durch die dänischen Offerten an Bremen vermutlich zusätzlich angeheizt. In Lübeck war man also gewarnt und man war sich offensichtlich im Klaren darüber, dass die Handelspolitik insbesondere der Schleswiger Herzöge in letzter Konsequenz das Ziel verfolgte, der ungeliebten, aber erfolgsverwöhnten Nebenbuhlerin an der Trave das Wasser abzugraben.

Letztendlich führten die antihansischen Bestrebungen Dänemarks und Bremens nicht zum Ziel, der geradlinig verlaufene Aufstieg Lübecks war schon zu weit fortgeschritten, als dass er sich noch hätte aufhalten lassen. Auch war die Zeit über die Eider-Treene-Schlei-Verbindung als Überbrückung des jütländischen Sperriegels im Grunde genommen schon hinweggegangen – man denke nur an die immer größer werdenden und tiefer gehenden Koggen –, die Landverbindung Lübeck – Hamburg war auf Dauer gesehen leistungsfähiger und zukunftstauglicher. Aber allein die Tatsache, dass man sich in Bremen vorübergehend auf derartige Komplottpläne gegen die Hanse eingelassen hatte, hat man in Lübeck ganz gewiss als Ungeheuerlichkeit empfunden. Auch wenn die Einzelheiten jener Intrige im Laufe der Zeit naturgemäß verblassten und mehr und mehr in Vergessenheit gerieten, war die Vorstellung, dass Bremen ein potentieller Widersacher der Hanse sei, in den Köpfen zumindest der führenden Lübecker Ratsherrenschicht sicherlich fest verankert und wurde als tiefsitzendes Ressentiment von Generation zu Generation weitertradiert. Durch das konstant hansefeindliche Verhalten Bremens in Norwegen sah man sich in dieser Sichtweise zusätzlich bestätigt. Bremen galt in Lübeck, davon muss man wohl ausgehen, als unsicherer Kantonist, dem nicht recht über den Weg zu trauen war. Zwar haben sich die Beziehungen zwischen beiden Städten, wie es scheint, im Verlauf des 14. Jahrhunderts dann wieder halbwegs normalisiert. Als jedoch Ende der 50er Jahre auf einmal die Frage nach der Zuverlässigkeit und Hansetauglichkeit Bremens ventiliert wurde, da wurden die alten Ressentiments sicherlich aufs Neue reaktiviert und war dies Wasser auf die Mühlen derjenigen, die der Weserstadt ohnehin nicht recht über den Weg trauten. Dies mag der eigentliche Grund gewesen sein, weshalb man in Lübeck damals gegen eine Neujustierung des Verhältnisses

195 Vgl. H. J. Süberkrüp (wie Anm. 106), S. 30.

Bremens zur Hanse nichts einzuwenden hatte und dabei auch bereit war, neue, bisher unübliche Methoden wie die Ausstellung einer Aufnahmeurkunde anzuwenden.

8. Wirtschaftliche Konkurrenz und Animositäten zwischen Hamburg und Bremen

Ihren Ausgang nahm jene 1358 losgetretene Debatte über das Verhältnis Bremens zur Hanse aber allem Anschein nach nicht in Lübeck, sondern in Hamburg. Den entscheidenden Anhaltspunkt für diese Annahme liefert wiederum die Bremer Stadtchronik von Rinesberch und Schene. Die verbissene Rivalität, ja geradezu Feindschaft zwischen Hamburg und Bremen zieht sich wie ein roter Faden durch den Chronikbericht über die (Wieder-) Aufnahme Bremens in die Hanse, und wenn die Glaubwürdigkeit der Chronikdarstellung, wie gezeigt, auch nicht immer über jeden Zweifel erhaben ist, so entsprechen die hamburgisch-bremischen Animositäten doch mit ziemlicher Sicherheit der Realität. Der Rinesberch-Schene-Chronik zufolge hatte die Verärgerung Hamburgs über seine Nachbarstadt Bremen vor allem in den Kapereien des Bremer Bürgers Johann Hollemann ihren Grund, der auf der Elbe und in der Elbmündung wiederholt hamburgische Schiffe aufgebracht und dadurch der Hamburger Handelsschiffahrt schweren Schaden zugefügt habe.¹⁹⁶ Letzteres ist durchaus glaubwürdig, sind die seeräuberischen Aktionen des Bremers Johann Hollemann doch auch sonst gut bezeugt. So beschwerte sich der Hamburger Rat in zwei getrennten Schreiben an den Provisor des Bremer Erzstifts, Moritz von Oldenburg, und an den Rat der Stadt Bremen voller Verbitterung darüber, dass Johann Hollemann und dessen Komplizen angeblich grundlos Hamburger Bürger beraubt hätten und ihr Beutegut anschließend ohne große Probleme nach Bremen und in das nahegelegene Ritterhude bringen konnten.¹⁹⁷ Hollemann wird hier als ehemaliger Bürger Bremens bezeichnet, offensichtlich hatte sich die Stadt wegen seiner Untaten inzwischen von ihm distanziert und ihm das Bürgerrecht aberkannt. 1359 verlor Hollemann ein Schiff durch Kaper, und noch 1368, zwei Jahre nach seinem Tod, kamen aus Friesland Entschädigungsforderungen für gekaperte Waren Hollemanns.¹⁹⁸

Wer war dieser Johann Hollemann? Seine Charakterisierung als gesetzloser Freibeuter stellt allenfalls die halbe Wahrheit dar und folgt undifferenziert der Rinesberch-Schene-Chronik, die Hollemann wegen der Schwierigkeiten, die er seiner Vaterstadt durch seine Kaperfahrten bereitete, und wegen seiner unrühmlichen Rolle, die er beim sog. Verrat von 1366 spielte,¹⁹⁹ in einem

196 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 462, S. 136 f.

197 BUB III, 116, 117. Das Datum der beiden Schreiben ist unbekannt, doch spricht vieles dafür, dass sie kurz vor der Aufnahme Bremens in die Hanse, also wohl im Frühjahr oder Frühsommer des Jahres 1358 verfasst wurden. Vgl. H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 60 f.

198 BUB III, 338. Vgl. auch H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 61.

199 Vgl. Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 493-497, S. 157 ff. Hollemann wurde nach der Niederschlagung des innerstädtischen Aufruhrs erschlagen und zur allgemeinen Abschreckung im Fenster seines Hauses aufgehängt.

durchgängig schlechtem Licht erscheinen lässt. Doch war Hollemann schwerlich der typische Pirat und Kaper, der sich durch Bereicherung an fremdem Hab und Gut eine zweifelhafte Existenz aufgebaut hatte. Die Annahme, er habe sich als notorischer Seeräuber mit seinem Schiff in den Hamburger Hafen – gleichsam in die Höhle des Löwen – begeben und sei dann auch noch maßlos verwundert gewesen, als man ihm dort Schwierigkeiten bereitete, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. So naiv und blauäugig wird er nicht gewesen sein. Vielmehr ist der diesbezügliche Chronikabschnitt²⁰⁰ wohl so zu verstehen, dass Hollemann als unbescholtener Kaufmann in geschäftlicher Absicht nach Hamburg segelte, dort aber aus nicht näher genannten Gründen festgehalten wurde, so dass er zur Untätigkeit verurteilt war und ihm daraus geschäftlicher Schaden entstand. Erst jetzt, nachdem auch entsprechende Bittgesuche an den Hamburger Rat nichts bewirkten, mutierte Hollemann zum Rächer seiner selbst, der sich für das ihm seiner Meinung nach zugefügte Unrecht an Hamburger Frachtschiffen schadlos hielt. Mit anderen Worten: Johann Hollemann verkörpert auf geradezu klassische Weise den Typ des Michael Kohlhaas (Heinrich von Kleist), der aufgrund seines leidenschaftlichen, unbeirrbaren Rechtsgefühls zum Mittel der Selbstjustiz griff und dabei mit der Rechtsordnung in Konflikt geriet. Erst die Verweigerung seines vermeintlichen Rechts und die ihm in Hamburg zugefügte Schmach ließen aus dem Kaufmann Johann Hollemann einen Freibeuter werden, der dann allerdings für den Rest seines Lebens – möglicherweise gezwungenermaßen, weil man ihn inzwischen nicht nur in Hamburg, sondern auch in seiner Vaterstadt Bremen stigmatisierte – an dieser ungesetzlichen Lebensform Gefallen gefunden zu haben scheint. Dem entspricht auch, dass Johann Hollemann offenbar aus ehrbaren, gutsituierten Kreisen stammte, er besaß in der hauptsächlich von der führenden Kaufmannschicht bewohnten Langenstraße ein repräsentatives Steinhaus – die sog. Hollemannsburg – und war vermutlich mit der angesehenen Ratsfamilie Munt verwandt.²⁰¹ Hollemann hatte sein beträchtliches Vermögen ursprünglich also nicht durch Freibeuterei, sondern durch reguläre Handelstätigkeit angehäuft, erst seine Festsetzung in Hamburg gab seinem Leben eine verhängnisvolle Wendung. Warum man ihn in Hamburg so lange festgehalten hat, bleibt im Dunkeln. Schwarzwälder hat die Verweigerung der Zollzahlung oder die Pfändung wegen Schulden als möglichen Grund für die hamburgischen Repressalien gegen Hollemann angeführt.²⁰² Das ist im Prinzip durchaus möglich. Denkbar wäre aber auch, dass man Johann Hollemann in Hamburg als Bremer Bürger für das Vergehen des Bremers Tidemann Nanning, der bekanntlich des Blockadebruchs in Flandern bezichtigt wurde, zur Rechenschaft zog und büßen ließ. Das Prinzip der Kollektivhaftung, bei dem Kaufleute einer Stadt oder eines Landes für Missetaten von Berufsgenossen gleicher Herkunft, deren man nicht habhaft wurde, einstehen mussten, war damals weit verbreitet. In diesem Fall wäre Hollemann also tatsächlich das unschuldige Opfer eines von ihm selbst gar

200 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 463, S. 137.

201 H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 61.

202 Ebd., S. 75.

nicht begangenen Vergehens geworden, was dann seine ungezügelte Rachsucht gegenüber Hamburg in gewisser Weise erklären würde.

Indes dürften die Kapereien Hollemanns Hamburg nur als äußerer Vorwand für seine feindliche Haltung gegenüber Bremen gedient haben, der eigentliche Grund für die hamburgisch-bremischen Animositäten lag tiefer. Das Verhältnis zwischen Hamburg und Bremen war durch scharfe wirtschaftliche Konkurrenz geprägt: Für beide Städte stellte das in den einheimischen Brauereien hergestellte Bier den Hauptausfuhrartikel dar, Hamburg und Bremen standen also auf den Auslandsmärkten – insbesondere in Flandern und Holland – in einem harten Verdrängungswettbewerb. Im 13. Jahrhundert war im hansischen Bereich zunächst Bremen die führende Bierexportstadt, noch 1298 wurde in Brügge das durch die Beigabe von Hopfen sich geschmacklich wohltuend vom einheimischen Grut-Bier abhebende deutsche Bier schlichtweg als Bremer Bier bezeichnet.²⁰³ Doch währte die Bremer Dominanz im Bierexport nicht allzu lange, im Verlauf des 14. Jahrhunderts lief Hamburg der Weserstadt diesbezüglich den Rang ab. 1369 waren bereits fünf Sechstel der hamburgischen Bierproduktion für den Export bestimmt, insgesamt betrug die seewärtige Ausfuhr von Hamburger Bier damals etwa 91 500 Tonnen (ca. 130 000 hl); Bier machte damit ungefähr ein Drittel der Gesamtausfuhr Hamburgs über See aus. Insbesondere Amsterdam entwickelte sich immer mehr zum großen Absatzmarkt für Hamburger Bier, mit ca. 42 500 Tonnen fand 1369 bereits knapp die Hälfte der gesamten seewärtigen Bierausfuhr der Elbstadt ihren Weg an die Amstel.²⁰⁴ In der Folgezeit zeichnete sich der Hamburger Bierexport durch ein kontinuierliches Wachstum aus, 1417 erreichte das Volumen der seewärtigen Bierausfuhr schon über 125 000 Tonnen, um 1427 sogar über 150 000 Tonnen.²⁰⁵ Nicht umsonst erwarb sich Hamburg damals den Ruf als ›Brauhaus der Hanse‹.²⁰⁶ Diese stetige Ausweitung des Hamburger Bierexportes erfolgte nicht zuletzt auf Kosten der Bremer Bierausfuhr. Die Verdrängung Bremer Bieres durch Hamburger Bier auf den ausländischen Absatzmärkten blieb auch den Verfassern der Rinesberch-Schene-Chronik nicht verborgen, und sie beklagten diese Entwicklung in fast schon larmoyanten Worten: Die Hamburger hätten begonnen, so heißt es da, ihr Bier seewärts auszuführen und sie verkauften dies überall dort, wo bisher Bremer Bier seinen Absatz gefunden hätte. Ihrem Erfolg im Biergeschäft hätten es die Hamburger schließlich zu verdanken, dass sie inzwischen viel reicher

203 Vgl. R. Häpke (wie Anm. 124), S. 94 f.; R. W. Unger, Beer imports into the Low Countries, in: Hansekaufleute in Brügge (wie Anm. 126), S. 205; E. Plümer, G. Stefke, Das hansestädtische Brauwesen, in: Die Hanse (wie Anm. 44), S. 466 und S. 469 f.

204 Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 290 und S. 329; E. Plümer, G. Stefke (wie Anm. 203), S. 470 f.

205 E. Plümer, G. Stefke (wie Anm. 203), S. 472.

206 Vgl. J. Bracker, ›Das Brauhaus der Hanse‹, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte und Bibliographie des Brauwesens 1988–1989, S. 212–220; G. Stefke, Ein städtisches Exportgewerbe des Spätmittelalters in seiner Entfaltung und ersten Blüte. Untersuchungen zur Geschichte der Hamburger Seebrauerei des 14. Jahrhunderts, Diss. Hamburg 1979.

seien als die Bremer.²⁰⁷ Der Rinesberch-Schene-Chronik zufolge war der hamburgisch-bremische Konkurrenzkampf im Bierexport in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts bereits zugunsten Hamburgs entschieden. Dieser Konkurrenzkampf muss demzufolge schon seit einiger Zeit angedauert haben, er wird wohl in der Mitte des 14. Jahrhunderts in voller Schärfe entbrannt sein und befand sich damit 1358 zur Zeit der (Wieder-) Aufnahme Bremens in die Hanse auf seinem Höhepunkt.

Vor diesem Hintergrund erscheinen die Bestrebungen Hamburgs, Bremen von der Hanse fernzuhalten, plötzlich in einem ganz anderen Licht. Wenn Hamburg 1358 darauf drängte, seiner Nachbarstadt an der Weser die Mitnutzung der vorteilhaften hansischen Privilegien zu verweigern, dann hatte man es an der Elbe wohl in erster Linie darauf abgesehen, einen unmittelbaren Konkurrenten im Bierexportgeschäft nachhaltig zu schwächen. Die Kapereien des Bremers Johann Hollemann kamen da gerade recht, um die eigenen egoistischen Motive mit dem Hinweis auf das angeblich hansefeindliche Verhalten Bremens zu bemänteln. Allerdings drang Hamburg, wie wiederum der Rinesberch-Schene-Chronik zu entnehmen ist,²⁰⁸ mit seinem Ansinnen innerhalb der Hanse nicht durch, die Mehrzahl der Hansestädte wollte Bremen vermutlich im Gegenteil gerade fester in die Hanse einbinden, als dies bisher der Fall war, um Alleingänge der Stadt wie in Norwegen oder hansefeindliche Intrigen wie einst mit Dänemark in Zukunft besser unterbinden zu können. Hamburg hatte sein Ziel, Bremen aus der Hanse auszuschließen, also nicht erreicht. Doch gab man sich an der Elbe nicht so schnell geschlagen. Offensichtlich verlangte Hamburg für den fehlgeschlagenen Versuch, Bremen von der Hanse fernzuhalten, weitreichende Kompensationen. Dabei konnte Hamburg darauf vertrauen, dass Lübeck und die Hanse die Interessen der Elbstadt in dieser Angelegenheit nicht einfach ignorieren konnten. Hamburg war als Hansestadt viel zu wichtig, seine Funktion für den Ost-West-Transit zwischen Ostsee und Nordsee für die Hanse viel zu existentiell, als dass man es leichtfertig zum Bruch mit der Elbstadt hätte kommen lassen können. Hamburg und Lübeck waren von Anfang an, d. h. seit der Gründung Lübecks 1158/59, eng aufeinander bezogen. Der Lübecker Handel benötigte an der Nordsee einen Anknüpfungspunkt, um sich auch nach Westen in den Nordseeraum voll entfalten zu können. Diesen westlichen Brückenkopf Lübecks bildete Hamburg, das, von Lübeck nur gut 60 km entfernt, als Nordseehafen Lübecks angesprochen werden kann.²⁰⁹ Lübeck war somit für seinen Handel existentiell auf den Hafen der Elbstadt Hamburg angewiesen, wie umgekehrt Hamburg von der Wirtschaftskraft Lübecks profitierte und im Sog des kometenhaften Lübecker Aufstiegs selbst zu Macht und Ansehen gelangte. Diese enge Verbindung zwischen der Elb- und der Travestadt wurde seit 1230 auch durch eine Reihe von Bündnisverträgen besiegelt, unter

207 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 506, S. 165 f.

208 Ebd., cap. 463, S. 137.

209 Vgl. E. Hoffmann, Lübeck im Hoch- und Spätmittelalter: Die große Zeit Lübecks, in: Lübeckische Geschichte, hrsg. von A. Graßmann, 2. Aufl. Lübeck 1989, S. 105.

denen der Vereinbarung gemeinsamen Schutzes für die Straßenverbindung zwischen beiden Städten 1241 für den Handelsverkehr besondere Bedeutung zukam.²¹⁰

9. Das Intrigenspiel Hamburgs und der Hanse

Dass Hamburg damals eine Entschädigung dafür verlangte und auch zugestanden bekam, dass die Bremer Angelegenheit nicht im Sinne der Elbstadt – nämlich durch Ausschluss Bremens aus der Hanse – geregelt wurde, geht aus dem letzten Satz im Bericht der Rinesberch-Schene-Chronik recht deutlich hervor, und dieser Satz liefert zugleich den Schlüssel für das richtige Verständnis der so merkwürdig anmutenden Vorgänge von 1358. *Und deshalb wollten die Hamburger, so heißt es da, uns nicht wieder wie die anderen Städte in der Hanse haben, es sei denn wir besiegelten ihnen das, was sie haben wollten, und was die Urkunde, die sie darüber haben, ausweist, und diese Urkunde musste ihnen die Stadt Bremen geben, weil sie, wie beschrieben, in großer Not war und trefflichen Schaden litt.*²¹¹ Dieser fast schon kryptisch anmutende Satz ist nicht ohne weiteres verständlich, doch hat er bzw. das Hamburger Ansinnen, das darin zum Ausdruck kommt, in Bremen offenbar für großen Verdruss gesorgt; man meint die Empörung der Chronisten über das Vorgehen Hamburgs buchstäblich heraushören zu können. Bei der Urkunde, die Hamburg haben wollte und Bremen besiegeln musste, handelt es sich selbstverständlich um die Aufnahmeurkunde vom 3. August 1358. Damit ist zugleich klar, dass die Idee der erstmaligen Ausstellung einer Aufnahmeurkunde – immerhin ein absolutes Novum in der bisherigen Hansegeschichte – im Umkreis des Hamburger Rates entstanden sein muss, man bestand dort auf einer schriftlichen Fixierung der Vereinbarungen. Auffallend ist, dass man über die eigentlichen Absichten Hamburgs so gut wie nichts erfährt, es heißt nur ganz allgemein, dass die Bremer den Hamburgern das, was diese haben wollten, in urkundlicher Form bestätigen mussten.

Was aber war es, was Hamburg unbedingt von Bremen besiegeln lassen wollte? Soweit man den kryptischen Schlusssatz des Chronikberichts überhaupt näher zur Kenntnis genommen hat, wurde er stets mit den Bedingungen der Aufnahmeurkunde von 1358 in Verbindung gebracht, die von einer außerordentlichen Härte gekennzeichnet gewesen seien und deshalb in Bremen als Demütigung empfunden werden mussten.²¹² Diese Sichtweise erfuhr

210 Vgl. dazu auch K. Koppmann, Hamburgs Stellung in der Hanse, in: HGbll 1875, S. 7f.

211 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 463, S. 137f.: *und hirurgme enwolden se uns nicht wedder steden in de Hense gelick anderen steden, wy enmosten en besegelen do in der tidt, wat se hebben wolden, also de breff wol utwiset, den se darup hebbet, unde dessen breff moste en de stadt van Bremen geven, do Bremen in dessen groten noden unde vorderffliken schaden was, alse vorscreven is.*

212 So z.B. D. Schäfer (wie Anm. 1), S. 17; W. von Bippen (wie Anm. 1), S. 156; H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 76; Th. Hill (wie Anm. 1), S. 352 und S. 356; R. Zühlke (wie Anm. 33), S. 202; Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 95.

auch noch durch eine vermutlich dem 15. Jahrhundert zugehörige Dorsalnotiz der Aufnahmeurkunde eine scheinbare Bestätigung, in der es lapidar heißt: *Iste littere sunt contra nos* – ›Diese Urkunde richtet sich gegen uns‹.²¹³ Doch stammt diese Bewertung aus einer späteren Zeit. In Wirklichkeit ist es mehr als fraglich, ob die Aufnahmebedingungen tatsächlich so außerordentlich hart und demütigend waren, wie stets behauptet, und einem Unterwerfungsakt Bremens gleichkamen. Von den drei grundlegenden Bedingungen der Aufnahmeurkunde – Beistandspflicht, Einhaltung der Hansebeschlüsse, Verzicht auf schädliche Sonderrechte – waren mindestens zwei völlig unverdächtig und entsprachen den allgemein üblichen Gepflogenheiten: Dass man von den Bremern erwartete, dass sie den Hansebeschlüssen Folge leisteten und insbesondere die von der Hanse verhängten Handelsblockaden beachteten – eine deutliche Spitze gegen das unsolidarische Verhalten Tidemann Nannings –, ist eine pure Selbstverständlichkeit; anderenfalls hätte man sich nicht zur gemeinsamen Wahrung der Handelsinteressen zusammenschließen brauchen. Auch die Forderung, von Bremen eigenständig erworbene Sonderrechte nur dann zu nutzen, wenn dadurch der Hanse kein Schaden zugefügt würde, bedarf keiner besonderen Rechtfertigung.²¹⁴ Und was die Beistandspflicht anbetrifft, die darin bestand, dass Bremen auf Aufforderung zum Schutz der Sunddurchfahrt ein Schiff mit 50 Bewaffneten und zum Schutz der Elbe ein Schiff mit 100 Bewaffneten bereitzustellen hatte, so ist auch diese durchaus differenziert zu sehen. In der Ostsee hatte die Hanse fundamentale Handelsinteressen, und die Sicherung der freien Sunddurchfahrt – sei es vor Übergriffen der dänischen Krone, sei es vor seeräuberischen Attacken – zählte seit jeher zu den Grundanliegen der Hanse. Ebenso war die Sicherung von Unterelbe und Elbmündung wegen deren großer Bedeutung für den Ost-West-Transit von grundlegendem Interesse für den hansischen Handelsverkehr, war also keine rein hamburgische Angelegenheit. Wo es um den Schutz derart neuralgischer Punkte innerhalb des allgemeinen hansischen Verkehrsnetzes

213 BUB III, 118 Anm. 1, S. 101.

214 Aus dem Zugeständnis einer weiteren Nutzung der der Hanse nicht schädlichen eigenständigen Handelsvorrechte den Schluss zu ziehen, ›dass durchaus ein von der Hanse tolerierter und mit Verträgen ausgestatteter Handel neben dem Städtebund zugelassen wurde‹ – vgl. H. Schwarzwälder, Bremen als Hansestadt (wie Anm. 1), S. 12 –, mag rein theoretisch zwar richtig sein, in der Praxis aber war dieses Zugeständnis weitgehend bedeutungslos. Im Grunde genommen erlaubte diese Regelung den Bremern nur eine Nutzung von geringerwertigen Privilegien, als sie die Hanse besaß, weil dieser daraus kein Schaden entstehen konnte. In diesem Fall aber werden die Bremer selbstverständlich die besseren, weitreichenderen hansischen Privilegien in Anspruch genommen haben. Dort aber, wo die Bremer privilegienmäßig besser gestellt waren als der Rest der Hanse – zum Zeitpunkt der ›Aufnahme‹ war das nirgendwo der Fall, da die Hanse mittlerweile ja auch in Norwegen mindestens gleichgestellt war –, hätte der Genuss dieser Vorrechte den übrigen Hansekaufleuten selbstredend zum Nachteil gereicht, wäre also per definitionem verbotswidrig gewesen. Das formale Zugeständnis der weiteren Nutzung bremischer Sonderrechte war also von geringem praktischen Wert.

ging, war es an sich nicht besonders anstößig, wenn die Hanse eine allgemeine Beistandspflicht einforderte und die Solidarität auch nicht unmittelbar betroffener Mitglieder anmahnte. Auch die berühmte Kölner Konföderation von 1367 beruhte im Prinzip auf diesem Grundsatz solidarischen Verhaltens, insofern das Interesse an der freien Sunddurchfahrt zweifellos nicht bei allen Städten gleich groß war.²¹⁵

Was aus Bremer Sicht vor allem ärgerlich war, war die Einseitigkeit der Beistandspflicht, die Bremen zur Unterstützung in der Ostsee und in der Elbe verpflichtete, ohne dass man, wie es schien, selbst Anspruch auf eine derartige Hilfe anmelden konnte. Doch dürfte auch in diesem Fall die alltägliche Praxis innerhalb der Hanse anders ausgesehen haben, als es die einseitige Formulierung des Urkundentextes zunächst nahelegen scheint. Bei den damals Beteiligten wird im Prinzip wohl Einigkeit darüber geherrscht haben, dass die postulierte Beistandspflicht ihrem eigentlichen Wesen nach auf einer alle Bundesgenossen gleichermaßen verpflichtenden Gegenseitigkeit beruhte, wie sie etwa in den hansischen Tohopesaten des 15. Jahrhunderts zur selbstverständlichen Praxis wurde.²¹⁶ Dass man dies auch in Bremen so sah und von einer generellen Gegenseitigkeit der Unterstützungspflicht ausging, sollte sich schon nach wenigen Jahren zeigen. Als die Stadt 1366 durch den sog. Verrat unter die Willkürherrschaft Erzbischof Alberts II. geriet, suchte der vertriebene Rat unverzüglich die Unterstützung der Hanse und nahm damit deren Hilfe in einer rein innerstädtischen Angelegenheit in Anspruch. Wenn die Hilfeleistung der Hanse in diesem Fall auch zu spät kam, so lag das nicht etwa an deren zögerlicher Reaktion, sondern daran, dass die Situation durch das behende Eingreifen des Grafen Christian von Oldenburg schon vorher bereinigt war.²¹⁷ Die immer wieder behauptete einzigartige Härte der Aufnahmebedingungen, die Bremen 1358 auferlegt wurden, relativiert sich bei genauerem Hinsehen mithin doch beträchtlich. Ob schon die Zeitgenossen in den Vertragsbedingungen eine Demütigung Bremens sahen, darf deshalb füglich bezweifelt werden. Immerhin waren mit Hinrich Doneldey und Bernd von Dettenhusen zwei Bremer Ratsgesandte an den der ›Aufnahme‹ vorausgehenden Verhandlungen beteiligt, hätten diese die ihnen präsentierten Bedingungen als einseitigen Unterwerfungsakt Bremens empfunden, hätten sie wohl schwerlich ihre Zustimmung gegeben. Einzigartig waren die Bedingungen ohnehin nicht. Die Bedingungen etwa, die Köln nach seinem Abfall im hansisch-englischen Krieg 1476 bei seiner Wiederaufnahme in die Hanse akzeptieren musste, waren mit Sicherheit härter und demütigender als diejenigen, die Bremen 1358 auferlegt wurden.²¹⁸

215 Das Fernbleiben Dortmunds und der westfälischen Städte, die sich weigerten, die Kriege der Seestädte zu unterstützen, blieb in diesem Fall zwar folgenlos, wurde aber durchaus kritisch gesehen. Vgl. V. Henn (wie Anm. 177), S. 20.

216 Zu den Tohopesaten vgl. etwa W. Bode, Hansische Bundesbestrebungen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in: HGBll 45, 1919, S. 173-246, 46, 1920/21, S. 174-193, 51, 1926, S. 28-71.

217 Vgl. dazu H. Schwarzwälder, ›Bannerlauf‹ und ›Verrat‹ in Bremen 1365-1366, in: Brem. Jb. 53, 1975, S. 43-90, insb. S. 74.

Wenn aber die urkundlich festgehaltenen Aufnahmebedingungen nicht so einzigartig und unerhört waren, wie gemeinhin angenommen und immer wieder behauptet wird, dann werden sie kaum dasjenige gewesen sein, was Hamburg unbedingt von Bremen besiegelt haben wollte und was in Bremen für so großen Verdruss sorgte. Hätte es sich bei dem Hamburger Begehren um die Aufnahmebedingungen gehandelt, dann hätten die Chronisten, die doch sonst kein Blatt vor den Mund nahmen, wenn es darum ging, das Verhalten Hamburgs anzuprangern, wohl nicht zu derart schwammigen, nebulösen Floskeln – *das, was sie haben wollten; was die Urkunde, die sie darüber haben, ausweist* – Zuflucht genommen, sondern hätten die Dinge vermutlich unverblümt beim Namen genannt. Was also wollte Hamburg um jeden Preis von Bremen besiegelt haben? Wenn die Aufnahmebedingungen, die einen Großteil des Urkundeninhalts ausmachen, damit eher wohl nicht gemeint sind, dann bleibt nicht mehr allzu viel übrig, was in Frage kommt. Neben dem Dank des Bremer Rates für die der Stadt durch die Hanse gewährten Freiheiten und Privilegien enthält die Urkunde eigentlich nur noch den bei-läufigen, jedoch äußerst auffälligen Hinweis auf eine ansonsten nicht belegbare frühere Verhansung. Diesen früheren Hanseausschluss hat es zwar, wie gezeigt, mit ziemlicher Sicherheit nicht gegeben – in der frühen Zeit der Kaufmannshanse kam dieses Disziplinierungsinstrument praktisch nie zur Anwendung –, weshalb der entsprechende Hinweis in der Urfassung am nächsten stehenden Handschriftenfassung der Rinesberch-Schene-Chronik denn auch fehlt. Trotzdem hat dieser Verhansungshinweis auf scheinbar mysteriöse Weise Eingang in die Aufnahmeurkunde gefunden und findet sich damit schwarz auf weiß in einem offiziellen Rechtsdokument wieder. Der Verdacht drängt sich auf, dass es das war, was die Hamburger haben wollten *und was die Urkunde, die sie darüber haben, ausweist*. Hamburg war es zwar nicht gelungen, Bremen, wie gewünscht, aus der Hanse auszuschließen, aber es hatte der Weserstadt so immerhin einen früheren Hanseausschluss untergeschoben. Und in der Tat hatte es Bremen den Hamburgern dabei relativ einfach gemacht: Wenn Bremen auch nicht offiziell aus der Hanse ausgeschlossen worden war, so hatte es durch seine jahrzehntelange Abwendung von der Hanse in Norwegen, durch seine antihansischen Intrigen mit Dänemark und jüngst erst wieder durch den Blockadebruch Tidemann Nannings in Flandern und durch die Kapereien Johann Hollemanns auf der Elbe doch wiederholt Anlass dazu gegeben, die hansische Solidarität und Zuverlässigkeit der Weserstadt in Zweifel zu ziehen. Belastendes Material war also zur Genüge vorhanden, und Hamburg wird auf dieser Klaviatur gespielt haben.

Sicherlich, die behauptete Verhansung entsprach nicht den Tatsachen, aber sie war für Hamburg trotzdem ungemein hilfreich. Die Hamburger wussten genau, was sie dadurch gewannen: Der angebliche frühere Ausschluss Bremens machte eine Wiederaufnahme der Stadt in die Hanse nötig, und diese ließ sich, unter Hinweis auf das Bremen unterstellte frühere Fehlverhalten,

218 Vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 400; E. Daenell (wie Anm. 10), S. 137 ff.; H. Stoob, Lübeck als ›Caput Omnium‹ in der Hanse, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 121, 1985, S. 163.

nun als Gnadenakt gestalten, der an bestimmte erschwerende Bedingungen geknüpft war.²¹⁹ Dass die Aufnahmeurkunde durch das Diktat einseitiger Verpflichtungen geprägt ist und nicht dem Geist gegenseitiger Solidarität verpflichtet ist, ist sicherlich auf jenen Verhansungshinweis und das damit verbundene Eingeständnis eines früheren Fehltritts zurückzuführen. Man konnte und wollte Bremen unter den gegebenen Umständen eben vor allem auf die Pflichten, nicht aber auf die Rechte – diese werden nur ganz kurz im einleitenden Protokoll der Urkunde erwähnt – seiner Hansemitgliedschaft hinweisen. Noch wichtiger aber war wohl etwas anderes. Worum es Hamburg vermutlich in aller erster Linie ging, war, Bremen in Misskredit zu bringen und damit seine Hansemitgliedschaft von vorn herein mit dem Makel der Unzuverlässigkeit zu belasten. Nachdem Hamburg sich mit seinem Wunsch, Bremen ganz von der Hanse fernzuhalten, innerhalb der Hanse nicht hatte durchsetzen können, fand die Elbstadt mit Hilfe des eingeleiteten Aufnahmeverfahrens Mittel und Wege, ihrem ursprünglichen Ziel doch noch näher zu kommen: Indem man Bremen einen früheren Hanseausschluss andichtete, konnte Hamburg nunmehr unter Verweis auf diesen urkundlich dokumentierten Fehltritt bereits die kleinste Nachlässigkeit Bremens zum Anlass nehmen, lauthals die angebliche Hanseuntauglichkeit der Weserstadt zu propagieren. So ließ sich die soeben noch vereitelte Absicht Hamburgs, Bremen aus der Hanse zu drängen, auf Umwegen womöglich doch noch erreichen. Welch immens hohem Druck Bremen dadurch ausgesetzt wurde, sollte sich schon wenige Jahre später während des Kriegs der Hanse gegen den dänischen König Waldemar IV. Atterdag mehr als deutlich zeigen.²²⁰ Damit erweist sich der Hinweis auf den früheren Ausschluss Bremens aus der Hanse als taktische Floskel zur Durchsetzung hamburgischer Interessen.

Lübeck und die Hanse aber spielten das leicht anrühige Spiel mit, weil sie seit den dänisch-bremischen Komplottplänen, die sicherlich noch nicht gänzlich in Vergessenheit geraten waren, noch eine Rechnung mit Bremen zu begleichen hatten, und weil Bremen auch sonst des Öfteren für Ärger und Verdruss gesorgt hatte. Es gab also wenig Grund, Bremen gegenüber besondere Nachsicht zu üben. Wenn die Aufnahmeurkunde eine nicht ganz den Tatsachen entsprechende Diskreditierung Bremens enthielt, dann mag man das in Lübeck sogar mit einiger Schadenfreude als späte, wenn auch nicht ganz unverdiente Genugtuung für die schon lange zurückliegenden bremischen Komplottpläne empfunden haben. Jedenfalls aber bot das auf Betreiben Hamburgs initiierte Aufnahmeverfahren aus Sicht der Hanse die Möglichkeit, Bremen stärker, als dies bisher der Fall war, an die Kandare zu nehmen, um so die Eigenmächtigkeiten, die sich die Stadt immer wieder geleistet hatte, künftig besser unterbinden zu können. Hinzu kommt, dass die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts außerordentlich schwache, weitgehend handlungsunfähige Hanse gerade in jenen Jahren um 1356/58 die feste, dauerhafte Form der sog. Städtehanse angenommen hatte. Dadurch dass

219 So, wenn auch von falschen Voraussetzungen ausgehend, auch schon Wilhelm von Bippin; vgl. W. von Bippin (wie Anm. 1), S. 156.

220 Vgl. dazu U. Weidinger (wie Anm. 1), S. 155 ff.

man nun einer Stadt, deren Kaufleute eigentlich schon lange zum Kreis der Hansekaufleute zählten, ein neuartiges, ungewöhnliches ›Aufnahme‹-Verfahren aufzwang, ließ sich die neu gewonnene Handlungsstärke trefflich unter Beweis stellen. So gesehen diente die ›Wiederaufnahme‹ Bremens denn auch ein Stück weit der Legitimation jener neuen Organisationsform der Städtehanse.²²¹

Das ›Aufnahme‹-Verfahren, das man Bremen 1358 seitens der Hanse aufgezwungen hatte, war in der Tat äußerst ungewöhnlich und entbehrte nicht einer gewissen Chuzpe, schließlich beruhte diese ›Aufnahme‹ auf einer Vortäuschung falscher Tatsachen. Es war indessen zwar das erste, beileibe aber nicht das einzige Mal, dass man in der Hanse so verfuhr. Als die Hanse in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sieben Städte aus dem niederrheinisch-süderseeischen Gebiet – Nimwegen 1402, Zwolle 1407, Wesel 1407, Duisburg 1407, Arnheim 1441, Roermund 1441, Kampen 1441 – auf deren Bitte hin in die Hanse aufnahm, da hat man dies auf nahezu dieselbe Weise getan wie Jahrzehnte zuvor im Fall Bremens. All diese Städte aus dem westlichen Randbereich der Hanse waren ihren Aufnahmeurkunden zufolge früher wegen angeblichen Ungehorsams gegen hansische Beschlüsse aus der Hanse ausgeschlossen worden und wurden jetzt wieder in den Kreis der Hansestädte aufgenommen; die früheren Verhansungen lassen sich indessen nirgendwo belegen. Für die Gnade der ›Wiederaufnahme‹ aber wurden die Städte kräftig zur Kasse gebeten, die Sühneleistung bestand in diesem Fall in der Zahlung einer nicht unbeträchtlichen Aufnahmegebühr.²²² Besonders auffällig sind die weitreichenden Übereinstimmungen zwischen Bremen und der Ijsselstadt Kampen.²²³ Kampen war im niederländischen Westen zweifelsohne eine der ältesten Hansestädte überhaupt, die Stadt wurde schon 1285 gemeinsam mit Staveren zu den Friedensverhandlungen nach der großen Norwegenkrise hinzugezogen, bekannt sind auch die Schreiben Kampens und Zwolles von 1294, in denen diese die Führungsstellung Lübecks als Haupt eines Körpers, dessen Glieder sie seien, anerkannten.²²⁴ Dessen ungeachtet hielt sich Kampen, darin Bremen nicht unähnlich, jedoch immer wieder von der Hanse fern, wenn dies den eigenen städtischen Interessen entsprach. So spielte Kampen während der hansischen Flandernblockaden 1358/60 und 1388, ähnlich Bremen 1284/85 in Norwegen, die Rolle eines Blockadebrechers und es ließ sich 1361 in Flandern, auch hierin dem Vorgehen Bremens in Norwegen vergleichbar, Sonderprivilegien ausstellen. Trotz dieser Alleingänge stand die Zugehörigkeit Kampens zur Hanse im Prinzip nicht in Frage. Die Ijsselstadt war auf zahlreichen hansischen Tagfahrten vertreten, gehörte zu den Initiatoren der Kölner Konföderation, war an Verhansungsbeschlüssen

221 Vgl. auch Th. Hill (wie Anm. 1), S. 356 f.

222 Vgl. dazu W. Stein (wie Anm. 10), S. 524 ff.; J. Weststrate (wie Anm. 155), S. 26 ff.

223 Zum Verhältnis der Hansestädte Kampen und Bremen vgl. auch J. Don, Das niederländische Kampen als althansische Schifffahrts- und Reederstadt – ein Parallellfall zu Bremen, in: *Brem. Jb* 51, 1969, S. 67-83, der allerdings auf die hier angesprochenen Übereinstimmungen nicht weiter eingeht.

224 Vgl. Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 163.

beteiligt und zeichnete sich nicht zuletzt durch ihre großen militärischen und finanziellen Leistungen im Rahmen gesamthansischer Operationen aus.²²⁵ Auch wenn Kampen zwischen 1407 und 1441 eine größere Distanz zur Hanse wahrte, so besaß die Stadt doch, wie im Grunde genommen auch Bremen, die Eigenschaften einer organisch in die Hanse hineingewachsenen Stadt, die deshalb eigentlich keine offizielle Anerkennung ihrer Hansezugehörigkeit mehr brauchte.²²⁶ Trotzdem wurde auch Kampen, nachdem es einen diesbezüglichen Antrag gestellt hatte, 1441 unter Rückgriff auf die Phrase der Wiederaufnahme, die ja einen – auch in diesem Fall nicht belegbaren – früheren Ausschluss suggeriert, offiziell in die Hanse aufgenommen.²²⁷

Mit den Aufnahmen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verfolgte die Hanse die Absicht, die wirtschaftlich eng mit Holland verflochtenen Städte aus dem niederrheinisch-süderseeischen Bereich, die seit einiger Zeit zwischen der Hanse und Holland lavierten, wieder fester an die Hanse anzubinden. Durch die explizite Bestätigung des hansischen Status dieser Städte wollte die Hanse an ihrer Westflanke eine klare, unzweideutige Abgrenzung gegenüber Holland und Seeland vornehmen.²²⁸ Stets griff man dabei auf die Floskel der ‚Wiederaufnahme‘ zurück, weil sich daraus die Forderung einer Sühneleistung für das frühere Fehlverhalten ableiten ließ. Das 1358 vermutlich auf Betreiben Hamburgs erstmals praktizierte Aufnahmeverfahren, das auf der Konstruktion einer ›Wiederaufnahme‹ infolge einer früheren Verhandlung beruhte, machte später im westlichen Hansebereich also geradezu Schule. Die Formel der ›Wiederaufnahme‹ empfahl sich dabei, wie schon Walter Stein zu Recht festgestellt hat, weniger wegen ihrer Richtigkeit – der der ›Wiederaufnahme‹ vorausgehende Hanseausschluss ließ sich in aller Regel nicht nachweisen – als wegen ihrer Nützlichkeit.²²⁹ Dieser Nützlichkeitsaspekt, der es aus Gründen politischer Opportunitätserwägungen mit der Wahrheit nicht so genau nahm, stand auch schon bei der ‚Wiederaufnahme‘ Bremens 1358 eindeutig im Vordergrund: Das um sein Prestige und seinen Einfluss in der Hanse besorgte Hamburg ließ sich auf diese Weise erst einmal ruhig stellen, und die wiedererstarke (Städte-)Hanse konnte an Bremen ein Exempel statuieren, das ihre Handlungsfähigkeit und Durchsetzungsfähigkeit eindrucksvoll unter Beweis stellte.

Die ›Wiederaufnahme‹ Bremens in die Hanse erweist sich damit als ein geschickt inszeniertes Intrigenspiel, bei dem Hamburg die Fäden zog und der Rest der Hanse sich aus Gründen politischer Zweckmäßigkeit zum Mitmachen bewegen ließ. Was aber bewog Bremen dazu, sich auf dieses merkwürdig anmutende ›Aufnahme‹-Verfahren einzulassen? Schließlich enthielt die Aufnahmeurkunde eine gezielte Desinformation, die einer bewussten Dif-famierung Bremens gleichkam. Trotzdem verhielt sich die Stadt, anders als

225 Vgl. W. Stein (wie Anm. 10), S. 541 ff.

226 J. Weststrate (wie Anm. 155), S. 30 ff.; Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 164; D. Seifert (wie Anm. 132), S. 71 f. und S. 95 ff.

227 HR II/2, 419 § 10; 439 §§ 4, 18, 25; 453.

228 J. Weststrate (wie Anm. 155), S. 26 f. und S. 30.

229 W. Stein (wie Anm. 10), S. 551.

etwa ein Dreivierteljahrhundert zuvor in der Norwegenkrise, als man sich den Plänen Lübecks und der Hanse versagte und auf Konfrontationskurs ging, weitgehend kooperativ und diplomatisch. Das lag sicherlich nicht zuletzt an den gegenüber 1284/85 wesentlich schlechteren Rahmenbedingungen. Der Handlungsspielraum, der Bremen 1358 zur Verfügung stand, war äußerst beschränkt. 1350 stürzte die Stadt in eine schwere innere Krise, als nahezu gleichzeitig eine Fehde um die Besetzung des Erzbistumsstuhles und eine große Pestepidemie ausbrachen. Starke Bevölkerungsverluste sowie Zank und Hader wegen der Frage, welchem Erzbischofskandidaten – Moritz von Oldenburg oder Gottfried von Arnsberg – die Unterstützung des städtischen Bürgertums zuteil werden sollte, waren die Folge. Kaum waren diese Wunden einigermaßen geheilt, geriet die Stadt 1356 mit dem Grafen Gerd von Hoya, der seine Eigenleute, die in die von der Pest entleerte Stadt entlaufen waren, zurückforderte, in eine langwierige Fehde.²³⁰ Bremen befand sich in den 50er Jahren des 14. Jahrhunderts somit in einer äußerst bedrängten Lage, man darf getrost davon ausgehen, dass der in der Chronik der angeblichen Verhansung zugeschriebene allgemeine städtische Niedergang²³¹ in Wirklichkeit eine unmittelbare Folge der katastrophalen Trias aus Erzbischofsfehde, Pest und Hoyaer Fehde war. Auch nach außen hin war die Lage Bremens 1358 bei weitem nicht so komfortabel wie noch ein Dreivierteljahrhundert zuvor. Bündnispartner wie der norwegische König oder der Herzog von Schleswig, die der Stadt 1284/85 in ihrer Auseinandersetzung mit Lübeck den Rücken gestärkt hatten, standen diesmal nicht zur Verfügung; im Gegenteil, 1356 war man mit König Waldemar von Dänemark sogar in Streitigkeiten verwickelt, in die u. a. der Lübecker Rat vermittelnd eingriff. Die Eskapaden Tidemann Nannings und Johann Hollemanns erschwerten die Situation zusätzlich, weil sie die Beziehungen zur Hanse und insbesondere zu Hamburg belasteten. Bremen war 1358 also weitgehend isoliert und verfügte deshalb über wenig Bewegungsfreiheit. In dieser Situation verbot es sich nahezu von selbst, die gerade damals stark auftrumpfende (Städte-)Hanse durch allzu forsches Auftreten zusätzlich zu reizen.

Entscheidender als die mangelnde Bewegungsfreiheit aber war noch etwas anderes. Wenn die Stadt Bremen 1358 letztendlich ihre Zustimmung zu dem leicht dubiosen ›Aufnahme‹-Verfahren gab, dann lag das sicherlich vor allem an der allgemeinen Handelsentwicklung jener Zeit. Insbesondere in Norwegen, wo Bremen bisher eigene Wege unabhängig von der Hanse gegangen war, war die Entwicklung besorgniserregend: Hatte Bremen in Norwegen lange Zeit eine Sonderstellung eingenommen und eine Vorzugsbehandlung genossen, die der Stadt vor allem im Heringshandel außerordentlich günstige Zollsätze bescherte, so hatten sich die Verhältnisse inzwischen in ihr Gegenteil verkehrt. Die norwegische Privilegienpolitik der 40er Jahre des 14. Jahrhunderts ist ein sicheres Indiz für diese Trendwende: Im September 1343 nahmen Lübeck und die wendischen Städte einschließlich Hamburgs namens aller Kaufleute von der deutschen Hanse (*universi mercatores de hansa*

230 Vgl. dazu H. Schwarzwälder (wie Anm. 67), S. 72 ff.

231 Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 460, 472, S. 136, 143.

Theutonicorum) von König Magnus VII. Erikson ein weitreichendes Handelsprivileg in Empfang.²³² Bremen, das sich in Norwegen stets von der Hanse ferngehalten hatte, hatte an dieser Privilegierung keinen Anteil. Wollten die Bremer nicht schlechter als die anderen Hansestädte gestellt sein, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als beim norwegischen König um die Gewährung derselben Rechte und Freiheiten nachzusuchen, wie sie soeben dem ›gemeinen Kaufmann‹ zugestanden wurden, man orientierte sich nunmehr also notgedrungen an der den Hansekaufleuten zugesicherten Rechtsstellung. Ausgerechnet in Norwegen, wo man lange Zeit eine Vorzugsbehandlung genossen hatte, lief man plötzlich der Entwicklung hinterher! Nicht nur dass man den weiteren Vormarsch der lübischemendischen Kaufleute in Norwegen nach 1285 nicht verhindern konnte, war man nun also auch in der Privilegiengesetzgebung ins Hintertreffen gegenüber der Hanse geraten. Andernorts sah es nicht viel besser aus. So konnte den Bremern nicht verborgen bleiben, dass sich auch in England, wo die Bremer Kaufleute, ähnlich wie in Norwegen, in der Anfangszeit unter den deutschen Fernhändlern vergleichsweise zahlreich vertreten waren, die Osterlinge aus dem hansischen Ostseeraum immer mehr ausbreiteten und nach der Vereinigung zur gesamtdeutschen Hanse 1282 zunehmend die Führung an sich rissen.²³³ Gleichzeitig lassen die Nachrichten zum Bremer Englandhandel seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert in auffälliger Weise nach. Dies mag wenigstens zum Teil den Zufälligkeiten der Überlieferung geschuldet sein, kann aber ebenso ein Indiz für eine zu Lasten Bremens gehende Verlagerung der Handelsströme sein.²³⁴ Dem ungestümen Vordringen der Hanse auf nahezu allen wichtigen nord-europäischen Handelsplätzen, das sich u. a. auch in einer Konsolidierung der zentralen Hansekontore in Brügge und Bergen Mitte des 15. Jahrhunderts äußerte, stand also ein relativer Bedeutungsverlust des Bremer Fernhandels gegenüber.

Die Warnsignale waren mithin unübersehbar. Sollten Wirtschaft und Handel der Stadt nicht größeren Schaden nehmen, dann musste man alles daran setzen, um am beeindruckenden wirtschaftlichen Erfolg der Hanse in vollem Umfang zu partizipieren. Voraussetzung dafür aber war, dass man die bisherige, sich nicht gerade durch Geradlinigkeit auszeichnende Haltung zur Hanse aufgab und deren Politik vorbehaltlos unterstützte. Zwar besaßen die Bremer Fernkaufleute eine Art angeborener Hansemitgliedschaft und sie haben davon, wie gezeigt, auch vielerorts regen Gebrauch gemacht. Doch unterlag die offizielle Politik der Stadt gegenüber der Hanse einem mehr oder weniger taktischen Kalkül, d. h. man machte die konkreten Beziehungen von der jeweiligen Interessenlage und den vor Ort gegebenen politischen Verhältnissen abhängig. Dies mochte zu Zeiten der sog. Kaufmannshanse unproblematisch sein und ohne Konsequenzen bleiben, unter den Bedingungen der Städtehanse, die die Zügel straff anzog und auch die Hansekontore im

232 HUB III, 13.

233 Vgl. dazu Ph. Dollinger (wie Anm. 18), S. 60 ff. und S. 81 ff.; D. Keene (wie Anm. 53), S. 47 f.

234 Vgl. Th. Hill (wie Anm. 1), S. 205.

Ausland ihrer Autonomie beraubte, war für derartige Extravaganzen jedoch kaum mehr Platz. Alles in allem konnte eine schonungslose Bestandsaufnahme der städtischen Wirtschaftslage Mitte des 14. Jahrhunderts nur zu dem Ergebnis gelangen, dass an einem engen Schulterschluss mit der neu erstarkten Hanse kein Weg vorbeiführte. Ansonsten lief man an der Weser Gefahr, auf den profitablen, von der Hanse dominierten Auslandsmärkten den Anschluss an die allgemeine Entwicklung zu verlieren. Eine Einigung mit der Hanse lag somit im wohlverstandenen eigenen Interesse Bremens und sie war unter den gegebenen Umständen wohl ohne realistische Alternative, so dass Bremen sogar den kompromittierenden Hinweis auf einen früheren Hanseausschluss in der Aufnahmeurkunde – wenn auch sicherlich missbilligend – in Kauf nahm. Man glaubte dies vermutlich umso eher tun zu können, als die Hinnahme der Verhansungsfloskel zunächst, jedenfalls solange man sich nichts zu Schulden kommen ließ, keine unmittelbaren Nachteile – mit Ausnahme der einseitigen Betonung des Pflichtenkatalogs in der Aufnahmeurkunde – nach sich zog; sogar die den niederrheinisch-süderseeischen Städten auferlegte Aufnahmegebühr für ihre ›Wiederaufnahme‹ blieb Bremen erspart.

10. Die Absicherung des Coups gegen spätere Einwände

Selbstverständlich stellte die ›Wiederaufnahme‹ Bremens in die Hanse, der ja eine gezielte Desinformation, nämlich der Hinweis auf eine nicht nachweisbare, aller Wahrscheinlichkeit nach nie erfolgte Verhansung Bremens zugrunde lag, eine unerhörte Provokation dar. Wenn Bremen aus der Hinnahme der Verhansungsphrase zunächst auch keine gravierenden unmittelbaren Nachteile erwuchsen, so kam das Eingeständnis, dass man sich auf das würdelose Ränkespiel eingelassen hatte bzw. einlassen hatte müssen, psychologisch gesehen, doch einer gewissen Schmach gleich. In der ca. ein Jahrhundert später durch den Bremer Rat auf der Aufnahmeurkunde als Dorsalnotiz angebrachten Bemerkung *Iste littere sunt contra nos* findet dieses schmachvolle Empfinden einen beredten Ausdruck. Jetzt wird auch verständlich, warum die Chronisten die Hamburger Forderung nach einer Besiegelung der Verhansungsfloskel durch Bremen so vieldeutig und geheimnisvoll umschrieben – *das, was sie haben wollten* – anstatt die Dinge einfach beim Namen zu nennen. Sie empfanden die Vorgänge, die zur ›Wiederaufnahme‹ Bremens in die Hanse führten, offensichtlich als so schmachvoll und als so ehrenrührig für ihre Vaterstadt, dass sie die volle Wahrheit darüber nicht deutlich aussprechen, sondern lieber nur vage andeuteten wollten.

Aber auch die Initiatoren dieses Ränkespiels, Hamburg und die der Elbstadt folgende Hanse, waren sich offenbar vollkommen im Klaren darüber, dass sie mit der ›Wiederaufnahme‹ Bremens ein gewagtes Spiel eingegangen waren. Die Maßnahmen, die man traf, um das Unternehmen auch im Nachhinein gegen mögliche Widerstände abzusichern, sagen mehr als Worte. Auffällig ist zunächst eine gewisse Betriebsamkeit, die der Hamburger Rat – der eigentliche Urheber des Unternehmens also – nach dem 3. August 1358 entwickelte. Hamburg befand sich nicht im Besitz der Aufnahmeurkunde, war als

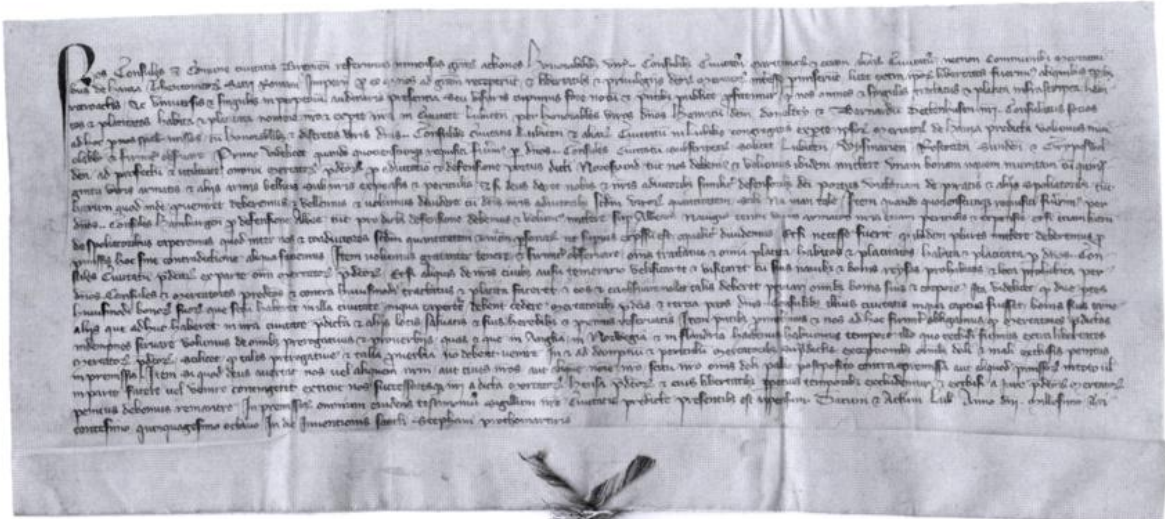


Abb. 3:
 Rat und Gemeinheit der Stadt
 mune civitatis Bremensis)
 Aufnahme in die Hanse und
 geschlossenen Vertrag.
 Anhängend das erste Bremer
 die Hansestadt Köln ausgefer-
 schädigt erhalten geblieben ist
 Historischen Archiv der Stadt Köln
 überstanden hat. Foto: Historisches Archiv der Stadt Köln.

Bremen (consules et com-
 danken für ihre (Wieder-)
 genehmigen den darüber
 Lübeck, 3. August 1358.
 Stadtsiegel. – Foto der für
 tigten Urkunde, die unbe-
 und auch den Einsturz des
 im März 2009 unbeschädigt

Hauptnutznießer des Coups aber selbstverständlich brennend daran interes-
 siert, dass die Angelegenheit im Sinne der Elbstadt zu einem erfolgreichen
 Abschluss gebracht wurde. Irgendwann im Herbst 1358 wurden die Ham-
 burger deshalb in Lübeck vorstellig und erkundigten sich nach dem Stand der
 Dinge. Lübeck konnte die Hamburger beruhigen. Am 13. Dezember 1358 be-
 stätigte der Lübecker Rat seinen Kollegen von der Elbe in einem offiziellen
 Schreiben, dass die Urkunde über die Aufnahme Bremens in die Hanse inzwi-
 schen vom Bremer Rat besiegelt worden sei und sich nunmehr im Lübecker
 Ratsarchiv befinde.²³⁵ Diese Hürde war also genommen, Bremen hatte tat-
 sächlich durch Besiegelung der Urkunde an seiner eigenen Diskreditierung
 mitgewirkt und war nicht noch in letzter Minute zum Spielverderber gewor-
 den. Aber die ungeduldige Nachfrage Hamburgs in Lübeck, die zu erkennen
 gibt, dass man an der Elbe das erfolgreiche Ende der Aktion kaum abwarten
 konnte, zeigt doch in aller Deutlichkeit, wie hochbrisant die Hamburger die
 ganze Angelegenheit einschätzten und dass man in der Elbstadt bis zum
 Schluss ein Scheitern des Unternehmens offensichtlich nicht ausschloss.

Mit der Besiegelung durch die Stadt Bremen war die Angelegenheit fürs erste
 zwar in trockene Tücher gebracht, allerdings war nicht auszuschließen, dass an
 der Weser in späterer Zeit doch noch Widerspruch gegen das ungewöhnliche

235 H. Schwarzwälder, Bremens Aufnahme (wie Anm. 1), S. 61.

Verfahren laut werden würde. Auch für diesen Fall war also Vorsorge zu treffen, und man hat dies, auf zweifache Weise sogar, getan: Die über die ›Wiederaufnahme‹ Bremens ausgestellte Originalurkunde wurde in je einem Exemplar in Bremen als der unmittelbar betroffenen Stadt sowie in Lübeck als dem Repräsentanten und Rechtsvertreter der Hanse verwahrt. Dies ist soweit normal und entspricht den üblichen Gepflogenheiten. Ungewöhnlich ist indes, dass man eine dritte Ausfertigung der Originalurkunde in Köln hinterlegt hat. Was aber hatte Köln mit der Sache zu tun? Im Grunde genommen gar nichts. Köln war weit abgelegen und war an dem wirtschaftlichen Konkurrenzkampf und den Animositäten zwischen Hamburg und Bremen nicht sonderlich interessiert. Aber genau das war es, was Köln als Aufbewahrungsort eines dritten Originalexemplars in besonderer Weise geeignet erscheinen ließ. Sollten in Bremen jemals Zweifel laut werden, ob 1358 bei der ›Wiederaufnahme‹ der Stadt tatsächlich alles mit rechten Dingen zugeing, oder sollte dort gar der Wahrheitsgehalt der in Lübeck und Bremen vorliegenden Urkunde in Frage gestellt werden, dann war es selbstverständlich von unschätzbarem Wert, wenn man über ein drittes, an einem unverdächtigen Ort aufbewahrtes Exemplar dieser Urkunde verfügte. Hamburg kam dafür nicht in Frage, eben weil es selbst viel zu stark in die Angelegenheit involviert war. Einen geeigneteren Hinterlegungsort als Köln aber konnte es kaum geben: Köln war an der ganzen Angelegenheit nicht weiter interessiert, konnte also als neutral gelten. Darüber hinaus stand die Stadt aufgrund ihres bis in römische Zeit zurückreichenden hohen Alters und als Sitz eines Erzbistums innerhalb der Hanse in hohem Ansehen.²³⁶ Mit anderen Worten: Eine von Köln präsentierte Originalurkunde über die ›Wiederaufnahme‹ konnte man in Bremen schwerlich ignorieren, ihren Wahrheitsgehalt nicht in Zweifel ziehen.

Diese in Lübeck, Bremen und Köln aufbewahrte Urkunde über die ›Wiederaufnahme‹ Bremens in die Hanse aber hatte, wie eingangs festgestellt – und hier schließt sich der Kreis –, die etwas ungewöhnliche Form eines Dankschreibens der Stadt Bremen. Nach allem, was wir gesehen haben, dürfte nun kaum mehr ein Zweifel darüber bestehen, warum die Hanse darauf bestand, der schriftlichen Dokumentation der ›Wiederaufnahme‹ ausgerechnet die Form eines Dankschreibens des Privilegienempfängers zu geben: Selbstverständlich diente auch diese ungewöhnliche Urkundenform der offensichtlich für notwendig erachteten Absicherung des Aufnahmeverfahrens gegen etwaige spätere Einwände. Denn gegen eine Urkunde, die von der Stadt Bremen nicht nur ratifiziert, sondern auch selbst ausgestellt worden war, und in der sich Rat und Gemeinde der Stadt überdies auch noch wortreich für die ihnen seitens der Hanse zuteil gewordene Gunst bedanken, ließ sich später auch in Bremen schwerlich etwas einwenden. Mit der Urkundenform des Dankschreibens hat man Bremen gleichsam die Hände gebunden und der Stadt jegliche Möglichkeit genommen, im Nachhinein eventuell doch noch Kritik an dem dubiosen Aufnahmeverfahren zu üben.²³⁷ Die Aufnahmeurkunde nahm

236 Vgl. dazu auch Die Bremer Chronik (wie Anm. 2), cap. 400, S. 101.

237 Dass es durchaus nicht unüblich war, umstrittene oder wegen ihres Inhalts brisante Rechtshandlungen durch die unmittelbar Betroffenen selbst dokumentieren

so für Bremen gewissermaßen den Charakter eines Knebelungsvertrags an. So gesehen hatten die Ratsherren einer späteren Zeit mit ihrer rückseitig auf der Urkunde angebrachten Bemerkung – wenn auch in einem anderen Sinn als gemeinhin angenommen – doch nicht ganz Unrecht: *Iste littere sunt contra nos*.

zu lassen, um diese somit von vornherein jeder Widerspruchsmöglichkeit zu berauben, zeigt sich an einem anderen wichtigen Ereignis der bremischen Geschichte: Die sog. Gerhardischen Reversalen, mittels derer der Bremer Erzbischof Gerhard II. 1246 erzbischöfliche Vorrechte gegen städtische Ansprüche durchsetzte und die von der Bürgergemeinde erlassenen Statuten wieder abschaffen ließ, wurden der Öffentlichkeit nicht, wie es eigentlich nahegelegen hätte, durch eine Verordnung des Erzbischofs mitgeteilt. Vielmehr beharrte Gerhard II. darauf, dass Stadt und Gemeinde die zu ihren Lasten gehenden Reversalen durch eine von ihnen selbst ausgestellte Urkunde publik machten, so dass diese genötigt waren, ihre Niederlage in der rechtlichen Auseinandersetzung mit dem Erzbischof auch noch selbst zu dokumentieren und rechtswirksam werden zu lassen. Eine wirkungsvollere Verpflichtung der städtischen Gemeinde auf die ihre Rechte massiv einschränkenden Reversalen lässt sich kaum vorstellen. Vgl. BUB I, 234.

Hansische Kaufleute und Handelspraktiken*

Von Rudolf Holbach

I.

Am 16. Januar 1461 schrieb aus Königsberg der Kaufmann Reynalt Hodde an Philipp Gilliges in Lübeck:

Meinen freundlichen willigen Dienst und was allezeit ich Gutes vermag stets zuvor. Philipp Gilliges, mein lieber Handelsgenosse (masscop) und spezieller guter Freund! Ich höre hier sagen, was ich, Gott weiß, gerne höre, dass Ihr eine ehrsame und tugendsame Hausfrau genommen habt, mit der Euch Gott gesund und glücklich behalte etc. Item, lieber Handelsgenosse, wisst, dass ich im Sommer von hier mit einem Gesellen, der heißt Garyns Hynseke, 40 rheinische Gulden sandte, die Euch und mir gehören, damit er mir dafür Salz bringen solle. Und nun haben die Danziger das Schiff genommen und den armen Gesellen gefangen etc. Ich hatte auch einem anderen Gesellen 12 Gulden gegeben, die hat mein Bruder erhalten. Was dafür gekauft worden ist, das ist, so hoffe ich, nach Riga gekommen; könnten wir damit unsere Verluste etwas ausgleichen, das wäre gut. Mein Bruder wird, so Gott will, in Kürze her kommen und wird mir wohl Bescheid darüber geben. Als ich das Geld von mir sandte, da sagte ich es Hans Kolner und Hinrik Matz zuvor, dass es Euch und mir gehören würde. Ich hatte Sorge, dass Ihr nicht in Lübeck wärt, und wollte doch gerne in unserem Sinne gehandelt haben. Nun ist es zum Ärgsten ausgeschlagen, damit muss man leben; wenn Gott will, so wird es besser. Ich habe Euch mehrfach geschrieben und in meinen Briefen gebeten, dass Ihr uns etwas Salz senden solltet; ob Ihr etwas für uns verschifft habt oder nicht, das weiß ich nicht. Snepil und Hans Cordes sind nach Riga gekommen. Wenn Gott gibt, dass mein Bruder herüberkommt, so vermute ich für mich ja Briefe oder Nachrichten von Euch. Was ich bei mir habe vom Gut unserer Handelsgesellschaft, gedenke ich zum größten Teil für Steine zu verwenden und Euch mit den ersten Schiffen von Riga zu senden; Gott gebe eine wohlbehaltene Reise. Tut wohl und denkt an uns, dass Ihr uns etwas Salz herüber schickt mit den ersten Schiffen. Hans Kolner hat mir gelobt, wenn ihm Schiffe zur Verfügung stehen würden, wolle er es Euch mitteilen. Ich meine wohl an Steinen genug zu kriegen, hätte ich nur einmal Salz. Die Schiffslast zwischen 80 und 100 Mk., guter Flachs um 36 oder 40 Mk., Asche 6 Mark. Hiermit seid Gott befohlen und auf lange Zeit gesund. Geschrieben in Königsberg 16 Tage im Januar anno 1461.¹

* Wesentlich unveränderter Vortragstext vom 22. 9. 2008 im Rahmen der Veranstaltungsreihe »1358 – 2008. 650 Jahre Bremen in der Hanse« im Haus der Wissenschaft.

1 Walther Stein, Handelsbriefe aus Riga und Königsberg von 1458 und 1461, in:

II.

Der im winterlichen Preußen abgefasste Brief wurde deshalb an den Anfang der nachfolgenden Ausführungen gestellt, weil er einige Einblicke in die Wirtschafts-, Sozial- wie Kulturgeschichte der damaligen Zeit gewährt und uns einen Teil jener Sorgen zeigt, die den mittelalterlichen und speziell den hansischen Kaufmann bewegten. Wir entnehmen dem Schreiben zunächst, dass es sich um eine Korrespondenz zwischen zwei einander freundschaftlich verbundenen Handelspartnern an unterschiedlichen Standorten handelt. Damit sind sogleich Kernfragen berührt, nämlich diejenigen nach den Beziehungen von hansischen Kaufleuten zueinander und den Bedingungen und Organisationsformen des Handels, speziell nach der Ausgestaltung hansischer Handelsgesellschaften. Wir erfahren, dass in unserem Falle der Briefschreiber wie der Adressat Kapital aufgebracht haben, das in gemeinschaftliche Unternehmungen investiert wird. Über die hin und her zu sendenden Waren sucht man sich durch schriftliche Botschaften oder mündlich über Mitteilungen durch andere abzustimmen. Beide Kaufleute agieren aber offenbar selbständig und kaufen bzw. verkaufen je nach Angebots- und Nachfragesituation Güter. Das operative Geschäft wird teilweise auch über Dritte abgewickelt; Reynalt Hodde nennt zwei andere Personen als Gesellen, denen er Geld für Waren mitgegeben hat. Außerdem ist sein Bruder ebenfalls in die Handelsunternehmungen eingeschaltet und steht zu beiden Partnern in Kontakt.

Die Organisationsform der Handelsbeziehungen wird nicht genannt. Es handelt es sich aber wohl nicht mehr um die seit der vor- und frühhansischen Zeit übliche Form des kaufmännischen Zusammenschlusses, nämlich die sogenannte Widerlegung (*wedderlegginge*, *societas* bzw. *kumpanie*). Sie, die Widerlegung, bedeutete zwar ebenfalls, dass zwei Händler Geld in ein gemeinschaftliches Unternehmen einschossen und der Gewinn unabhängig vom Grad der finanziellen Beteiligung halbiert wurde.² In den in älterer Zeit z.T. noch mündlich geschlossenen Verträgen fungierte aber einer der Kaufleute nur als Kapitalgeber, wie auch im Mittelmeerraum war dies in der Regel der Reichere, Ältere, Angesehene.³ Der andere Partner hingegen war der Kapitalführer, der das Geschäft allein durchführte bzw. organisierte, allerdings – selbst wenn er in den Quellen teilweise als Knappe oder Knecht erscheint – anscheinend selbständig und nicht weisungsgebunden agierte.⁴

Hansische Geschichtsblätter (im Folgenden: Hans. GBl.) 26, 1898, S. 57-125, hier Nr. 24 S. 114 f. Übersetzung R. H.

2 Albrecht Cordes, Spätmittelalterlicher Gesellschaftshandel im Hanseraum (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F., 45), Köln-Weimar-Wien 1998, S. 316 f.

3 Dazu auch Albrecht Cordes, Klaus Friedland u. Rolf Sprandel (Hrsg.), Societates. Das Verzeichnis der Handelsgesellschaften im Lübecker Niederstadtbuch 1311–1361 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F., 54), Köln-Weimar-Wien 2003, S. 32-34.

4 Cordes, Gesellschaftshandel (wie Anm. 2), S. 315 f., 318; knapp auch Rolf Hamel-Kiesow, Die Hanse (C. H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe, 2131), München 2008, S. 89.

Solche Formen der Gesellschaft begegnen im Hanseraum durchaus noch im späten Mittelalter. So schloss im Jahre 1426 der als Bremer Ratsherr bekannte Hinrich van der Hude mit Mauritius van Delmenhorst einen Vertrag über eine *zelschup*, in die er selbst 50 Bremer Mk., Mauritius dagegen 25 Mk. einbrachte.⁵ Aus dem Zusatz, dass Mauritius das gesamte Geld *under handen uppe unser beyder wyninghe unde eventure* haben solle, ergibt sich ganz klar, dass nur dieser als der Kapitalführer agierte. Hinrich van der Hude war hingegen stiller Teilhaber, der bei einem etwaigen Gewinn dann 50% erhalten sollte.

Im zuvor erwähnten Fall von Hodde und Gilliges verhält es sich indessen anders. Mit verbesserten Bedingungen und neuen Handelsgewohnheiten gewannen seit der zweiten Hälfte des 14. Jhs. nämlich weitere Formen von Gesellschaft an Bedeutung: Da durch Schriftlichkeit, rechtliche Absicherungen und mehr Infrastruktur es weniger notwendig war, dass von den an einer Gesellschaft beteiligten Kaufleuten unbedingt einer selbst reiste, lenkten nicht selten zwei kontorsässige Fernhändler nur mehr von ihren Standorten aus Geld und Warenströme und ließen über andere Personen Handelsgüter liefern und beschaffen.⁶ Zugleich übernahm jeder der an einer Gesellschaft beteiligten Kaufleute einen aktiven Part.⁷

Der sich im 15. Jh. durchsetzende Typus beidseitiger Kapitalführung, für den ebenfalls der Begriff der sog. *selschop* gebraucht wurde,⁸ spiegelt sich möglicherweise in unserem Brief wider. Denn jedem der beiden Kaufleute, zwischen denen wir keine Hierarchie erkennen können, wurden von seinem Partner Produkte zugeschickt. Man setzte sie vor Ort ab und erwarb seinerseits Retourwaren – Reynalt Hodde fordert von Philipp Gilliges Salz und kündigt an, dass er selbst vor allem Steine kaufen wird. Ähnliche Zusammenarbeit finden wir zwischen vielen anderen Händlern, teilweise sogar, ohne dass wir wissen, ob sie überhaupt durch Kapitaleinlage gemeinsame Gewinninteressen verfolgten.⁹ Wenngleich es auch im Hanseraum – z.B. in Köln – vereinzelt den Typus der stärker hierarchisch gegliederten Familiengesellschaft wie

5 Heinrich Smidt, Aus Bremischen Familienpapieren 1426–1445, in: Hansische Geschichtsblätter 4, 1874, S. 51-74, hier Nr. 1 S. 60. Zu Hinrich van der Hude Thomas Hill, Die Stadt und ihr Markt. Bremens Umlands- und Außenbeziehungen im Mittelalter (12.–15. Jahrhundert) (VSWG-Beihefte, 172), Stuttgart 2004, S. 87 (mit weiterer Lit.), 199 f., 231 f. Zum Brauch noch im 16. Jh., die Widerlegung als Starthilfe für die Verselbständigung von Handlungsdienern zu nutzen, Marie-Louise Pelus, Wolter von Holsten, ein Lübecker Kaufmann in der 2. Hälfte des 16. Jhs., in: Hans. GBll. 95, 1977, S. 66-79, hier S. 68.

6 Societates (wie Anm. 3), S. 36 f.; vgl. hingegen Gerhard Rösch, Zur Bildung des Kaufmanns und Seefahrers in Nordeuropa. Zwei Texte des 13. Jahrhunderts, in Hans. GBll. 110, 1992, S. 17-41, hier S. 40.

7 Hammel-Kiesow, Hanse (wie Anm. 4), S. 90.

8 Cordes, Gesellschaftshandel (wie Anm. 2), S. 310-313, 323.

9 Stephan Selzer u. Ulf Christian Ewert, Verhandeln und Verkaufen, Vernetzen und Vertrauen. Über die Netzwerkstruktur des hansischen Handels, in: Hans. GBll. 119, 2001, S. 135-161, hier S. 141 f.

in Oberdeutschland gibt,¹⁰ spielte insgesamt jedenfalls viel stärker als im Süden ein weitgehend gleichberechtigtes, auf Gegenseitigkeit ausgerichtetes Zusammenwirken von Personen eine Rolle, die nicht bzw. nur indirekt aneinander verdienten.¹¹

III.

Genau hier liegen wichtige Charakteristika des hansischen Handels, ergaben sich aber zugleich Aufgaben und Probleme für die Beteiligten. Denn solche Verbindungen konnten nur dann funktionieren und erfolgreich sein, wenn sie für alle Beteiligten Vorteile mit sich brachten, wenn jeder der Partner an einer Stelle in der Warenkette agierte, die Gewinn versprach und wenn man sich gegenseitig voll oder doch in ausreichendem Maße vertraute. Die moderne Hanseforschung hat sich Theorien und Begriffe aus den Wirtschaftswissenschaften zu Eigen gemacht, um dieses spezielle Verhältnis der hansischen Händler zueinander zu beschreiben. Dabei hat sie auf die Formel von der Netzwerk-Ökonomie zurückgegriffen, d. h. auf den Versuch von modernen Unternehmen, sich durch freiwillige Kooperation selbständiger Partner besser auf dem Markt aufzustellen und zugleich Kosten zu sparen.¹²

Bei der Hanse sieht man als Parallele zum einen die erwähnte partnerschaftliche, nicht hierarchische Kooperation auf Gegenseitigkeit – was man auch auf die Gemeinschaft als gesamte anwenden kann. Zum anderen hebt man auf eine weit gespannte Aktivität und Präsenz an verschiedenen Standorten des Handels ab. Für den erfolgreichen Fernhandel in größerem Stil galt es nämlich, an Hauptknotenpunkten wie den Kontoren Brügge, London, Bergen und Novgorod, an Messeorten oder an großen Umschlagplätzen wie Köln vertreten zu sein und überhaupt entlang der Haupthandelsachsen – speziell von West nach Ost – über Kontakte zu verfügen.¹³ Mit einem so weitgespannten mittelalterlichen Netzwerk verband man ähnlich wie bei modernen Unternehmen Kostenvorteile. Denn ein derartiges Zusammenwirken ermöglichte ohne gewaltigen organisatorischen Aufwand und ohne großen Investitionsbedarf eine wirtschaftliche Vielfalt bei gleichzeitiger Spezialisierung.¹⁴ Es bot

10 Franz Irsigler, Der hansische Handel im Spätmittelalter, in: Jörgen Bracker, Volker Henn u. Rainer Postel (Hrsg.), Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos, Lübeck 2006, S. 700 - 721, hier S. 718 f. Vgl. auch die Einschätzung von Gunther Hirschfelder, Die Kölner Handelsbeziehungen im Spätmittelalter (Veröffentlichungen des Kölnischen Stadtmuseums, 10), Köln 1994, S. 548 f.

11 Dazu bereits Rolf Sprandel, Die Konkurrenzfähigkeit der Hanse im Spätmittelalter, in: Hans. GBl. 102, 1984, S. 21 - 38, der in diesem Zusammenhang von Präferenzbeziehungen spricht und diese neben Privilegien und Kartellverhalten als entscheidend ansieht.

12 Bes. Selzer u. Ewert, Verhandeln (wie Anm. 9).

13 Vgl. auch Franz Irsigler, Der Alltag einer hansischen Kaufmannsfamilie im Spiegel der Veckinchusen-Briefe, jetzt in: Volker Henn u. a. (Hrsg.), Miscellanea Franz Irsigler. Festgabe zum 65. Geburtstag, Trier 2006, S. 205 - 225, hier S. 208.

14 Selzer u. Ewert, Verhandeln (wie Anm. 9), S. 139 - 144. Dies gilt aber nicht nur für den von Selzer und Ewert angesprochenen Typ, sondern auch für die *selschop*.

Vorteile, wenn man an hauptsächlichen Produktions- und Handelszentren auf Kontaktpersonen zurückgreifen konnte, die die notwendigen Kenntnisse über die sehr unterschiedlichen Waren, über die lokalen Marktbedingungen und die Infrastruktur besaßen. Denken wir allein an die Vielfalt nordwesteuropäischer Tuchsorten, liegt es auf der Hand, dass man bei solchen Produkten detailliertes Wissen über Angebotsmengen und Absatzchancen, über Qualitäten und das Preisgefüge brauchte.

Zwar verringerten Maßnahmen zur Standardisierung und Qualitätssicherung das Risiko und nutzte man selbstverständlich in der Hanse ebenfalls die Möglichkeit, sich bezahlter fremder Kräfte vor Ort zu bedienen. So wickelte man z.B. Tuchgeschäfte in Brügge über die als Makler agierenden dortigen Wirte ab.¹⁵ Dennoch bedurfte es auch innerhalb der kaufmännischen Gesellschaften eigener Kompetenz. Ein schönes Beispiel dafür, wie man sich in dieser Hinsicht zu ergänzen suchte, bietet ein Brief von Werner Scherer an Hildebrand Veckinchusen vom Jahre 1416: »Was die *scroplinge*¹⁶ betrifft, ihr solltet sie genauso gut kaufen wie Reiner, aber, Hildebrand, ihr und ich verstehen uns nicht darauf und wir müssen alle den Makler zur Hand haben. Deshalb dünkt es mich das Beste zu sein, dass er [Gemeint ist Reinhart Noiltgin] daher komme, und er soll uns, hoffe ich, gut unterweisen, dass er uns genügend erfahren macht, dass wir es dann so gut tun können, wie wenn er selbst da wäre.«¹⁷

15 Dazu Anke Greve, Brügger Hosteliers und hansische Kaufleute. Ein Netzwerk vorteilhafter Handelsbeziehungen oder programmierte Interessenkonflikte?, in: Nils Jörn, Werner Paravicini u. Horst Wernicke (Hrsg.), Hansekaufleute in Brügge, Teil 4: Beiträge der Internationalen Tagung in Brügge 1996 (Kieler Werkstücke, 13), Frankfurt/M. u.a. 2000, S. 151-161; dies., Herberge, Wirte und Handel in Brügge im Spätmittelalter, in: Rolf Hammel-Kiesow (Hrsg.), Vergleichende Ansätze in der hansischen Geschichtsforschung (Hansische Studien, 13), Trier 2002, S. 223-235; Dies., Hansen, Hosteliers und Herbergen. Studien zum Aufenthalt hansischer Kaufleute in Brügge im 14. und 15. Jahrhundert (Studies in European urban history, 21), Turnhout 2009.

16 Der Begriff *scroplingen* wird nicht erklärt; es muss sich aber um etwas Kleines handeln, da in einem anderen Brief noch 10000 davon gewünscht werden; Wilhelm Stieda (Hrsg.), Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jh., Leipzig 1921, Nr. 501 S. 492. Laut dem Handlungsbuch werden 1415 171 *bote stropplinghen* nach Köln geliefert, wobei 1700 auf eine *bote* (Fass) gingen; Michail P. Lesnikov (Hrsg.), Die Handelsbücher des hansischen Kaufmannes Veckinchusen (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, 19), Berlin 1973, S. 484 f. (= Af 6 fol. 184r, auch 184v: 10000 *stropfel* im Jahre 1416). Wahrscheinlich handelt es sich um eine Sorte Pelzwerk: Bruno Kuske (Hrsg.), Quellen zur Geschichte des Kölner Handels und Verkehrs im Mittelalter, Bd. 2 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, 33), Bonn 1917, Ndr. Düsseldorf 1978, Nr. 446 S. 194: 300 *vell, genant stroeffling*. Als eine Sorte Pelzwerk (kleine Stücke) versteht die *scroplinge* auch Robert Delort, Le commerce des fourrures en Occident à la fin du Moyen Age (vers 1300 – vers 1450) (Bibliothèque des Écoles Françaises d'Athènes et de Rome, 236), Rom 1978, S. 82, 236, 1201, 1364.

17 Hildebrand Veckinchusen (wie vor. Anm.), Nr. 504 S. 495 (Übers. R. H.); vgl. auch Roswitha Schweichel, Kaufmännische Kontakte und Warenaustausch zwischen

Entscheidend für das Funktionieren und den Erfolg des hansischen Netzwerks, das auch Belastungen aushalten musste, waren aber mehrere weitere, miteinander in Verbindung stehende Faktoren: erstens das schon erwähnte Vertrauen, zweitens eine entsprechende Informationsbeschaffung, ausreichende Kommunikation und Flexibilität beim Handel, drittens eine gemeinschaftliche Qualitätssicherung und ein Kontrollsystem, das die Transaktionskosten senkte. Nicht zuletzt war ein handelspolitisches und geschäftliches Verhalten gefordert, das den Zusammenhalt nach innen und die Interessenwahrung nach außen ermöglichte. Dazu gehörten die Sicherung von Rechten, ein ausgewogenes Verhältnis von Solidarität und Egoismus sowie mehr oder weniger ausgefeilte Konfliktvermeidungs- sowie -austragungs und -lösungsmechanismen.

IV.

Vertrauen war grundsätzlich im mittelalterlichen Handel wichtig, und man konnte insofern darauf setzen, dass es nicht zu sehr missbraucht wurde, als jeder, der es verlor, im wahrsten Sinne des Wortes »raus aus dem Geschäft« war. So konnte denn auch ein Ulmer Kaufmann über einen Kölner Schuldner in sein Handlungsbuch schreiben *ich hab des namens vergessen* und trotzdem bei der nächsten Messe auf Begleichung der Summe hoffen.¹⁸ Für den auf Kooperation beruhenden gemeinschaftlichen Handel, wie er innerhalb der Hanse stattfand, bedurfte es aber eines besonders ausgeprägten Vertrauensverhältnisses.

Allgemein gründete dieses im Mittelalter sehr stark auf Verwandtschaft. Sie spielte auch innerhalb der Hanse eine wichtige Rolle, wenngleich sie nicht die entscheidende und erste Voraussetzung einer Handelsgesellschaft war und z.T. erst nachträglich hergestellt wurde.¹⁹ In unserem Brief aber wird mehrfach der Bruder des Reynalt Hodde genannt, mit dem dieser offenbar eng zusammenwirkte. Ähnlich bildeten in vielen anderen hansischen Handelsgesellschaften Brüder, Schwiegerväter und Schwiegersöhne, Vettern und andere Verwandte den Kern oder waren selbstverständlich einbezogen. Demgemäß

Köln und Brügge. Die Handelsgesellschaft von Hildebrand Veckinchusen, Werner Scherer und Reinhard Noiltgin, in: Dick E. H. de Boer, Gudrun Gleba u. Rudolf Holbach (Hrsg.): »...in guete freuntlichen nachbarlichen verwantnus und hantierung...«. Wanderung von Personen, Verbreitung von Ideen, Austausch von Waren in den niederländischen und deutschen Küstenregionen vom 13.–18. Jahrhundert (Oldenburger Beiträge zur Geschichtswissenschaft, 6), Oldenburg 2001, S. 341–358, hier S. 351 f.

18 Rudolf Holbach, Item das ich Ott Ruland ain kauf hab getroffen. Zu den Handelsgeschäften des Ulmer Kaufmanns im 15. Jahrhundert, in: Nils Jörn, Detlef Kattinger u. Horst Wernicke (Hrsg.), »kopet uns werk by tyden«. Beiträge zur hansischen und preußischen Geschichte. Walter Stark zum 75. Geburtstag, Schwerin 1999, S. 81–98, hier S. 86. Zur Rolle des Vertrauens in der Wirtschaft allg. siehe »Vertrauen / Trust« als Thema im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2005/1.

19 Franz Irsigler, Erscheinungsbild und Erfahrungswelt des hansischen Kaufmanns, jetzt in: Miscellanea (wie Anm. 13), S. 457–467, hier S. 466.

schrieb – wohl im Frühjahr 1443 – auch Hinrich van Estel an Kurt Vorstenberch in Bremen: »Und sage meinem Bruder, dass er die 7 Mark nicht vergesse, die Hynrich Har[...] und Bernt Baller gehören; er gebe sie dir mit.«²⁰ Im 14. Jh. arbeiteten die miteinander verschwägerten Hermann Warendorp und Johann Clingenberg ebenso eng zusammen und bezogen weitere Verwandte mit ein wie dies die Familien Schepenstede oder Morkerke taten.²¹

In unserem eingangs zitierten Brief ist – wenngleich nicht in geschäftlichem Zusammenhang – weiterhin die Rede von einer Ehefrau, die sich Jakob Gilliges genommen habe. Wir erfahren zwar nichts Näheres, weil der Briefschreiber offenbar nur unzureichend über die betreffende Person unterrichtet ist. Wir dürfen aber davon ausgehen, dass sie ein entsprechendes Kapital mitgebracht hatte und ebenfalls aus Kaufleutekreisen stammte, wodurch ein weiteres persönliches wie geschäftliches Band für das Netzwerk geknüpft oder gefestigt wurde, möglicherweise in eine andere Stadt. So waren die Brüder und Geschwister Veckinchusen im endenden 14. und beginnenden 15. Jh. über ihre Heiraten mit führenden Familien aus Dortmund, Köln, Lübeck, Riga und Dorpat verbunden.²² Aus verschiedenen Zeugnissen wissen wir zudem, dass Ehefrauen recht wichtige Rollen im Handelsleben spielen konnten: So nahm Elisabeth Veckinchusen, wenn ihr Gatte Sivert abwesend war, selbst die Geschäfte wahr, zog größere Summen an Geld von Schuldnern ein, investierte und transferierte Beträge und schickte Waren wie Stockfisch an ihren Schwager in Brügge.²³ Auch sie nahm also im Netzwerk einen wichtigen Platz ein. Der Ehefrau des erwähnten Bremers Kurt Vorstenberch schuldete dessen Gevatter Dietrich van Someren 1445 immerhin 7 Mk. und bat ihren Gatten, bei ihr um Geduld zu bitten, *dat se sick nicht vorlanghen latet*.²⁴ Aus Köln, Lübeck oder Danzig kennen wir sogar den Typus der eigenständigen verheirateten oder verwitweten Kauffrauen, die über größere Mittel verfügten und sie im Handel einsetzten und für bestimmte Aktivitäten das verwandtschaftliche Netzwerk nutzten.²⁵

20 Adolf Hofmeister (Bearb.), Bremisches Urkundenbuch, Bd. 7. 1442–1447, Bremen 1993, Nr. 83 S. 85 (Übers. R. H.). Für andere Beispiele Selzer u. Ewert, Verhandeln (wie Anm. 9), S. 145–147.

21 Fritz Rörig, Das älteste erhaltene deutsche Kaufmannsbüchlein, in: ders., Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte, hrsg. v. Paul Kaegbein, Weimar 1971, S. 167–215; Georg Asmussen, Analogien zu der Familie Veckinchusen und zu ihrem Handel im 14. Jahrhundert, in: Hansekaufleute in Brügge (wie Anm. 15), S. 299–307.

22 Irsigler, Alltag (wie Anm. 13), S. 209 f.

23 Hildebrand Veckinchusen (wie Anm. 16), Nr. 22 S. 30 f.; vgl. auch Birgit Noodt, Ehe im 15. Jahrhundert – einige statistische Ergebnisse und die Ehe von Hildebrand und Margarete Veckinchusen, in: Hans. GBl. 121, 2003, S. 41–74, hier S. 64.

24 Brem. UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 304 S. 303; Smidt, Aus bremischen Familienpapieren (wie Anm. 5), Nr. 17 S. 74.

25 Margret Wensky, Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F., 26), Köln-Wien 1980, hier auch bes. S. 193; Klaus Arnold, Frauen in den mittelalterlichen Hansestädten – eine Annäherung an die Realität, in: Hans. GBl. 108, 1990, S. 13–29, hier bes. S. 23; Erika Uitz, Die Frau in der mittelalterlichen Stadt (Herder/Spektrum, 4081),

Neben der Familie gehörten zum Netzwerk der Kaufleute jene weiteren Personen in der eigenen Stadt sowie an anderen Plätzen, mit denen man kürzere Zeit oder sogar mehrere Jahre zusammenwirkte. Das Vertrauensverhältnis zu ihnen gründete auf einer anderen Basis. Wie und warum sie jeweils als Partner ausgewählt wurden, ist zwar nicht immer klar. Wir dürfen jedoch davon ausgehen, dass man sich vorher aus verschiedenen Kontexten mehr oder weniger lange kannte und als zuverlässig einschätzte oder dass es zumindest Empfehlungen von dritter Seite gab. Hildebrand Veckinchusen griff bei der 1416 und 1417 bestehenden Dreiergesellschaft zwischen ihm sowie Werner Scherer und Reinhart Noiltgin in Köln möglicherweise auf lose ältere Kontakte aus der sog. Venedischen Handelsgesellschaft zurück. Er tat dies gerade zu einer Zeit, als sein anderer Kölner Partner, Hinrich Slyper, gestorben war; offenbar wünschte und brauchte er neue Repräsentanten in der wichtigen Rheinmetropole.²⁶ In welchem Maße neben persönlichen Beziehungen jedoch auch Know-how bei der Auswahl eine Rolle spielte, deutet ein Brief an, den Reinhard Noiltgin im Dezember 1416 an Hildebrand schickte. Hier schlug er eine Person als Partner vor, die er für zuverlässig hielt und mit der von ihm eine dann nur aus Kriegsgründen nicht realisierte Gesellschaft geplant gewesen war; als besondere Qualifikation glaubte er aber erwähnen zu müssen, dass sie über hervorragende Kenntnisse betreffend Kölner Kramwaren (*penwert*) verfüge.²⁷ Inwieweit die Vermutung zutrifft, dass teilweise auch gemeinschaftliche Reise- und Jugenderfahrungen in fremdem Land, z. B. an einem Kontorort, bei den Partnerschaften von Bedeutung waren, muss dahingestellt bleiben. Das gemeinsame Ertragen von Gefahren unterwegs, einer keineswegs leichten kaufmännischen Ausbildung oder gar das Überstehen der an Härte kaum zu überbietenden Initiationsriten in Bergen dürften die daran Beteiligten aber durchaus enger zusammengeschweißt haben.²⁸ Vielfach – gerade bei Personen, die aus derselben Stadt stammten – gab es gleich mehrere Überschneidungen als Grundlagen für das Vertrauen: gemeinsame Handelsgeschäfte, gemeinsames Eigentum an Schiffen und Schiffsladungen, Zugehörigkeit zu denselben Bruderschaften und beruflichen bzw. geselligen Vereinigungen und anderes mehr.²⁹ Dies schlug sich dann auch

Freiburg-Basel-Wien 1992, S. 40 - 49; Irsigler, Erscheinungsbild (wie Anm. 19), S. 466, hält die starke Rolle der Frauen für ein spezielles hansisches Merkmal.

26 Schweichel, Kaufmännische Kontakte (wie Anm. 17), S. 350.

27 Hildebrand Veckinchusen (wie Anm. 16), Nr. 542 S. 518. Zur Datierung der Briefe Noiltgins: Schweichel, Kaufmännische Kontakte (wie Anm. 17), S. 356 - 358.

28 So Irsigler, Erscheinungsbild (wie Anm. 19), S. 466.

29 Zur Bedeutung geselliger Vereinigungen etwa Sonja Dünnebeil, Die Lübecker Zirkel-Gesellschaft. Formen der Selbstdarstellung einer städtischen Oberschicht (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck herausgegeben vom Archiv der Hansestadt, Reihe B, 27), Lübeck 1996; dies., Vereinigungen der städtischen Oberschicht im Hanseraum und deren Repräsentationsbedürfnis, in: Janusz Tandeki (Hrsg.), Die Rolle der Stadtgemeinden und bürgerlichen Genossenschaften im Hanseraum in der Entwicklung und Vermittlung des gesellschaftlichen und kulturellen Gedankengutes im Spätmittelalter, Toruń 2000, S. 73 - 90. Insgesamt: Nils Jörn, Detlef Kattinger u. Horst Wernicke (Hrsg.), Genossenschaftliche

auf der persönlichen Ebene nieder: Es ist kein Zufall, wenn 1442 im Frachtvertrag des Schiffers Gert Rump mit 13 bremischen Kaufleuten die Namen Johann Zierenberg, Hinrich van Estel und Cord Vorstenberch auftauchen und dann an Cord Vorstenberch der Wunsch herangetragen wurde, den jungen Johann Zierenberg mit nach Bergen zu nehmen, wo auch Estel belegt ist. Wegen einer fehlenden Zahlung von Geld durch seine Vormünder, darunter Hinrich van der Hude als Handelspartner Vorstenberchs, und wegen der Krankheit und Schwäche des Jungen wurde dieser dann zwar erst einmal bei Vorstenberchs Bekannten und Gastgeber in Lübeck untergebracht, der ihn evtl. mit nach Schonen nehmen wollte.³⁰ Das zeigt aber ebenso wie die Kontakte auf anderen Ebenen, wie sehr Geschäftliches und Persönliches miteinander verflochten waren, wie man sich gegenseitig Gefälligkeiten erwies und solche Beziehungen auch dazu genutzt wurden, junge Kaufmannsöhne in die damalige Handelswelt einzuführen. Dies ist allerdings ein kaum überraschender Befund.

Immer wieder finden wir bei Handelspartnern jedenfalls Formulierungen, die darauf hindeuten, dass man freundschaftlich miteinander verbunden war: Philipp Gilliges, mein lieber Handelsgenosse (*masscop*) und spezieller guter Freund, redet Reynalt Hodde den Adressaten an, und das ist wohl nicht nur eine Floskel. Neben Verwandtschaft ist Freundschaft ja ein wesentliches Element mittelalterlicher Gruppenbindung und auch der Vertrauensbildung zwischen hansischen Kaufleuten.³¹ Dessen suchte man sich immer wieder zu vergewissern und dies zu bekräftigen, sei es durch das Eingehen einer noch engeren Verbindung z.B. über Heirat, durch Patenschaft oder eben durch die Hilfe für nahestehende Personen, durch persönliche Begegnung und Gastfreundschaft – Cord Vorstenberch nahm in Bergen Hinrich van Estel in sein Haus auf³² –, durch einen entsprechenden, von Zuverlässigkeit und Solidarität geprägten Umgang miteinander bis hin zu Krediten, aber auch durch gute Worte und Wünsche, freundschaftliche Gesten und gelegentliche Geschenke: »Item sagt Herrn Hinrich van der Hude und seiner Frau und Detwert

Strukturen in der Hanse (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F., 48), Köln-Weimar-Wien 1999. Für die hansischen Führungsgruppen wichtig der Beitrag von Friedrich Bernward Fahlbusch, Zwischen öffentlichem Mandat und informeller Macht: Die hansische Führungsgruppe, in: Hans. GBl. 123, 2005, S. 43-60, der den Begriff »Amigonat« verwendet, »um alle sich überlagernden, gegenseitig beeinflussenden Arten von in Verwandtschaft, Freundschaft, Geschäftspartnerschaft und politisch-sozialen Ämtern begründeten Beziehungen, um die diffuse Vermischung öffentlich-offizieller Amtsinhabere, informeller Macht-habe und persönlicher Interessen zu erfassen«, S. 59.

30 Brem. UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 48 S. 51 f., Nr. 107 S. 110 f., Nr. 118 S. 123 f.

31 Allg. Johannes F. K. Schmidt, Martine Guichard u. Peter Schuster (Hrsg.), Freundschaft und Verwandtschaft. Zur Unterscheidung und Verflechtung zweier Beziehungssysteme (Theorie und Methode: Sozialwissenschaften), Konstanz 2007; Gerhard Krieger (Hrsg.), Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter, Berlin 2009.

32 Brem. UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 146 S. 156 (8. Sept. 1443); Smidt, Aus Bremischen Familienpapieren (wie Anm. 5), S. 56 f. u. Nr. 14 S. 57.

gute Nacht«, schrieb Dietrich van Someren an den Bremer Gevatter Kurt Vorstenberch; Reinhardt Noiltgin dankte Hildebrand Veckinchusen für die Übersendung einer von ihm gewünschten, freilich etwas zu engen Mütze *van der selscap wegen* und versprach, sie sich zu verdienen.³³ Dies sind nur zwei Beispiele dafür, dass in einer Zeit, in der die symbolische Kommunikation noch eine ungleich wichtigere Rolle als heute spielte, das Grüßen, Schenken und Danken wichtige Komponenten zur Bekräftigung gegenseitiger Wertschätzung und auch zur Sicherung des Wohlverhaltens waren.³⁴ Das galt für gleichrangige Partner wie für solche, zwischen denen es wie bei den genannten Bremern eine gewisse Hierarchie gab. Selbstverständlich drückte sich diese aber im Umgang miteinander und in der Anrede aus. So kommuniziert Hinrich van Estel mit Cord Vorstenberch als *myn leve geselle* und wünscht ihm gute Nacht;³⁵ der Ton beider gegenüber dem Bremer Ratsherrn Hinrich van der Hude ist hingegen weitaus ehrerbietiger und förmlicher: *leve her Hynryck van der Hude*³⁶, *leve her wert*³⁷ und *syt Gode bevolen*³⁸. Cord war Hinrich auch finanziell verpflichtet, der ihm 40 Mk., teils in bar, teils über einen Schuldschein vorgestreckt hatte, die in die gemeinsame Gesellschaft fließen sollten.³⁹

Hier zeigen sich zugleich weitere, mit Vertrauen und wirtschaftlichem Erfolg verbundene Faktoren, nämlich die Bereitschaft zur Kreditgewährung einerseits,

33 Brem. UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 304 S. 303 ; Smidt, Aus Bremischen Familienpapieren (wie Anm. 5), Nr. 17 S. 73 f. (wohl 20. 01. 1445); Hildebrand Veckinchusen (wie Anm. 16), Nr. 137 S. 159; Nr. 540 S. 516; zum Kontext Schweichel, Kaufmännische Kontakte (wie Anm. 17). Zum Dank des Danziger Kommissionspartners Gerwin Marschede 1420 gegenüber Hildebrand Veckinchusen für Mütze und Hosen: Hildebrand Veckinchusen (wie Anm. 16), Nr. 451 S. 451; Walter Stark, Über Platz- und Kommissionshändlergewinne im Handel des 15. Jahrhunderts, in: Autonomie, Wirtschaft und Kultur der Hansestädte (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, 23; Hansische Studien, 6), Weimar 1984, S. 130-146, hier S. 142.

34 Für den höfisches Kontext u. allg. etwa Jan Hirschbiegel, Gabentausch als soziales System? Einige theoretische Überlegungen, in: Ulf Christian Ewert u. Stephan Selzer (Hrsg.), Ordnungsformen des Hofes: Ergebnisse eines Forschungskolloquiums der Studienstiftung des deutschen Volkes (Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Sonderh. 2), Kiel 1997, S. 44-55; Gadi Algazi, Valentin Groebner u. Bernd Jussen (Hrsg.), Negotiating the gift. Pre-modern figurations of exchange (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 188), Göttingen 2003; auch Valentin Groebner, Liebesgaben. Zu Geschenken, Freiwilligkeit und Abhängigkeit zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert, <www.hist.net/groebner/preprints/liebesgaben.pdf> Zugriff 21. 4. 2009.

35 Brem UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 83 S. 85 f.

36 Ebd., Nr. 58 S. 61.

37 Ebd., Nr. 71 S. 72; Nr. 84 S. 86; Nr. 107 S. 110; Nr. 118 S. 123. Cord leitete eine der »Kaufstuben« von Hinrich; Hill, Die Stadt (wie Anm. 5), S. 199.

38 Brem UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 71 S. 72, auch Nr. 58 S. 61; Nr. 84 S. 86, Nr. 107 S. 110; Nr. 118 S. 123 f. Cord bittet Hinrich, auch für ihn zu beten.

39 Ebd., Nr. 96 S. 99. Zum Verhältnis zwischen Hinrich van der Hude, Cord Vorstenberch und Hinrich van Estel vgl. Hill, Die Stadt (wie Anm. 5), S. 199.

die Erhaltung der Kreditwürdigkeit andererseits.⁴⁰ Damit zusammen hängt auch die Frage nach einem speziellen kaufmännischen Geist, der den Hansekaufleuten immer wieder unterstellt worden ist. Man hat von besonderer Seriosität, von Vorsicht und vom Maßhalten statt Gewinnmaximierung gesprochen. Es handelt es sich hier zwar um Stereotype, die genauso für andere Kaufleute gelten. Von einem Verzicht auf Gewinnstreben, von Kreditfeindlichkeit oder gar einem konservativen Geist, wie es die ältere Forschung behauptet hat, kann bei den Hansekaufleuten jedenfalls keine Rede sein.⁴¹ Dennoch: Zu Akzeptanz und Vertrauen gehörte entscheidend die Zuverlässigkeit und damit auch der Verzicht auf allzu abenteuerliche Spekulationen – mehrfach ermahnte der vorsichtigerer Sivert Veckinchusen in dieser Hinsicht seinen etwas risikobereiteren Bruder.⁴² In einer Handelsgesellschaft Gleichberechtigter, die funktionieren sollte, kam es erst recht darauf an, dass keines ihrer Mitglieder in den Augen der Partner allzu gewagte Geschäfte unternahm. Dies mag in der Tat den Unternehmungsgeist und die Risikobereitschaft etwas gebremst haben.

Wichtig war vor allem, dass man sein Verhalten vor dem anderen rechtfertigen musste, wenn man in unregelmäßigen Abständen miteinander abrechnete. Vor diesem Hintergrund gewann die Buchführung über eingehende und ausgehende Waren, einschließlich der Unkosten wie Zölle, Maklergebühren, Löhne für das örtliche Transportgewerbe u. a. an Bedeutung.⁴³ So schrieb denn Sivert Veckinchusen aus Köln 1412 an seinen Bruder Hildebrand in

40 Dazu auch bereits Franz Irsigler, Kaufmannsmentalität im Mittelalter, in: Cord Meckseper u. Elisabeth Schraut (Hrsg.), *Mentalität und Alltag im Spätmittelalter* (Kleine Vandenhoeck-Reihe, 1551), Göttingen 1985, S. 67 f.; Thorsten Afflerbach, *Der berufliche Alltag eines spätmittelalterlichen Hansekaufmanns. Betrachtungen zur Abwicklung von Handelsgeschäften* (Kieler Werkstücke, 7), Frankfurt/M. u. a. 1993, S. 191 f.; Walter Stark, *Über Handelstechniken auf dem Brügger Markt um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert*, in: *Hansekaufleute in Brügge* (wie Anm. 15), S. 97-107, hier S. 102 f. (mit Hinweis auf eine laxen Zahlungsmoral).

41 Vgl. Rudolf Holbach, *Stereotypen in der Hansegeschichtsschreibung*, in: Hans-Henning Hahn u. Elena Mannová (Hrsg.), *Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung* (Mitteleuropa-Osteuropa, 9), Frankfurt a. M. u. a. 2007, S. 293-318, hier bes. S. 301, 307 f.; zu den Kreditpraktiken im Hanseraum knapp: Michael North, *Die Hanse und das europäische Zahlungssystem: Kreditpraktiken im internationalen Vergleich*, in: *Vergleichende Ansätze* (wie Anm. 15), S. 145-151.

42 Franz Irsigler, *Hansekaufleute. Die Lübecker Veckinchusen und die Kölner Rinck*, in: *Hanse in Europa, Brücke zwischen den Märkten. 12.-17. Jahrhundert. Ausstellung des Kölnischen Stadtmuseums 9. Juni – 9. September 1973*, Köln 1973, S. 301-327, hier S. 307; ders., *Alltag* (wie Anm. 13), S. 218 f.; Noodt, *Ehe* (wie Anm. 23), S. 63. Von einer von »labour ethos, confidence and honesty« geprägten Mentalität des Hansekaufmanns auch in der frühen Neuzeit geht aus Maria Bogucka, *The Hanseatic mentality of Danzig's merchants (16th-18th centuries)*, in: Roman Czaja (Hrsg.), *Das Bild und die Wahrnehmung der Stadt und der städtischen Gesellschaft im Hanseraum im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Toruń 2004, S. 163-172, bes. S. 172.

43 Cordes, *Gesellschaftshandel* (wie Anm. 2), S. 311.

Brügge, dass er doch sehr an einer baldigen Endabrechnung interessiert sei, »so müsstest Du mir doch alle Dinge schriftlich geben und ich Dir wiederum ebenso, das müsste jeder doch korrigieren und überprüfen«, fügte aber hinzu: »Wir wollen, so Gott will, wohl einig werden, wo ich Unrecht hätte, will ich gerne etwas ablassen«. ⁴⁴

Allerdings begnügte man sich damals im Hanseraum bekanntlich noch mit einer relativ einfachen Buchführung, so dass Werner Sombart, einer der führenden Wirtschaftswissenschaftler und Historiker im beginnenden 20. Jh., von einer »ungeordneten Notierung der Beträge ihrer Ein- und Verkäufe« sprach, »wie sie heute jeder Krämer in der kleinen Provinzstadt vorzunehmen pflegt« und einen »mangelnden kalkulatorischen Sinn« konstatierte. ⁴⁵ »Anno domini 1357 vor Martini, da verkaufte ich Albrecht Woltwogel 5 Brüggesche Laken, das Laken jeweils für 17 1/2 Mk., zu bezahlen am nächsten St. Michaels Tag, und 1 Laken von Poperinge für 5 1/2 Mk.«, diese Eintragung genügte einem Johann Wittenborg, um einen ausstehenden Betrag festzuhalten, der erst nach mehr als einem Dreivierteljahr beglichen werden sollte. ⁴⁶ Aber man darf deshalb die Hansekaufleute nicht mit dem Etikett der Rückständigkeit, gar mangelnder Gewinnerorientierung belegen, denn diese Buchführung reichte für ihre Belange völlig aus. ⁴⁷

VI.

Für das Funktionieren des Netzwerks sowie als Schlüssel zum Erfolg – nicht zuletzt als vertrauensbildende und -erhaltende Maßnahme – waren neben dem eigenen Einsatz für das Wohl der ganzen Gesellschaft ebenso das Einholen von Informationen und die regelmäßige geschäftliche Kommunikation ⁴⁸ entscheidend. Miteinander verbundene Kaufleute mussten sich, um unliebsame Überraschungen zu vermeiden, ständig selbst und auch einander darüber in Kenntnis setzen, wie die Geschäfte liefen, wie das Preisgefüge war,

44 Hildebrand Veckinchusen (wie Anm. 16), Nr. 81 S. 99 f. (Übers. R. H.).

45 Werner Sombart, *Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen*, München-Leipzig 1923, S. 18 f.

46 Carl Mollwo (Hrsg.), *Das Handlungsbuch von Hermann und Johann Wittenborg*, Leipzig 1901, S. 40 (Übers. R. H.).

47 Walter Stark, *Über Techniken und Organisationsformen des hansischen Handels im Spätmittelalter*, in: Stuart Jenks u. Michael North (Hrsg.), *Der hansische Sonderweg? Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Hanse (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F., 39)*, Köln-Weimar-Wien 1993, S. 191-201, hier bes. S. 201 u. weitere Veröff. von Stark, z.B.: *Über Handelstechniken* (wie Anm. 40), S. 105-107; Cordes, *Gesellschaftshandel* (wie Anm. 2), S. 202 f.

48 Zum Forschungsfeld allg. für die Hansegeschichte Volker Henn, *Innerhansische Kommunikations- und Raumstrukturen. Umriss einer neuen Forschungsaufgabe?*, in: ders., *Aus rheinischer, westfälischer und hansischer Geschichte*, hrsg. v. Franz Irsigler, Helga Irsigler u. Rolf Häfele, Trier 2009, S. 233-244; konkret zum Botenwesen Heinz-Dieter Heimann, *Verwaltung, Kommunikation, Dienstleistungskosten*, in: Matthias Puhle (Hrsg.), *Hanse – Städte – Bünde. Die sächsischen Städte zwischen Elbe und Weser um 1500*, Bd. 1 (Magdeburger Museumsschriften, 4), Magdeburg 1996, S. 163-172.

mit welchen Waren es warum Probleme gab und welche gut liefen. Reynalt Hodde tut das in seinem Brief, indem er Preise für Schiffslasten nennt, so für Steine zwischen 80 und 100 Mk.; guter Flachs kostete angeblich um 36 oder 40 Mk., Asche 6 Mk. Gerade Flachs und Pottasche, die man für Glas, Seife, Textilien, Lederwaren und für andere Zwecke brauchte, sind typische Produkte, die über Königsberg ausgeführt wurden, daneben Holz, Wachs, Talg, Leder und Garn.⁴⁹ Bei den Steinen, die über Riga geliefert werden sollten, dürfte es sich kaum um Bernstein gehandelt haben, sondern tatsächlich um Baumaterial; Fliesen und Kalksteine gingen so auch aus Reval nach Westen.⁵⁰ Der Brief des Reynalt Hodde zeigt uns aber weiter, dass die Hansekaufleute auf eine wechselnde Wirtschaftslage offenbar sehr flexibel reagierten und im Sinne der Gewinnmaximierung ihr Geld immer wieder in jene Waren investierten, die zur Zeit an den Plätzen, an denen sie sie anbieten konnten, nachgefragt waren. Umgekehrt suchten sie sich verständlicherweise am jeweiligen Ort Produkte zu sichern, die sie günstig erhalten, aber über ihre Partner anderenorts gut absetzen konnten. In unserem Falle scheint der Verfasser des Briefs jedenfalls fest davon überzeugt zu sein, dass er in Königsberg derzeit mit Salz gute Geschäfte machen könnte, und hat schon mehrfach zu agieren gesucht, um entsprechende Lieferungen zu erhalten. Dabei dürfte es um das sog. Baiensalz von der Biscaya gehen, das damals bis weit in den Osten verschifft wurde.⁵¹

Welche Probleme es aber mit dem Absatz bestimmter Produkte gab, wie man sie analysierte und darauf reagierte, zeigen sehr schön andere Briefe. So teilte am 4. Juni 1458 der Hansekaufmann Hinrik Mey aus Riga an Albert Bischof in Lübeck mit: »Die Laken gehen nicht, die Russen wollen überhaupt keine Laken haben, besonders nach flämischen Laken fragen sie derzeit nicht viel; das macht das gute Angebot an englischen Laken.«⁵² Wenig später schrieb ein anderer rigischer Kaufmann, Hans Benk, an Hans Kastorp in Lübeck: »Ypersche Laken will der Russe nicht haben«, fügte aber im Sinne einer entsprechenden Lieferung hinzu, etwas besser verkäuflich seien solche aus dem kleinen Nachbarort Yperns, nämlich aus Poperinge, bzw. aus England.⁵³ Um wirtschaftliche

49 Dieter Heckmann, Königsberg und sein Hinterland im Spätmittelalter, in: Zenon Hubert Nowak u. Janusz Tandecki (Hrsg.), Die preußischen Hansestädte und ihre Stellung im Nord- und Ostseeraum des Mittelalters, Toruń 1998, S. 79-89, hier S. 87. Zum Schiffspfund Thomas Wolf, Tragfähigkeiten, Ladungen und Maße im Schiffsverkehr der Hanse, vornehmlich im Spiegel Revaler Quellen (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, 31), Köln-Wien 1986, S. 44 (Bruttoschiffspfund in der Königsberger Großschäfferei ca. 155 kg).

50 Jürgen Sarnowsky, Die Entwicklung des Handels der preußischen Hansestädte im 15. Jahrhundert, in: Die preußischen Hansestädte (wie Anm. 49), S. 51-78, hier S. 58.

51 Ebd., S. 61.

52 Stein, Handelsbriefe (wie Anm. 1), hier Nr. 10 S. 90 f., auch Nr. 2 S. 75, Nr. 16 S. 101, Nr. 17 S. 104; Hansisches Urkundenbuch, Bd. 8, Nr. 715 S. 451.

53 Stein, Handelsbriefe (wie Anm. 1), Nr. 18 S. 106. Kurz zuvor schien man noch andere Hoffnungen zu haben. Jedenfalls forderte Evert Vrye Arnt Molderpass in Lübeck auf, ihm breite Poperinger oder Ypersche Laken zu schicken; Nr. 1 S. 73.

Verluste zu vermeiden, musste man sich gerade damals auf die veränderte Wettbewerbssituation mit dem verstärkten Auftreten von Konkurrenten einstellen, zum anderen auf veränderte Wünsche der Kunden reagieren, die um die Mitte des 15. Jhs. im Osten billigere niederländische Tuchsorten bevorzugten. Demgemäß bemerkte der Rigaer Andreas van Retem etwa zur selben Zeit, dass er Naardener Tuch lieber nähme als *Aleborgeschen herynk*.⁵⁴ Solche Mitteilungen waren für die Partner und für den Erfolg ihrer Kooperation bzw. einer Handelsgesellschaft insofern enorm wichtig, als sie die rechte Kauf- und Verkaufsentscheidung vorbereiten konnten. So ermahnte denn auch Sivert Veckinchusen seinen Bruder, ihren »Agenten« Peter Karbow in Italien mit allen Läufern, die von Brügge nach Venedig gingen, über sämtliche Waren und Neuigkeiten in Kenntnis zu setzen.⁵⁵

Die Kommunikation über große Entfernungen gestaltete sich indessen teilweise schwierig und war keineswegs sicher: Kurt Vorstenberch musste z.B. 1443 aus Norwegen dem Hinrich von der Hude nach Bremen mitteilen, dass der Brief, in dem er *alle tiding(he)*, alle Zeitung, mitgeteilt habe, nicht ankommen könne, weil der Bote schon in 14 Meilen von Bergen entfernt durch Bauern überfallen worden sei.⁵⁶ Reynalt Hodde in Königsberg weiß nicht, ob die gekaufte Ware im Wert von 12 Gulden im ca. 380 km entfernten Riga angekommen ist, nimmt aber an, von dem in Bälde erwarteten Bruder Näheres darüber zu erfahren. Er hat schon mehrfach an seinen Partner im immerhin etwa 885 km entfernten Lübeck geschrieben, ist aber auch hier ungewiss, ob dieser das bestellte Salz verschifft hat oder nicht und hofft ebenfalls auf Nachrichten über seinen Bruder.

Zwar konnte man sich bei der Übermittlung von Botschaften durchaus auch des professionellen städtischen Botenwesens bedienen. Es zeigt sich aber am Beispiel von Hodde mit der Erwähnung der zwei nach Riga gekommenen Personen, dass die z.T. ja vertraulichen Nachrichten sehr stark über Verwandte und Bekannte weitergegeben wurden. Die Laufzeiten von solchen kaufmännischen Briefen im Hanseraum, soweit sie sich aus vorhandenen Korrespondenzen ermitteln lassen, schwankten je nach Jahreszeit und sonstigen Bedingungen jedoch erheblich. So dauerte die Übermittlung von Nachrichten von Riga nach Brügge 39 bis 74 Tage, zwischen Lübeck und Brügge 11–24 Tage. Dabei geht es aber wohl kaum um hochspekulative Warengeschäfte, bei denen kleine Informationssprünge vor der Konkurrenz für Erfolg oder Misserfolg entscheidend sein konnten.⁵⁷

54 Ebd., Nr. 9 S. 88.

55 Hildebrand Veckinchusen (wie Anm. 16), Nr. 29 S. 37.

56 Brem. UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 71 S. 72 f. Zur Aufforderung des Dietrich van Someren an Cord Vorstenberch 1445, alle *tydinghe* über den Überbringer eines Briefes zu vermitteln, Nr. 304 S. 302 f.

57 Zu den Laufzeiten Margot Lindemann, Nachrichtenübermittlung durch Kaufmannsbriefe. Brief-»Zeitungen« in der Korrespondenz Hildebrand Veckinchusens (1398–1428) (Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung, 26), München-New York 1978, S. 17. Walter Stark gibt insgesamt zu bedenken, »daß man sich im Mittelalter in seinen Geschäften viel mehr Zeit ließ als in der Gegenwart«

VII.

Auf den Hansehandel hat man noch eine andere wirtschaftswissenschaftliche Theorie angewandt, nämlich die der Transaktionskosten. Dabei geht es um spezielle Aufwendungen, die beim Tausch von Gütern anfallen: Unterschieden werden Such-, Informations-, Mess-, Vertrags- und Überwachungskosten. Gelingt es durch das Entwickeln von Instrumentarien sie zu senken, gewinnt man Vorteile vor der Konkurrenz. Dies wird – von Stuart Jenks u. a. – auch bei der Hanse und bei den Netzwerken ihrer Kaufleute zugrunde gelegt.⁵⁸ Über die Such- und Informationskosten wurde in anderem Zusammenhang bereits gesprochen. Denn die Zugehörigkeit zur Hanse erleichterte das Finden seriöser Handelspartner – hier kommt wieder das Vertrauen ins Spiel – und das Netzwerk den Erhalt von Informationen. Jedoch leistete die Hanse auch einen Beitrag dazu, die weiteren genannten Transaktionskosten zu reduzieren.

Ein entscheidender Punkt für das Funktionieren ihrer Kooperation miteinander und den wirtschaftlichen Erfolg war die begründete Erwartung der Hansekaufleute, dass alle bestellten bzw. abzusetzenden Waren qualitativ dem geforderten Standard entsprachen oder zumindest, dass man für mangelhafte Ware Ersatz erhielt und kein wirtschaftlicher Schaden durch Fehlverhalten eines einzelnen Beteiligten entstand. Hierfür suchte man auf verschiedene Weise zumindest Vorsorge zu treffen – neben einer Kultur des Vertrauens gab es daher auch eine solche der Kontrolle. Zum einen trugen Verträge mit den Produzenten – z.B. mit den Tuchherstellern in Nordwesteuropa – bzw. mit Herrschaftsträgern zu einer Standardisierung von Waren bzw. Sanktionierung von Missbräuchen bei. Zum anderen ermöglichte die Kanalisierung und Koordination des Handels durch eine enge Bindung an die Kontore eine weitreichende Qualitätssicherung mit geprüften Maßen und Gewichten sowie entsprechend geschulten Personen. Schließlich ergaben sich für Geschädigte beim deutschen Kaufmann dort bzw. auf den Regional- oder Hansetagen Möglichkeiten zur Reklamation und Durchsetzung von Ansprüchen.⁵⁹

Am Beispiel des Tuchhandels über Brügge lässt sich freilich sehr gut verfolgen, dass dieses System der Kanalisierung des Handels und der Kontrolle von Waren nur zeitweise und begrenzt funktionierte und auch seine Probleme mit sich brachte. Brügge erfüllte längere Zeit durchaus die Funktion als ein

und vor dem Entschluss alles genau erwog und prüfte. »Da spielte es kaum eine Rolle, ob die Konkurrenz eine Nachricht einige Tage früher erhalten hatte«; Stark, Über Handelstechniken (wie Anm. 40), S. 105.

58 Stephan Selzer u. Ulf Christian Ewert, Die Neue Institutionenökonomik als Herausforderung an die Hanseforschung, in: Hans. GBll. 123, 2005, S. 7-29; Stuart Jenks, Transaktionskostentheorie und die mittelalterliche Hanse, ebd., S. 31-42.

59 Dazu etwa Rudolf Holbach, Brügge, die Hanse und der Handel mit Tuch, in: Hansekaufleute in Brügge (wie Anm. 15), S. 183-203; ders., Cloth production, Hanseatic cloth trade and trade policy, in: Hanno Brand (Hrsg.), The German Hanse in past and present Europe. A medieval League as a model for modern interregional cooperation?, Groningen 2007, S. 71-93 u. 269-275, hier S. 79-86.

»commercial gateway« und »node«, als ein Eingangstor für den Handel mit bestimmten Produkten, eben den nordwesteuropäischen Tuchen, als der wichtigste Knotenpunkt in einem komplexen städtischen Netzwerksystem sowie eben auch als Kontrollstelle und als Umsetzungsinstanz von hansischen Beschlüssen.⁶⁰ Die Wettbewerbsbedingungen in Produktion wie Handel verschärften sich aber durch das Auftreten neuer Anbieter in kleineren nordwesteuropäischen Orten und speziell der Holländer und Engländer, so dass der Markt vielfältiger und unübersichtlicher wurde. Vor einem solchen Hintergrund aber wurden im späten Mittelalter unter Beteiligung von Produzenten wie auch einzelnen hansischen Kaufleuten verstärkt Versuche unternommen, die Bindung an das Kontor und an die dortigen Kontrollen zu unterlaufen, durch einen Direktvertrieb ohne Umweg über Brügge den Transportaufwand zu reduzieren und die dortigen Messkosten ganz zu sparen. Einzelne Bestrebungen gingen soweit, die Kunden zu täuschen, indem man Tuchsiegel fälschte bzw. imitierte und Produkte auf den Markt brachte, die sich an bekannte Marken anlehnten.⁶¹ Erleichtert wurden solche Praktiken durch die erwähnte Vielzahl an Anbietern und die außerordentliche, z.T. für die Kunden wohl verwirrende Sortenvielfalt. Die so wichtige Vertrauensbasis zwischen Produzenten, Händlern und Abnehmern wurde hierdurch mehrfach erschüttert.

Die Vermeidung von Betrug und der Erhalt einer einwandfreien Qualität an flämischen und sonstigen Tuchen lässt sich nach den Rezessen im 14. und 15. Jh. demgemäß als ein besonderes Anliegen der Hanse bei ihren Zusammenkünften feststellen. So finden sich Aufforderungen, die Textilien zu falten, wie es dem jeweiligen Produktionsort entsprach, so gab es Beschwerden von Abnehmern und Zwischenhändlern wegen der Herstellung zu kurzer Tuche, so forderte man Versprechungen der Tuchmacher zur Einhaltung der Maße. Ebenso schrieb man 1375 und später den deutschen Kaufleuten vor, das Erzeugnis vor Erhalt jeweils auf die richtige Länge messen zu lassen und verbot Lieferungskäufe ohne Besichtigung der Ware.⁶² Angesichts der vielen verstreuten Standorte einer kaum noch wirksam zu kontrollierenden nordwesteuropäischen Textilproduktion und der Veränderungen im Wettbewerb gestalteten sich im 15. Jh. die Bemühungen aber immer schwieriger, den Handel mit Tuchen an Brügge zu binden.⁶³ Die flandrisch-hansischen Versuche, dem

60 Dazu auch verschiedene Beiträge in: Peter Stabel, Bruno Blondé u. Anke Greve (Hrsg.), *International trade in the Low Countries (14th–16th centuries). Merchants, organisation, infrastructure*, Leuven-Apeldoorn 2000.

61 Holbach, Brügge (wie Anm. 59), S. 195-197. Zum Unterlaufen Brügges bereits Klaus Friedland, *Hansische Handelspolitik und hansisches Wirtschaftssystem im 14. und 15. Jahrhundert*, in: ders. (Bearb.), *Frühformen englisch-deutscher Partnerschaft. Referate und Diskussionen des hansischen Symposions im Jahre der 500. Wiederkehr des Friedens von Utrecht in London vom 9. bis 11. September 1974 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F., 23)*, Köln-Wien 1976, S. 87-97, hier S. 96.

62 Holbach, Brügge (wie Anm. 59), S. 194 f.

63 Ebd., S. 197-201.

zunehmenden Bedeutungsverlust des Kontor- und Stapelortes entgegenzuwirken und eigene Forderungen durch Kampfmaßnahmen durchzusetzen, scheiterten nicht zuletzt aber auch durch Uneinigkeiten innerhalb der Hanse und bei den Hansekaufleuten selbst, bei denen die Interessenlage je nach Handelsbeziehungen und politischer Orientierung differierte und einzelne Mitglieder immer wieder gemeinsam getroffene Vereinbarungen unterliefen.

VIII.

Damit ist zugleich auf einen letzten wichtigen Bereich im Zusammenhang mit dem Erfolg oder Misserfolg des hansischen Netzwerksystems Bezug genommen, nämlich im Zusammenhang mit der Transaktionskostentheorie auf die Frage von Vereinbarungskosten sowie Durchsetzungskosten,⁶⁴ konkret auf die Sicherung von Rechten, ein ausgewogenes Verhältnis von Solidarität und Egoismus sowie die schon erwähnten Konfliktvermeidungs-, -austragung und -lösungsmechanismen.

Ein wichtiger Konkurrenzvorteil hansischer Kaufleute wird seit jeher im Erhalt und der Sicherung von Vergünstigungen und Vorrechten durch Herrschaftsträger gesehen; Rolf Sprandel hat sogar von einem »Privilegienpanzer« der Hanse gesprochen.⁶⁵ Auch die Bremer Händler partizipierten daran, etwa in England, wo im 13. Jh. speziell Arnold Fitz Thedmar, Sohn eines Bremers und einer Kölnerin, als Alderman die Interessen der *mercatores Alemannie* vertrat.⁶⁶ Der Erfolg der Hansekaufleute war aber nur dadurch und solange möglich, wie sie ohne nennenswerte Konkurrenz spezielle, nachgefragte bzw. unbedingt notwendige Waren anzubieten hatten und durch Solidarität und Kartellverhalten günstige Bedingungen erzwingen konnten. Vor allem auch in diesem Zusammenhang war die enge Bindung an die Kontore wichtig, an denen man diverse Produkte anbieten wie erwerben konnte und wo man zugleich besondere Zugeständnisse erhielt. Gerade durch den Zwang, den Handel und vor allem bestimmte Versorgungsgüter ausschließlich über diese Plätze laufen zu lassen, war es möglich, die Wirksamkeit etwaiger Kampfmaßnahmen bei Gefährdung der eigenen Position zu erhöhen und den Warenverkehr zu kontrollieren, vor allem dann, wenn man zum Boykott aufrief oder die Verlegung an einen Platz in einem anderen Herrschaftsgebiet vornahm.⁶⁷ Im Zusammenhang damit hat man den Kontoren auch die Funktion einer Interessenvertretung der Hansekaufleute gegen Ausbeutungsmechanismen lokaler Herrschaftsträger zuerkannt, indem sie gegenüber diesen einen multilateralen Reputationsmechanismus entwickelt hätten. Gemeint ist damit, dass jeder Herrschaftsträger bei einer Privilegienverletzung gemeinschaftliche Sanktionen der im Netzwerk vereinigten Kaufleute befürchten

64 Jenks, Transaktionskostentheorie (wie Anm. 58), S. 35 - 40.

65 Sprandel, Konkurrenzfähigkeit (wie Anm. 11), S. 21.

66 Natalie Fryde, Arnold Fitz Thedmar und die Entstehung der Großen Deutschen Hanse, in: Hans. GBll. 107, 1989, S. 27- 42.

67 Dietrich W. Poeck, Kontorverlegung als Mittel hansischer Diplomatie, in: Hansekaufleute in Brügge (wie Anm. 15), S. 33 - 53.

musste.⁶⁸ Genau dieses System funktionierte aber auf Dauer nicht in genügendem Maße; die Vielzahl an spätmittelalterlichen Konflikten und die heterogene Interessenlage innerhalb der aus zu vielen Mitgliedern bestehenden Hanse erwiesen sich als gravierende Probleme. Obwohl man Mechanismen zur Stärkung der Solidarität zu entwickeln suchte und auch über rechtliche Regelungen die Risiken im Handel zu mindern suchte,⁶⁹ blieben die aus Fehlverhalten und Konflikten resultierenden sowie weitere menschlich verursachte Unsicherheiten des Handels neben den naturbedingten ein ständiger Anlass zur Sorge. Die Angst vor Verlusten wird aus unserem zitierten Schreiben ebenfalls deutlich, wenn davon die Rede ist, dass die Danziger das Schiff gekapert und den darauf befindlichen Gesellen gefangen genommen hätten.⁷⁰

Für den Raub von Schiffen sowie Ladung und die Gefangennahme von Bürgern finden sich so auch für Bremen etliche Beispiele. U. a. ist aus dem beginnenden 15. Jh. ein Verzeichnis über Schäden erhalten, die Bremer Kaufleute und Schiffer von den Engländern erlitten hatten. Wir erfahren, dass am Johannestag 1402 dem Rotermund und seiner Gesellschaft eine Kogge in Schottland genommen worden war; im Jahre 1416 ist dagegen davon die Rede, dass Bremer Kaufleute in Schottland gefangen gehalten würden bzw. sich hätten ins Kirchenasyl flüchten müssen und ihre Waren beschlagnahmt worden waren.⁷¹ In einer Anzahl solcher Fälle ließ sich das nicht durch die Betroffenen allein regeln, sondern war die Solidarität anderer Kaufleute und auch der Hanse als Ganzer gefragt und wurde z.T. auf Hansetagen eingefordert. Sie wurde freilich in unterschiedlichem Maße und nicht von allen geübt, wobei die Gründe unterschiedlicher Natur waren, mit andersartigen wirtschaftlichen Interessen, mit besonderen Beziehungen zur anderen Konfliktpartei, Rücksichtnahmen auf benachbarte mächtige Herrschaftsträger oder anderweitigen Verpflichtungen zusammenhängen konnten. Im Jahre 1398 schützte so denn auch das selbst genügend beschäftigte Bremen gegenüber

68 Selzer u. Ewert, *Institutionenökonomik* (wie Anm. 58), S. 23 f.

69 Zum Umgang der Hanse mit dem Risiko Dick E. H. de Boer, *Looking for security. Merchant networks and risk reduction strategies*, in: *The German Hanse* (wie Anm. 59), S. 49 - 68. Zur Frage eines hansischen Rechts Albrecht Cordes, *Hansisches Recht. Begriff und Probleme*, in: ders. (Hrsg.), *Hansisches und hansestädtisches Recht* (Hansische Studien, 17), Trier 2008, S. 205 - 213; zur Problematik eines hansischen See- und Schiffsrechts Carsten Jahnke, *Hansisches und anderes Seerecht*, ebd., S. 41 - 67; konkret: ders. u. Antjekathrin Graßmann (Hrsg.), *Seerecht im Hanseraum des 15. Jahrhunderts. Edition und Kommentar zum Flandrischen Copiar Nr. 9* (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, 6), Lübeck 2003; Ulrich Weidinger, *Schiffs- und Seerecht im Bremer Stadtrecht*, in: Konrad Elmshäuser u. Adolf E. Hofmeister (Hrsg.), *700 Jahre Bremer Recht. 1303 - 2003* (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, 66), Bremen 2003, S. 112 - 134.

70 Hintergrund waren die Auseinandersetzungen in Preußen im Rahmen des sog. Dreizehnjährigen Krieges.

71 Die *Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256 - 1430*, 8 Bde. (Hanserecense, 1 - 8), Leipzig 1870 - 1897, Ndr. Hildesheim 1975, Bd. 6 Nr. 445 S. 351 (= HR); *Hansisches Urkundenbuch*, 11 Bde., Halle-Leipzig-München 1876 - 1939, Bd. 6, Nr. 102 S. 45 (= HUB).

der Hanse *menigerhande gebrek* vor, um nicht an Operationen im Sund teilnehmen zu müssen.⁷²

Schwierig war es für die Mitglieder der Hanse erst recht, wenn eigene Bürger als Täter involviert waren und sie oder die Stadt mit dem Vorwurf belegt wurden, gegen gemeinsame Interessen zu handeln. Hier konnte man sich auf besondere Zwänge beziehen, z.B. auf die Loyalität gegenüber einem Landesherren,⁷³ lassen sich z.T. aber auch recht plumpe Versuche erkennen, sich aus der Affäre zu ziehen. Als es z.B. 1398 um einen verbotenen Handel mit den Vitalienbrüdern ging, reagierte Bremen ausweichend und behauptete, dass man den Betreffenden nicht *vorvaren und utvraghen* könne.⁷⁴ Wenn die Bremer selbst bei verschiedenen Konflikten fremde Schiffe kaperten und den Konflikt mit anderen Hansestädten oder doch Erklärungsnotwendigkeiten diesen gegenüber zu befürchten hatten, versuchten sie verschiedentlich um Verständnis zu werben und die eigene Rechtsposition abzusichern. So bemühte man sich im Konflikt mit Gerd von Oldenburg und dem dänischen König, in dem man sich 1464 u. a. gegenüber Groningen rechtfertigen musste, etwaigen Vorwürfen und Haftungsansprüchen durch informierende Schreiben bei Lübeck oder Hamburg zuvorzukommen. Deren Kaufleute wurden jedenfalls vor einer Verladung von eigenem Gut auf feindlichen Schiffen oder von feindlichem Gut auf eigenen Schiffen gewarnt.⁷⁵ All dies zeigt die Kompliziertheit der wechselseitigen Beziehungen und die Brüchigkeit der Gemeinschaft, selbst wenn man in vielen Fällen darauf hoffen durfte, dass eine befreundete mit-hansische Stadt bei Schwierigkeiten eigener Bürger behilflich war.⁷⁶

Wenngleich ein Streben nach Solidarität sowie Konfliktvermeidungs-, -austragungs- und -lösungsmechanismen in der Hanse unverkennbar sind, blieben in einer losen Gemeinschaft die entsprechenden Instrumentarien in ihrer Wirksamkeit aber begrenzt,⁷⁷ fehlte angesichts der heterogenen Zusammen-

72 Zur Problematik Rudolf Holbach, Hanse und Seeraub. Wirtschaftliche Aspekte, in: Wilfried Ehbrecht (Hrsg.), Störtebeker – 600 Jahre nach seinem Tod (Hansische Studien, 15), Trier 2005, S. 131-151, hier S. 140 f.

73 Für die komplizierte Situation und Interessenlage der preußischen Hansestädte vgl. etwa Rudolf Holbach, Die preußischen Hansestädte und die Niederlande, in: Die preußischen Hansestädte (wie Anm. 49), S. 91-111.

74 Ebd., S. 150; HR 4 (wie Anm. 71), Nr. 465 S. 436 f. Zur Beraubung eines Hamburgers durch den angeblichen früheren Bremer Johann Hollemann im Kontext des Beitritts Bremen zur Hanse 1358 Herbert Schwarzwälder, Bremen als Hansestadt im Mittelalter, in: Hans. GBll. 112, 1994, S. 1-38, hier S. 12.

75 HUB 9 (wie Anm. 71), Nr. 69 S. 34, Nr. 75, S. 78 f., Nr. 81 S. 36 f. Für Groningen Nr. 63 S. 31, Nr. 94 S. 46. Für eine Warnung Bremens an die preußischen Städte bzw. ein Schreiben Kampens an Bremen betr. Schonung bestimmter Kaufleute 1442 Brem. UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 28 u. 32 S. 31-33 u. 36 f.

76 So wandte sich der Rat von Hildesheim 1443 an Bremen, weil zwei eigene Bürger auf dem Rückweg von Stade von Reitern überfallen und im Bremer Land gefangen gesetzt worden waren, und bat um Nachforschung und Vermittlung; Brem. UB 7 (wie Anm. 20), Nr. 70 S. 71 f.

77 Auf die Diskussionen um den Charakter der Hanse soll hier nicht eingegangen werden. Vgl. an neuerer Lit. u. a. Angelo Pichierri, Die Hanse – Staat der Städte. Ein ökonomisches und politisches Modell der Städtevernetzung (Stadt, Raum und

setzung oft das nötige Maß an Geschlossenheit und konnte damit auch der behauptete Reputationsmechanismus nur in eingeschränktem Maße funktionieren. Von daher mussten die Kaufleute durchaus mit Verlusten rechnen und ihr wirtschaftliches und politisches Verhalten, kurz- und langfristige Interessen, entschlossenes Vorgehen oder Rücksichtnahme als Alternativen immer wieder genau abwägen.

IX.

Wenn behauptet wurde, dass es den Hansekaufleuten im Unterschied zu ihren oberdeutschen Kollegen an Risikobereitschaft gemangelt habe, dass für sie der schmale Gewinn und solides Wirtschaften charakteristisch gewesen sei, kann auch dies als Stereotyp gewertet werden.⁷⁸ Angesichts der zuvor genannten Unsicherheiten im Handel war eine Verringerung von Risiken dennoch naheliegend, die sich allerdings genauso gut für andere »Kaufmannsnationen« fassen lässt. Zwar gab es auch in der Hanse etwas waghalsigere Kaufleute wie Hildebrand Veckinchusen, der dies dann mit einem Schuldturnaufenthalt in Brügge büßen musste.⁷⁹ Typisch ist aber dennoch die Streuung des Kapitals: Der Lübecker Hermann Mornewech war nach den Societatesregistern zwischen 1315 und 1335 so an nicht weniger als 22 Gesellschaften beteiligt.⁸⁰ Und auch im eingangs zitierten Schreiben erscheinen die Summen nicht allzu hoch; die Rede ist von Beträgen von 40 Mk. und von 12 Mk. Wie groß jedoch überhaupt das Einlagekapital in die Gesellschaft bei Hodde und Gilliges war, wissen wir nicht, zumal die genannten Personen in den Hanserezessen oder anderen hansischen Quellen nicht weiter in Erscheinung treten. Es könnte sich demnach um mittlere oder kleinere Geschäftsexistenzen gehandelt haben, womit sie durchaus typische Vertreter ihres Berufsstandes wären. Denn Handelshäuser wie die Kölner Rinck oder die in Lübeck und anderenorts ansässigen Veckinchusen mit ihren bis Venedig reichenden Aktivitäten stellen eben – dies ist mehrfach betont worden – nicht die Regel dar.⁸¹

Wie groß aber unter solchen Voraussetzungen und angesichts der unsicheren Verhältnisse zu Lande und zu Wasser die Gewinnerwartungen eines hansischen Kaufmanns überhaupt sein konnten, ist kaum zu berechnen. Gerade unser zitierter Brief zeigt, wie unterschiedlich die Erfolge im Handel waren:

Gesellschaft, 10), Opladen 2000; Ernst Pitz, Bürgereinung und Städteeinung. Studien zur Verfassungsgeschichte der Hansestädte und der deutschen Hanse (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F., 52), Köln-Weimar-Wien 2001; Thomas Behrmann, Über die Willensbildung in der »Megalopolis«. Die Hanse in der Deutung von Ernst Pitz, in: Hans. GBl. 120, 2002, S. 205-212; Hanno Brand, The weaknesses and strengths of the Hanseatic League in a modern perspective, in: The German Hanse (wie Anm. 59), S. 249-260, 296.

78 Irsigler, Erscheinungsbild (wie Anm. 19), S. 459-462.

79 Ders., Alltag (wie Anm. 13), S. 220-224.

80 Societates (wie Anm. 3), S. 1.

81 Irsigler, Erscheinungsbild (wie Anm. 19), S. 463, weist zu Recht darauf hin, dass wir wohl von ganz unterschiedlichen Kaufmannstypen auszugehen haben.

Kunde wy darane uns erholen, dat were gut, so schreibt Reynalt Hodde an seinen Partner wegen der Waren, die nach Riga kommen sollten. Er hofft also, dass deren Verkauf einen Gewinn bringt, der etwa den Verlust ausgleicht, der durch das Kapern des einen Schiffs entstanden ist. Insgesamt wird man wohl der Meinung zustimmen dürfen, dass in vielen Fällen angesichts etlicher Kosten und vieler Unwägbarkeiten allenfalls von einem Reingewinn zwischen 10% –20% oder noch darunter zwischen 5% und 10% auszugehen ist.⁸² Dabei war die Spanne von Ware zu Ware und Geschäft zu Geschäft sehr verschieden; für die Veckinchusen ist so für Pelzgeschäfte von Lübeck nach Köln und in den Frankfurter Raum aus den Handlungsbüchern nur ein magerer durchschnittlicher Gewinn von 3,3% erschlossen worden, während der Wachshandel in dieselbe Richtung immerhin mehr als 9% einbrachte.⁸³ Verschiedentlich mussten Waren sogar wiederum zum Selbstkostenpreis losgeschlagen werden, wie es dem Danziger Kaufmann Johann Piß 1449 mit einem größeren Posten von Wachs ging, immerhin in Höhe von 717 Mk.⁸⁴ Und es drohten immer wieder auch jene kräftigen Einbußen, von denen im zitierten Königsberger Brief die Rede ist.

X.

Mit Blick darauf war noch etwas anderes wichtig: nämlich der Bezug auf Gott. So Gott will, heißt es auch in unserem Brief. Man fühlte sich angesichts der großen Unsicherheiten im Leben, ob wirtschaftlicher Art oder der Gefahr für Leib und Leben, auf die ständige Hilfe von oben angewiesen und suchte ungeachtet des eigenen Sündenbewusstseins das Seelenheil zu sichern.⁸⁵ Das Verhältnis zwischen »dem Hier und Jetzt und einem göttlichen Wesen,

82 Vgl. etwa Henryk Samsonowicz, Untersuchungen über das Danziger Bürgerkapital in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, 8), Weimar 1969, S. 64 - 69; ders., Studien über Danziger Kaufmannskapital im 15. Jahrhundert, in: Gerhard Heitz u. Manfred Unger (Red.), Hansische Studien. Heinrich Sproemberg zum 70. Geburtstag (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, 8), Berlin 1961, S. 332 - 340; Pelus, Wolter von Hols- ten (wie Anm. 5), S. 73; Walter Stark, Untersuchungen zum Profit beim hansischen Handelskapital in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, 24), Weimar 1985, S. 138.

83 Ebd., S. 137.

84 Stark, Platz- und Kommissionshändlergewinne (wie Anm. 33), S. 138.

85 Dazu bereits Erich Maschke, Das Berufsbewusstsein des mittelalterlichen Fernhandelskaufmanns, in: ders., Städte und Menschen. Beiträge zur Geschichte der Stadt, der Wirtschaft und Gesellschaft 1959 – 1977 (VSWG Beih., 68), Wiesbaden 1980, S. 380 - 419, hier S. 403 - 413; Irsigler, Kaufmannsmentalität (wie Anm. 40), S. 53 - 61; Hartmut Freytag u. Hildegard Vogeler, Über das Sendungs- und Sündenbewusstsein des lübeckischen Kaufmanns, in: Antjekathrin Graßmann (Hrsg.), Der Kaufmann und der liebe Gott (Hansische Studien, 18), Trier 2009, S. 1 - 19. Für den Erwerb eines Ablasses durch Hinrich van der Hude Hermann Entholt (Hrsg.), Bremisches Urkundenbuch, Bd. 6, Bremen 1940 – 1943, Ndr. Osnabrück 1980, Nr. 125 S. 136.

zwischen Frömmigkeit und wirtschaftlicher Dynamik, zwischen Gewissen und Handelsgeist«⁸⁶ drückt sich gerade auch bei den hansischen Kaufleuten aus: in ihren Testamenten und Stiftungen, bei denen durchaus Rationalität zu erkennen ist,⁸⁷ in der für Integration und Netzwerk ebenfalls wichtigen Zugehörigkeit zu Bruderschaften sowie in religiösen Praktiken daheim wie in der Fremde.⁸⁸

Das Nebeneinander von tiefer Frömmigkeit und Rechenhaftigkeit⁸⁹, aber auch die Repräsentation durch religiöses und kulturelles Wirken in der Öffentlichkeit⁹⁰ sind zwar nicht nur ein Merkmal kaufmännischer Religiosität, sondern gelten in gleichem Maße für andere Gruppen.⁹¹ Werke der Frömmigkeit und eine Orientierung am christlichen Wertekanon hatten aber insofern für Gemeinschaften von Handeltreibenden in der Hanse eine existentielle Bedeutung, als neben der Sicherung des Seelenheils angesichts drohender Gefahren für sie die Darstellung eigener Integrität, die Erhaltung der Reputation und die Pflege verschiedener Netzwerke entscheidend zum Erfolg beitragen und über die Religion die Beziehungen zueinander in einen noch größeren Kontext von Vertrauen, gegenseitiger Unterstützung und Wirken für höhere Ziele gestellt werden konnten. Wenn Reynalt Hodde formulierte: »Hiermit seid Gott befohlen und auf lange Zeit gesund«, so steckt dahinter nicht nur das ständige Bewusstsein von der eigenen Vergänglichkeit und

86 Der Kaufmann (wie vor Anm.), Zitat aus der Einleitung von Antjekathrin Graßmann, S. VII-IX, hier S. IX.

87 Vgl. etwa Arnd Reitemeier, »...to den buwe gheve ik...«: Bedeutung und Attraktivität der Pfarrkirchen im späten Mittelalter, in: Der Kaufmann (wie Anm. 85), S. 59-88; Kerstin Dronske, Lübecker Testamente als Quelle zur Kulturgeschichte des Spätmittelalters, in: Horst Wernicke u. Nils Jörn (Hrsg.), Beiträge zur hansischen Kultur-, Verfassungs- und Schiffahrtsgeschichte (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, 31; Hansische Studien, 10), Weimar 1998, S. 61-66.

88 Dazu etwa Heinrich Dormeier, Religiöse Bruderschaften der »Oberschicht« in Lübeck im 15./16. Jahrhundert, in: Der Kaufmann (wie Anm. 85), S. 21-44; Antjekathrin Graßmann, Kirchliches Leben in den hansischen Niederlassungen des Auslandes, in: Der Kaufmann (wie Anm. 84), S. 113-130; auch bereits: Herman Leloux, Kirche und Caritas im Leben der Genossenschaft des Deutschen Kaufmanns zu Brügge, in: Hans. GBll. 91, 1973, S. 34-45. Für Geselligkeit in Form eines Gelages als Akt der Solidarität mit einem Verstorbenen Sprandel, Konkurrenzfähigkeit (wie Anm. 11), S. 37.

89 Maschke, Berufsbewusstsein (wie Anm. 85); jetzt auch Graßmann, Kirchliches Leben (wie Anm. 88), S. 113.

90 Vgl. in diesem Zusammenhang gerade auch die Forschungen von Wolfgang Schmid; stellvertretend: Kölner Hansekaufleute als Stifter und Mäzene, in: Hans. GBll. 113, 1995, S. 127-144. Für eine Wohltätigkeit von Kaufleuten zugunsten der Kölner Kartause Joachim Deeters, Dominus Tyrus de Walde Wippervordensis – ein großer Kaufmann und eine »kleine Stadt in der Hanse«, in: Hans. GBll. 125, 2007, S. 63-76, hier S. 68-72. Für die Repräsentation und Festlichkeiten etwa Dünnebeil, Vereinigungen (wie Anm. 29).

91 Für den Stiftsklerus z.B. Rudolf Holbach, Identitäten von Säkularkanonikern im Mittelalter, in: Stefan Kwiatkowski u. Janusz Małek (Hrsg.), Ständische und religiöse Identitäten in Mittelalter und früher Neuzeit, Toruń 1998, S. 19-41.

Gefährdung, sondern auch der Glaube daran, dass man durch Gebet und gute Wünsche füreinander wirken kann.⁹² *Syt Gode bevolen to allen tiden unde bedet over my alzo over juwen truwen knecht*, schrieb so denn auch 1443 Cord Vorstenberch an Hinrich van der Hude in Bremen⁹³. Nur mit Gottes Hilfe konnte der Handel gelingen: *In den namen uns heren moyte alle dinch sin*, leitete Hildebrand Veckinchusen daher Eintragungen in seinem Handlungsbuch ein.⁹⁴

92 Dazu bereits Irsigler, *Alltag* (wie Anm. 13), S. 212.

93 *Brem. UB 7* (wie Anm. 20), Nr. 183 S. 110.

94 *Die Handelsbücher* (wie Anm. 16), S. 255.

Die Neuenlander Straße als ehemalige Sackgasse

Bemerkungen zur frühneuzeitlichen Geschichte einer Hollersiedlung

Von Hans Hermann Meyer

*Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder
zum 90. Geburtstag gewidmet*

1. Das Neuenlander Straßengeld

Das gegenwärtige Tauziehen um den Bauabschnitt 2/2 der Stadtautobahn A 281 lenkt den Blick der Bremer Öffentlichkeit wieder einmal auf das östliche Ende der Neuenlander Straße und dessen unmittelbare Umgebung. Seit der Fertigstellung des Autobahnzubringers Arsten mit dem die Kattenturmer Heerstraße querenden 125 m langen Tunnel im September 1980 hat es hier keinen so grundlegenden Wandel der Verkehrsverhältnisse mehr gegeben wie denjenigen, der jetzt geplant ist. Aber so unglaublich es klingt: Beiden Umgestaltungen an Radikalität prinzipiell Vergleichbares hat dieses Fleckchen Erde in ferner Vergangenheit schon einmal erlebt. Das war vor über 400 Jahren.

Die Neuenlander Bauern wurden, so scheint es, bis 1811 regelmäßig recht handgreiflich an diese Veränderung erinnert, nämlich dadurch, dass sie dem Gohgräfen des Obervielands in jedem Jahr das »Straßengeld« entrichten mussten, eine Abgabe, von der alle anderen Obervieländer frei waren. Sie betrug für alle Pflichtigen zusammen 1 Reichstaler zu 72 Groten¹. Der Ausdruck »Straßengeld« oder seine niederdeutsche Entsprechung scheint um die Mitte der 1640er Jahre üblich geworden zu sein². Bis dahin steht in den gohgräflichen Administrationsrechnungen jedesmal nur, das Geld zahlten die »Newlander vor ihren weg«³, wobei einmal hinzugesetzt ist: »so dorch die Krempel geht«⁴.

Den Entstehungsgrund des Neuenlander Straßengeldes enthüllt eine Stelle im Diarium des obervieländischen Gohgräfen Johannes von Line vom 22. Juni 1624. Es heißt dort⁵:

- 1 Gohgräfliche Administrationsrechnungen des Obervielands für 1640/41 bis 1810/11 in Staatsarchiv Bremen (künftig: StAB) 2 - P.1. u.2. b.9.-86. und StAB 2 - Q.4.A.3. a. 2. a.-g. Bis 1669 lautete der Betrag auf 2 Bremer Mark 8 Grote, was ebenfalls auf 72 Grote hinauskommt.
- 2 »Nyen lander straten gelt« steht erstmals in der gohgräflichen Administrationsrechnung des Obervielands für 1645 in StAB 2 - Q.4.A.3. a.2. a.
- 3 Gohgräfliche Administrationsrechnungen des Obervielands für 1640/1641 und 1644 in StAB 2 - P.1. u.2. b.9. (S. 202) bzw. 14. (S. 424).
- 4 Gohgräfliche Administrationsrechnung des Obervielands für 1642/43 in StAB 2 - P.1. u.2. b.12. (S. 246).
- 5 Diarium des Gohgräfen Johannes von Line, Entwurf, in StAB 2 - Q.4.A.3. a.

»Den 22. Junii habe ich einem Erb. Rhade das erstemall von der Gograffschafft rechnung gethaen, welche rechnung alle jahr vmb Johannis abgelegt wirdt. Vndt wirdt in diese rechnung alß entfang gesetzett

[...]

III. Das weggeldt welches die Nienlander jürlich vmb dieselbe Zeitt [d. i. um Weihnachten] zu erlegen pflegen, dieser vrsachen halben, das H. Dierk Dickhoff Selig da er Gogreve gewesen ihnen vergönnet die Nienlander straßen, so ohngefehr bey Windeler Lampen hause sich geendigt, ferner durch die Krempel herauß biß an die Huckelriede auffzuschießen.

[...]«

Huckelriede war bekanntlich der alte Name für die 1564 gepflasterte Straße, die längs des Ostrand des Neuenlander Feldmark zum Kattenturm führte⁶. Ihr entspricht heute auf der Strecke von der Neuenlander Straße bis zum Ochtumübergang die Kattenturmer Heerstraße. Der von Johannes von Line als sein Vorgänger erwähnte Diedrich Dieckhoff⁷ hatte das Amt eines Gohgräfen des Obervielands vom 13. September 1600 bis zum 10. November 1603 bekleidet⁸. Bis in diese seine dreijährige Amtszeit hinein war also die Neuenlander Straße eine Sackgasse gewesen. Die Neuenlander Bauern hatten, wenn sie sich zu Fuß, zu Pferd oder Wagen etwa nach Arsten oder zum Kattenesch begeben wollten, den Kirchweg und den (Buntentor-)Steinweg benutzen müssen.

Was aber ist in der Quelle von 1624 unter »die Krempel« zu verstehen? Johannes von Line gibt darüber in demselben Dokument Auskunft. Er schreibt: »Es gehörett [...] zu der Hukelride noch viele länderey welche an beeden seiten derselben liggt, vndt vor vielen vndencklichen jahren dazu geordnet ist, damitt man allezeit erden zu verbeßerung oder erhöhung bey der handt haben möchte.« Auf einem Teil dieser Länderei, beim Kattenesch, befand sich die Hausstätte des Dammvogts⁹. Alles übrige aber, »die Krempele, hogewall, oder landtwehr genandt«, wurde vom Bremer Rat verpachtet¹⁰. Die Einnahmen aus diesen Verpachtungen sind in den jährlichen Administrationsrechnungen der obervieländischen Gohgräfen bis 1811 verzeichnet. Dort fällt von den drei genannten Ausdrücken stets nur der erste, anfangs in der Form »Krempel(e)«, bald auch als »Krumpel(e)«¹¹. Letzteres wurde »Krümpel(e)« ausgesprochen¹²,

6 Näheres: Hans Hermann Meyer, Die Vier Gohe um Bremen, Hamburg 1977, 1, S. 77.

7 Ich wähle die von Ludwig Beutin, Ein Stalherr der Tuchhändlergilde zu Bremen, Ratsherr Diedrich Dieckhoff (1560–1624), Bremen 1933, benutzte Schreibweise des Namens.

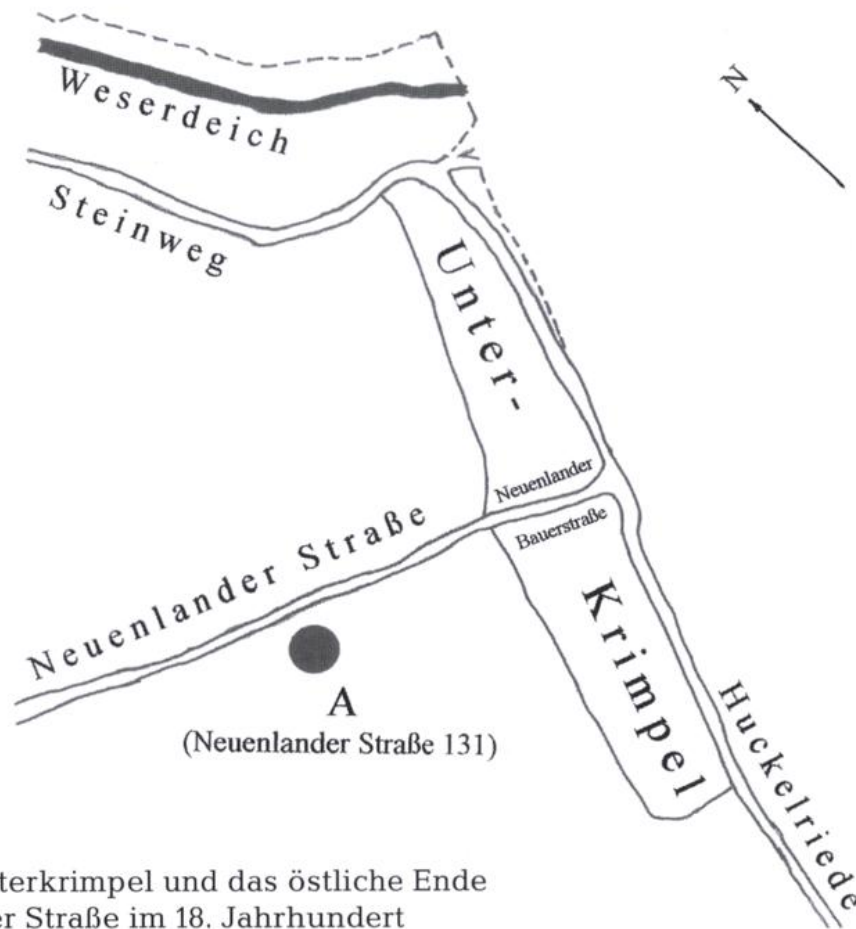
8 Meyer (wie Anm. 6), 2, S. 467.

9 Meyer (wie Anm. 6), 1, S. 147. Über die Aufgaben der Dammvögte an den Steindämmen im bremischen Landgebiet s. ebd.

10 Diarium des Gohgräfen Johannes von Line, Entwurf, unter dem 22. Juni 1624, in StAB 2 - Q.4.A.3. a.

11 Erstmals 1649/50 in StAB 2 - P.1. u.2. b.24. (S. 387). Auch Quellen des 16. Jahrhunderts haben »Krumpel(l)« (vgl. Anhang IV, Klausel [3]).

12 Im 17. Jahrhundert wurde noch oft an der Schreibgewohnheit des Mittelniederdeutschen, den Umlaut unbezeichnet zu lassen, festgehalten (Heinrich Bunning, Studien zur Geschichte der Bremischen Mundart, in: Niederdeutsches Jahrbuch,



Karte 1: Der Unterkrimpel und das östliche Ende der Neuenlander Straße im 18. Jahrhundert

was eine Vertragsurkunde vom 19. Mai 1656 beweist, in der es heißt, dass gewisses Land in nächster Nähe der Huckelriede »über den Krümpeln« liege¹³. Um 1680 setzt sich dann sehr schnell »Krimpel« durch¹⁴. In den ältesten Quellen ist das Wort stets mit dem Artikel »die« (Genitiv: »der«) versehen. Er bezeichnet hier den Plural. Ein Femininum kann nämlich nicht vorliegen, da ab 1662 der Genitiv »des Krumpels« erscheint¹⁵. Der erstmals 1676 begegnende Nominativ »der Krimpel«¹⁶ erweist das Wort als Maskulinum. Es gab an der Huckelriede also mehrere Grundstücke, die jedes für sich als ein Krimpel bezeichnet wurden. Wie viele es waren, bleibt offen. Ab 1684 jedenfalls stößt man auf die Unterscheidung zwischen einem Ober- und einem Unter-

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 60/61 (1934/35), S. 63-147, hier: 93).

- 13 Urkunde über einen Landtausch zwischen Lüder Rose und dem Bremer Rat vom 19. Mai 1656, notariell beglaubigte Abschrift vom 15. Juni 1685, in StAB 2 - Q.4.B.6.c.4.
- 14 Erstes Vorkommen in den gohgräflichen Administrationsrechnungen des Obervielands: 1682/83, in StAB 2 - P.1. u.2.b.69. (S. 423).
- 15 Erstmals in der gohgräflichen Administrationsrechnung des Obervielands für 1662/63, in StAB 2 - P.1. u.2.b.43. (S. 200).
- 16 Wittheitsprotokoll vom 1. November 1676, Extrakt, in StAB 2 - Q.4.B.6. a.1.

krimpel¹⁷. Den Unterkrimpel durchstieß jenes im Zeitraum 1600–1603 geschaffene Schlussstück der Neuenlander Straße¹⁸, das später mitunter, wie wir noch sehen werden, »Neuenlander Bauerstraße« genannt wurde (s. Karte 1).

2. »bey Windeler Lampen hause«

Die Quelle von 1624 soll uns noch einen Augenblick länger beschäftigen. Was bedeutet die in ihr enthaltene Aussage, bis zur Zeit des Gohgräfen Diedrich Dieckhoff habe die Neuenlander Straße »ohngefehr bey Windeler Lampen hause« geendet? War Windeler Lampe ein Neuenlander Bauer, und zwar derjenige, auf dessen Gehöft jeder, der von Woltmershausen her die Neuenlander Straße entlangwanderte, als das letzte stieß, dann nämlich, wenn oder kurz bevor er das östliche Ende des Dorfes erreichte?

- 17 »untern Krimpel« (Dativ) erstmals in der gohgräflichen Administrationsrechnung des Obervielfands für 1684, in StAB 2 - P.1.u.2.b.71. (S. 365), in der Form »Unterkrimpel« erstmals in ihrem Gegenstück für 1703/04, in StAB 2 - Q.4.A.3.a. 2.c.; »Oberkrimpel« erstmals in demjenigen für 1718/19, in StAB 2 - Q.4.A.3.a.2.d.
- 18 Riß A von 1743 und Riß von 1766, in StAB 2 - Q.4.B.6.c.4. – »Krempel/Krumpel/Krimpel« ist vermutlich mit dem englischen to crumple = zerknittern verwandt und dürfte auf die Holprigkeit des Terrains, eine Folge der unregelmäßigen Entnahme von Erde zur Reparatur der Huckelriede, anspielen. Die von Franz Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, Bremen 1862, S. 252, vorgeschlagene Herleitung von einem als »Grube« gedeuteten Wort »Gröpe« überzeugt nicht und ist von Buchenau selbst zwar noch in der zweiten Auflage des Buches, 1882, S. 271, wiederholt, in der dritten, 1900, aber stillschweigend fallen gelassen worden. Die übrigen Angaben zu »Krimpel«, die Buchenau in dem genannten Werk 1862, S. 251-252, macht, wurden unter lediglich redaktionellen Änderungen in dessen spätere Auflagen (2., 1882, S. 270-271; 3., 1900, S. 384; 4., 1934, S. 248-249) und, gekürzt, von Dietrich Schomburg in sein Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Bremen, Hildesheim 1964, S. 34-35 (Nr. 151) übernommen. Sie sind nur insofern zu beanstanden, als in ihnen irrtümlich nicht von den verschiedenen Pächtern, sondern von den »Eigentümer(n)« der Krimpel die Rede ist. Nach Buchenau haftete der Name Krimpel zu seiner Zeit nur noch am Unterkrimpel oder, genauer, an einem auf diesem, nämlich am Südostende der Neuenlander Straße, gelegenen Anwesen, das er bald »Hof«, bald »Gut« nennt. 1934 war nur noch dessen Haupthaus, eine Gastwirtschaft, übrig. Es stand südlich der Neuenlander Straße an der Kattenturmer Heerstraße (»Plan des gesamten Stadtgebietes der Freien Hansestadt Bremen«, Maßstab 1:16000, gez. v. Schnakenberg, Verlag von Carl Schünemann, Bremen, o. J. [1928], Planquadrat 9 OP) und hat bei dem militärischen Vorgehen gegen die Bremer Räterepublik am 4. Februar 1919 eine gewisse Rolle gespielt (Gustav Peter, Der Kampf um Bremen im Februar 1919, in: Wilhelm Breves [Hrsg.], Bremen in der deutschen Revolution vom November 1918 bis zum März 1919, Bremen 1919, S. 95-154, hier: 122). Um die Verwirrung voll zu machen, liegt der erst nach dem Zweiten Weltkrieg angelegte, in die Kattenturmer Heerstraße einmündende Krimpelweg weder auf dem Unterkrimpel noch überhaupt auf einem der Krimpel, sondern auf dem Areal des alten Landguts Wolfskuhle (Vertragsentwurf vom 4. November 1772, in StAB 2 - Q.4.B.6.c.1., in Verbindung mit den oben in dieser Anmerkung genannten beiden Rissen und jedem Bremer Stadtplan der Gegenwart).

Es gibt drei etwa gleichzeitig mit den zitierten Aufzeichnungen des Gohgräfen Johannes von Line entstandene Verzeichnisse der obervieländischen Hausleute¹⁹: 1) ein Hofdienstgeldregister von 1623, 2) eine Liste der Stellwirte mit kurzen Vermerken zu einer jeden wirtschaftlicher Lage von 1624 oder 1625, 3) ein Sechzehnpfennigschatz-Hebungsregister von 1626. In allen dreien findet sich unter den Neuenländern (1626 genauer unter »Nienlander vndt Lehensteder«) der Name »Windeler Lampe«, und zwar 1624/1625 sowie 1626 an erster Stelle, was zu einer Lage von des Namensträgers Gehöft am Anfang oder Ende des Dorfes besonders gut passt. 1624/1625 liest man bei dem Namen: »Stehet woll. Bawmann. Cumpter Meyer«. Windeler Lampe war also Baumann (Vollhofbesitzer) und Meier der Komturei. Der zweite Umstand ermöglicht es, über seinen Hof noch einige weitere Aussagen zu machen.

Die Bremer Komturei des Deutschen Ritterordens hatte seit dem 13. Jahrhundert zu den Grundherren von Ländereien in der Neuenländer Feldmark gehört²⁰. Als 1560 bis 1564 im Zuge der Auflösung des livländischen Zweiges des Ordens alle Rechte an der Komturei auf die Stadt Bremen übergangen, blieb dem letzten Komtur, Franz von Dumstorp (um 1490 – 1583; Komtur ab 1532) das Nutzungsrecht auf Lebenszeit, so dass bis 1583 faktisch alles beim Alten blieb²¹. Auch danach bildeten die ehemaligen Komtureiländereien noch bis 1810 einen eigenen Güterkomplex innerhalb des bremischen öffentlichen Finanzwesens²², der zuletzt von einer aus vier Ratsherren und vier Bürgervertretern gebildeten Deputation verwaltet wurde²³. Am 18. Mai 1570 erfasste man auf Veranlassung des Bremer Rats die Komtureigüter in einem ausführlichen Verzeichnis²⁴. In diesem Dokument haben sich also Verhältnisse niedergeschlagen, wie sie um die Zeit des Erwerbs durch die Stadt bestanden. Wir verdanken ihm u. a. die früheste Übersicht über die Besitzungen der Komturei in der Neuenländer Feldmark. Zu ihnen gehörte auch das von einem gewissen *Herman Vaget* bewirtschaftete Land, bestehend aus 5 von der Neuenländer Straße bis zur Ochtum durchstreckenden Stücken und 6 Stücken, die erst hinter dem Hause eines anderen Komtureimeiers, Cortt Hornemann, begannen, aber ebenfalls bis an die Ochtum reichten.

Der für 1570 bezeugte Neuenländer Hofbesitzer Herman Vaget taucht in Akten des 16. Jahrhunderts noch einige weitere Male auf: als »Hermen Vagts« im »Register Vber die Vier Gohen« aus dem Zeitraum 1574/1582²⁵, als »Hermen vogt« in der Sechzehnpfennigschatz-Beschreibung der Vier Gohe von 1581²⁶, als »Hermen Vaget« im »Schattzedell Im Vielande« vom 21. Juli 1581²⁷

19 Alle drei in StAB 2 - Q.4.A.4.

20 Bremisches Urkundenbuch, I, Nr. 225; II, Nr. 3; Holger Stefan Brünjes, Die Deutschordenskomturei in Bremen, Ein Beitrag zur Geschichte des Ordens in Livland (= Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens, 53), Marburg 1997, S.46 u. 239.

21 Brünjes (wie Anm. 20), S. 135 -141 u. 372.

22 Brünjes (wie Anm. 20), S. 221.

23 Bremischer Staatskalender, Jahressbände für 1741 bis 1810.

24 In StAB 2 - P.2.n.6.b.Zz.1. Nr. 3.

25 In StAB 2 - ad Q.1.pp.4.

26 In StAB 2 - Z.3.c.3.

und als »Harmen Voigt« im Schatzregister der Vier Gohe von 1595²⁸. Im »Schatzedell« wird er ausdrücklich als Baumann bezeichnet. Ob Herman Vaget aber wirklich 1581 oder gar 1595 noch am Leben war, scheint zweifelhaft, denn außer der Komturei hatte auch die St.-Martini-Kirche den Hof mit Land ausgestattet, und in deren Rechnungsbuch ist 1576 und 1580 von »der Vagedeschen«, also Herman Vagets Frau, in einer Weise die Rede, die sie als allein Bemeierte, mithin als inzwischen Witwe Gewordene, hinstellt²⁹. Der »Vagedeschen« begegnen wir auch 1582 und am 4. Februar 1584³⁰.

Auf sie folgte Johan Vogdt / Johann Vagett, der für 1603 und 1604 bezeugt ist³¹ und wohl spätestens 1588 den Hof übernommen hat³². Er war Herman Vagets Sohn³³ und muss im Zeitraum 1604/1606 gestorben sein, denn 1606 und 1607 erscheint in den Komtureirechnungen statt seiner »S. Johann Vagedes Wedewe«³⁴. Diese verheiratete sich bald ein zweites Mal, und zwar mit dem uns schon bekannten Windeler Lampe, der aus dem Dorf Alken bei Arsten stammte³⁵. Die Hochzeit muss zwischen dem 5. Dezember 1607 und dem 25. Mai 1608 stattgefunden haben³⁶. Windeler Lampe hat dann dem Hof anscheinend etwa 20 Jahre lang vorgestanden. Der 1627 bei der St.-Martini-Kirche in der Bremer Altstadt bestattete »Windeler lampen«³⁷ ist möglicherweise mit ihm identisch. Jedenfalls taucht 1630 zum ersten Mal seine Witwe in den Akten auf³⁸. Diese führte die Wirtschaft noch sehr lange weiter.

27 In StAB 2 - Q.4.A.4.

28 In StAB 2 - Z.3.c.6.

29 Beide Male ging es um die Zahlung des jährlichen Meierzinses (Kirchenrechnungsbuch der St.-Martini-Kirche in StAB 2 - T.4.a.3.k.2. a.1. [fol. 71 und 92]). Besonders die Formulierung vom 8. November 1580 »van der Vagedeschen thom Nienlande van een stuck landes by *orhen* huse« (Hervorhebung von mir) lässt kaum eine andere Deutung zu als die, dass die »Vagedesche« im eigenen Namen zahlte und nicht etwa im Auftrag ihres Mannes.

30 Kirchenrechnungsbuch der St.-Martini-Kirche in StAB 2 - T.4. a.3.k.2. a.1. (fol. 102 und 117).

31 Kopfschatzregister von 1603 in Niedersächsisches Staatsarchiv Stade (künftig: NStAS) Rep. 5 b Fach 111 Nr. 95; Pflugschatzregister von 1604 in NStAS Rep. 5 b Fach 104 Nr. 33 XIII.

32 Das Kirchenrechnungsbuch der St.-Martini-Kirche meldet für dieses Jahr den Empfang des Meierzinses nicht mehr von »der Vagedeschen«, sondern von »Vaget thon Nienlande« (StAB 2 - T.4. a.3.k.2. a.1. [fol. 136]).

33 Aussage von Windeler Lampe (II, s. u.) am 18. August 1662, festgehalten im »Commenthurey Land Buch« in StAB 2 - P.2.n.6.b.Zz.1. Nr. 3. (S. 71).

34 Komtureirechnungsbuch in StAB 2 - P.2.n.6.b.Zz.2.b.1.

35 S. Anm. 33.

36 Am 5. Dezember 1607 überbrachte den Rest des der Komturei für 1607 geschuldeten Zinses noch »S. Johann Vagedes Wedewe«, am 25. Mai 1608 den ganzen für 1608 geschuldeten Zins bereits »Windeler Lampe mit siner fruwen« (Komtureirechnungsbuch in StAB 2 - P.2.n.6.b.Zz.2.b.1.).

37 Grabstellenvermerk in der Kirchenrechnung von St. Martini in StAB 2 - T.4. a.3. d. 2.b.1. Neuenland war bei St. Martini in der Bremer Altstadt eingepfarrt, bis es 1748 dem Kirchspiel Rablinghausen zugeschlagen wurde. 1772 kam es zu St. Pauli in der Neustadt (Schomburg [wie Anm. 18], S. 44 - 45).

38 Kirchenrechnung von St. Martini in StAB 2 - T.4. a.3.k.1. (S. 9).

Erst am 10. November 1648 hören wir von ihr in dieser Funktion zum letzten Mal³⁹.

Der Vagetsche, dann Lampesche Vollhof ist – das ergibt sich aus Anhang I zur vorliegenden Arbeit, Buchstabe A – derselbe, dessen Haupthaus heute die Anschrift Neuenlander Straße 131 hat. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, dass Windeler Lampes Haus 1624 bereits auf demselben Platz stand wie das heutige Haus Neuenlander Straße 131. Um hierüber Klarheit zu erlangen, ist es nötig, den Faden der Besitzgeschichte des Hofes zunächst noch ein bisschen weiterzuspinnen.

Aus der Ehe von Johann Vagett hatten offenbar keine Kinder überlebt, denn nach dem Tode der Witwe Windeler Lampes trat dessen gleichnamiger Sohn – wir wollen ihn als Windeler Lampe II von seinem Vater als Windeler Lampe I unterscheiden – die Stelle an. Er behauptete später, 1662, schon seit 17 Jahren mit dem Komtureiland bemeiert zu sein⁴⁰. Demnach hätte er den Hof nicht erst nach dem 10. November 1648, sondern bereits 1645 übernommen. Windeler Lampe II war 1619 oder 1620 zur Welt gekommen⁴¹. Er starb 1670 (beerdigt am 12. Januar)⁴².

Am 18. August 1662 hat Windeler Lampe II von seinem der Komturei zugehörigen Land eine in indirekter Rede festgehaltene Beschreibung geliefert, welche diejenige von 1570 an Genauigkeit deutlich übertrifft. Die 11 Stücke bildeten folgende drei räumlich voneinander getrennten Flächen⁴³:

- 3 Stücke »von der Newenlander straßen biß an die Ochtem sich erstreckend, an der Westseite [gemeint ist: Ostseite] mit Frerich Rühten zu Habenhausen, an der Westseiten aber mit Johann Seeman benachbart, ist [...] Saeth- vnd Weidelandt.«
- 2 Stücke, »darauff sein hauß und hoffte mit stehet, [...] sein durchgehende stücke, von der Newenlander straße an, biß auff die Ochtem, an der Oestseiten hat er zu diesen stücken zu Fahrgenoßen Cordt Tölcken, an der andern seiten Johann Seeman, diese [...] stücke konnen zu Saeth vnd Weydeland gebraucht werden, den Einfall könne er nicht sagen, weiln das Landt nach den Jahren verschiedentlich zuer Saeth oder zur Weide gebraucht werde«.
- 6 Stücke »hinter Cord Hornemans hause auf dem Verling, beyeinander liegend vnd begraben, das höchste von diesem Lande, die Gehrde genant, werde besahmet, ohngefehr mit veer Scheffel Habern Einfals, das übrige gebrauchet er zu Hewlandt«.

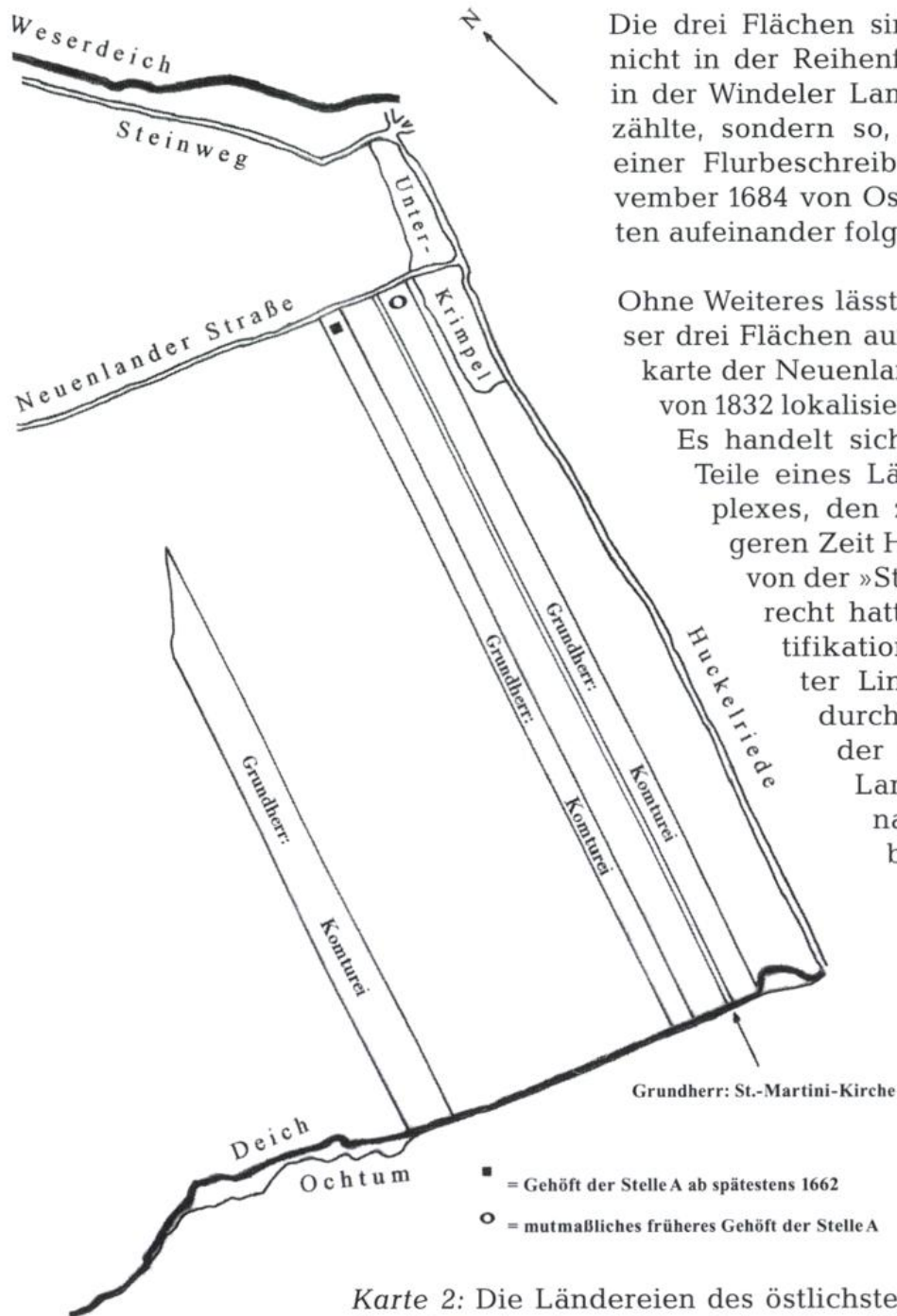
39 Kirchenrechnung von St. Martini in StAB 2 - T.4. a.3.k.2. d.

40 S. Anm. 33.

41 Am 18. August 1662 war er 42 Jahre alt (s. Anm. 33).

42 StAB - Kirchenbuch St. Martini (Beerdigungen). In den Komtureirechnungen tritt entsprechend an die Stelle von »Windeler Lampe« (letztmals belegt für 1669) »Windler Lampen W.« (erstmalig belegt für 1670) (Komtureirechnungsbuch in StAB 2 - P.2. n.6. b. Zz.2. b.3.).

43 Aussage von Windeler Lampe II am 18. August 1662, festgehalten im »Commenthurey Land Buch« in StAB 2 - P.2. n.6. b. Zz.1. Nr. 3. (S. 71-72). »Fahrgenoße«, wörtlich: Furchengenosse, ist ein unmittelbarer Grundstücksnachbar.



Die drei Flächen sind vorstehend nicht in der Reihenfolge genannt, in der Windeler Lampe II sie aufzählte, sondern so, wie sie nach einer Flurbeschreibung vom November 1684 von Osten nach Westen aufeinander folgten⁴⁴.

Ohne Weiteres lässt sich jede dieser drei Flächen auf der Katasterkarte der Neuenlander Feldmark von 1832 lokalisieren (s. Karte 2): Es handelt sich um die drei Teile eines Ländereienkomplexes, den zu dieser jüngeren Zeit Heinrich Vohne von der »Stadt« zu Meierrecht hatte⁴⁵. Die Identifikation wird in erster Linie ermöglicht durch die Namen der von Windeler Lampe II 1662 genannten Nachbarn⁴⁶.

Karte 2: Die Ländereien des östlichsten Hofes (A) in der Neuenlander Feldmark im 16. und 17. Jahrhundert

44 »Beschreibung der Ländereyen zum Neuenlande von Alten Wege biß an Jölcken Thal« von November 1684 in StAB 6,22 - II. e.6., 1. Hof. In diesem Dokument ist das Land hinter Cord Hornemans Haus irrtümlich als nur 4 Stücke enthaltend angegeben.

45 Katasterkarte der Feldmark Neuenland von 1832 in StAB 4,118 - Karten - 116, 122 und 124; zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20; zugehörige Verifikationsprotokolle von 1838/39 und 1849 in StAB 4,118 - Bücher - 67.

46 Die Flurbeschreibung von 1684 ist in dieser Beziehung nicht präzise genug.

Die ihnen entsprechenden Namen von 1832 zeigen bei jedem benachbarten Grundstück, dass es immer noch zum selben bäuerlichen Anwesen gehörte⁴⁷. Auch hinsichtlich der mit »Verling« bezeichneten 6 Stücke hinter dem Hornemannschen Hause hat sich von 1662 bis 1833 nichts geändert. Unter »Gehrde« (eigentlich »Gere«) ist ein spitzwinkliges Stück Land zu verstehen⁴⁸. Offensichtlich meinte 1662 Windeler Lampe II mit diesem Wort, wie auf der Karte deutlich zu sehen, den nördlichsten Kamp des aus 6 Stücken bestehenden Streifens.

Das Gehöft befand sich 1662 nach den zitierten Worten Windeler Lampes II auf den an zweiter Stelle genannten 2 Stücken, und auch hierbei ist es bis 1833, ja, bis heute geblieben. Können wir diesen Zustand auch schon für die Zeit um 1624 voraussetzen?

Hiergegen lässt sich zunächst geltend machen, dass schwer einzusehen ist, warum denn die Neuenlander Straße vor ihrer Verlängerung unter dem Gohgräfen Diedrich Dieckhoff schon dort geendet haben sollte, wo sich 1662 und später die Gebäude unseres Hofes befanden. Immerhin zogen sich östlich von diesem Punkt noch mehrere Streifen Landes in einer Gesamtbreite von 8 Stücken ochtumwärts durch die Neuenlander Feldmark, und diese Ländereien mussten von ihren bäuerlichen Besitzern, die überwiegend weiter westlich in Neuenland wohnten, doch mit Pferd und Wagen oder ihr Vieh treibend irgendwie erreichbar sein.

Ein Quellenzeugnis weist in die gleiche Richtung. Es muss hier zunächst daran erinnert werden, dass unser Hof außer der Komturei im 16. und 17. Jahrhundert auch die Martinikirche zur Grundherrin hatte. Freilich bezogen sich deren Rechte nur auf einen einzigen, sehr schmalen Streifen Landes von der Neuenlander Straße bis zur Ochtum. Schon 1564 wird im Rechnungsbuch der Martinikirche ein »Vaget« als mit dem fraglichen Lande bemeiert genannt⁴⁹. Es wird sich bei ihm um Herman Vaget, der uns ja das erste Mal für 1570 bezeugt ist, oder um dessen unmittelbaren Vorgänger, dann höchstwahrscheinlich den Vater, gehandelt haben. Jedenfalls kann unterstellt werden, dass der Streifen der Martinikirche spätestens ab 1564 mit dem Vagetschen Hof verbunden gewesen ist. Im Zusammenhang mit der Zahlung der jährlichen 5 Bremer Mark Meierzins, die für dieses Land zu entrichten waren, heißt es nun im Kirchenrechnungsbuch von St. Martini unter dem 8. November 1580: »van der Vagedeschen thom Nienlande van een stuck landes by orhen huse« (Hervorhebung von mir)⁵⁰. Der Streifen der St.-Martini-Kirche lag unmittelbar westlich der drei Stücke, die oben in Verbindung mit dem Jahr 1662 an erster Stelle genannt wurden, grenzte also nicht an die mittlere,

47 Es entsprechen sich (in Klammern jeweils die moderne Anschrift des betreffenden Hofes): Frerich Rühten 1662 – Wwe Solte 1832 (Habenhausen, Schwedenstraße 15); Johann Seeman 1662 – Joh. Heinr. Gerh. Eylers Erben 1832 (Neuenlander Str. 129); Cordt Tölcken 1662 – Toelcke Lahrs 1832 (Neuenlander Str. 121); Cord Horneman 1662 – Albert Waehmann 1832 (Neuenlander Str. 115).

48 Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, 5, Bremen 1771, S. 378.

49 Kirchenrechnungsbuch der St.-Martini-Kirche für 1562–1589 in StAB 2 - T.4. a. 3.k.2. a.1. (fol. 17).

50 Ebd. (fol. 92).

sondern an die östlichste der drei Flächen Komtureilandes, die zum Hofe gehörten (s. Karte 2). Folglich befand sich das Gehöft 1580 an anderer Stelle als 1662 und später, nämlich weiter östlich, in nächster Nähe des Unterkrimpels⁵¹. Und dort wird es auch noch zur Zeit des Gohgräfen Diedrich Dieckhoff, ja, selbst noch 1624, als Johannes von Line schrieb, die Neuenlander Straße sei vormals »ohngefehr bey Windeler Lampen hause« zu Ende gewesen, gestanden haben.

3. Die Pflicht zur Unterhaltung der um 1600 geschaffenen Anschlussstrecke

Das Neuenlander Straßengeld war – das geht aus dem Eintrag in das gohgräfliche Diarium vom 22. Juni 1624 unmissverständlich hervor – eine Gebühr für die Nutzung eines kleinen, ja, winzigen Teils des Unterkrimpels als Straße. Nach derselben Quelle hatten die Neuenlander dieses kurze Straßenteilstück selbst anlegen müssen. Sie werden daher auch verpflichtet gewesen sein, es selbst zu unterhalten, und zwar, da es im Gegensatz zur ganzen übrigen Strecke der Neuenlander Straße nicht quer zu den Besitzstreifen der Feldmark verlief, *gemeinsam*, als sog. Bauerschlag⁵². Dazu passt der Name, den diese Schlussstrecke – laut einer Quelle von 1749 – trug: Neuenlander Bauerstraße⁵³. Das Wort »Bauerstraße« hat man als Analogiebildung zu »Bauerdeich« aufzufassen⁵⁴.

Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist, was das 1838 und 1839 angelegte Verifikationsprotokoll zur Katasteraufnahme der Feldmark Neuenland über die Unterhaltung der Wege verzeichnet. Es heißt dort u. a.⁵⁵: »Die Neuenlander Straße wird nach Anschuß der im Neuenlander Felde belegenen Stücke unterhalten. Hiervon ist jedoch der östliche, zwischen dem ehemaligen Stadtlande belegene Theil dieser Straße von den 7 östlich belegenen Vollbauhöfen zu unterhalten.« Was hier als ehemaliges Stadtland bezeichnet wird, ist natürlich der Unterkrimpel, und die sieben »östlich belegenen« Vollhöfe sind genau diejenigen, deren Hofstätten sich östlich der Einmündung des Kirchweges längs der Neuenlander Straße aufreichten⁵⁶. Dass nur sie, nicht aber die

51 Zwischen das Gehöft und den Krimpel schob sich nur ein Streifen von einem einzigen Stück Breite, der 1684 zu einem anderen Neuenlander Vollhof gehörte (Flurbeschreibung von Neuenland vom September 1684 in StAB 6,22 - II. e.6., 1. Hof) und 1832 auf mehrere Grundbesitzer aufgeteilt war (Katasterkarte der Feldmark Neuenland von 1832 in StAB 4,118 - Karten - 116, 122 und 124; zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20).

52 Das wird in einer bekannten Urkunde vom 24. Juli 1398, die alle solche Bauerschläge des Vielandes aufzählt (Bremisches Urkundenbuch, 4, Nr. 221, S. 288-289; vgl. Franz Buchenau, Urkunde, die Unterhaltung der Wege und Siele im Vielande betreffend, in: Brem. Jb., 12 [1883], S. 145-151), natürlich noch nicht erwähnt, denn das betreffende Wegstück entstand ja erst gut 200 Jahre später.

53 S. unten bei Anm. 114.

54 »Buur-diek, ist in dem Marschlande, ein Deichpfand, so von der ganzen Bauerschaft [...] gemeinschaftlich gemacht wird.« (Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, 1, Bremen 1767, S. 206).

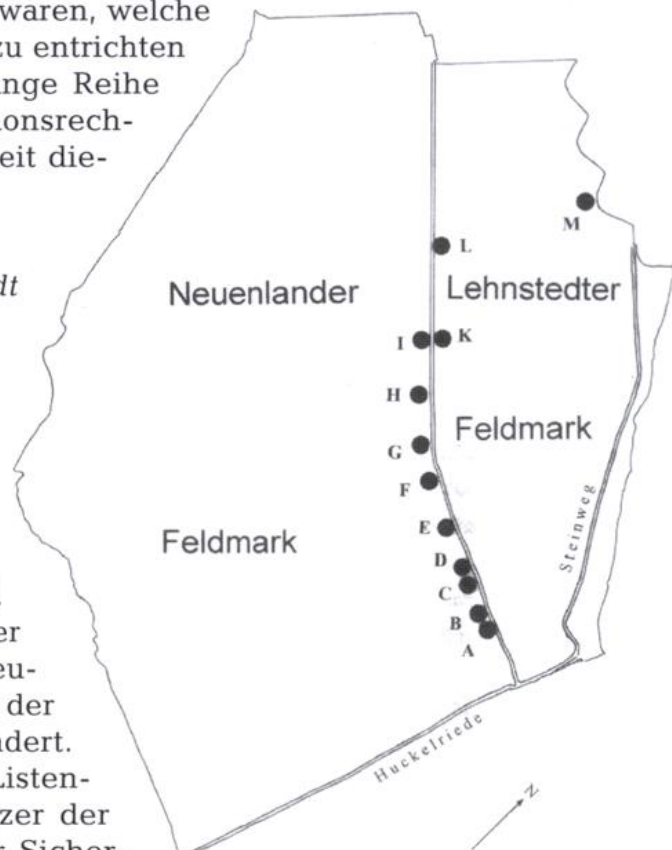
55 Verifikationsprotokoll Neuenland in StAB 4,118 - Bücher - 67.

Gesamtheit der Neuenlander, für den zu Anfang des 17. Jahrhunderts geschaffenen Anschluss der Neuenlander Straße an die Huckelriede aufzukommen hatten, ist, wie ein Blick auf die Karte lehrt, insofern nicht ohne Folgerichtigkeit, als die Benutzung des Kirchwegs für die östlich von ihm wohnhaften Neuenlander bei der Fahrt nach Arsten oder zum Kattenturm wegen der Notwendigkeit, sich zunächst in die dem Ziel entgegengesetzte Richtung zu bewegen, einen besonders grotesk anmutenden Umweg bedeutete.

Wie aber ist damit zu vereinbaren, dass es nach den 1624 niedergeschriebenen Worten des Gohgräfen Johannes von Line »die Nienlander«, also doch wohl *alle* Neuenlander Bauern, waren, welche in jedem Jahr das Straßengeld zu entrichten pfl egten, und dass auch die lange Reihe der gohgräflichen Administrationsrechnungen bis hin zur Franzosenzeit diesen Eindruck erweckt?

4. Die Feldmarken von Lehnstedt und Neuenland

Nach der Überlieferung in Neuenland selbst gab es dort stets zwölf Bauernstellen. Das stand so fest, dass die Neuenlander Bauern sich mit der Zeit angewöhnten, sich als »die zwölf Apostel« zu bezeichnen⁵⁷. Dem entspricht der Befund der Katasterkarte der Feldmark Neuenland von 1832 (s. Karte 3) und der Akten bis zurück ins 17. Jahrhundert. Anhand des einschlägigen Listenmaterials lassen sich die Besitzer der zwölf Bauernstellen mit großer Sicherheit bis 1626 sehr gut zurückverfolgen (s. Anhang I).



Karte 3:
Die Gehöfte der 12 »Apostel« 1832

56 Katasterkarte der Feldmark Neuenland von 1832 in StAB 4,118 - Karten - 116. Die Besitzer der sieben Vollhöfe hießen 1832 (in Klammern die rezenten Hausnummern): Gerhard Baetjer (107), Friedrich Meyer (111), Albert Waehmann (115), Toelcke Lahrs (121), Johann Solte (125), Joh. Heinr. Gerh. Eylers Erben (129) und Heinrich Vohn (131).

57 Mündliche Mitteilung von Herrn Dr. Hans Plate, Neuenlander Straße 131, und handschriftliche Bemerkungen in einem mir von diesem freundlicherweise zur Verfügung gestellten Exemplar der gedruckten »Stammtafel der Familie Meyer zu Neuenland«, zusammengestellt von Otto Meyer, Bremen 1958. Diese Bemerkungen enthalten auch ein aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammendes plattdeutsches Scherzgedicht, das die zwölf damaligen Hofinhaber in der Reihenfolge ihrer Gehöfte von Ost nach West aufzählt.

Es kommt also darauf an, herauszubekommen, warum von den zwölf Bauernstellen zwar die sieben am weitesten östlich gelegenen (auf Karte 3 und im Anhang mit den Kennbuchstaben A – G versehen) jenen den Anschluss an die Huckelriede herstellenden kurzen Abschnitt der Neuenlander Straße unterhalten mussten, die übrigen fünf (mit den Kennbuchstaben H – M) jedoch nicht.

Eine Rolle könnte gespielt haben, in welcher Feldmark die einzelne Stelle lag. Denn wir müssen uns klarmachen, dass die amtlichen Bezeichnungen »Grundriss der Neuenlander Feldmark« für die Katasterkarte von 1832, die unserer Karte 3 zugrunde liegt, und »Flächen Inhalts Verzeichniß von der Dorfschaft Neueland und der dazu gehörigen Feldmarck« für das zugehörige Vermessungsregister⁵⁸ in die Irre führen. Gegenstand beider ist nämlich nicht nur *eine* Feldmark, sondern es sind deren *zwei*: Neueland und Lehnstedt (mittelalterlicher Name: Ledense). Die ältere Feldmark Lehnstedt oder genauer: das, was nach dem Bau der Neustadt in den 1620er Jahren von ihr übrig geblieben war, findet sich auf Karte 3 als der zwischen der Kleinen Weser und den noch erkennbaren Festungsanlagen der alten Neustadt einerseits und der Neuenlander Straße andererseits sichtbare Bereich wieder⁵⁹. Alles übrige dort Dargestellte bildete die im Grunde allein mit Recht so zu bezeichnende Feldmark Neueland, die erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts entstanden war⁶⁰. Daraus ergibt sich, dass die auf Karte 3 mit den Buchstaben K, L und M gekennzeichneten Bauernstellen mit ihren Hofreiten nicht in der Feldmark Neueland, sondern in der Feldmark Lehnstedt lagen. Allerdings war man wohl von jeher versucht, K und L, da deren Gehöfte sich an der Neuenlander Straße befanden, als zu Neuelande gehörig anzusehen. Auch auf M trifft dies zu. Dessen Hofstelle lag zwar weitab von der Neuenlander Straße am Fuß der Neustadtsbefestigungen, hielt aber deutlichen Abstand von den vielen Wohnstätten am Buntentorsteinweg, wo sich die Masse der in der Feldmark Lehnstedt ansässigen Bevölkerung zusammenballte. Vor allem aber saß der Stellwirt von M auf einem breiten Streifen ihm gehörenden Landes, der ihn mit der Neuenlander Straße verband, und bewirtschaftete auch jenseits dieser Straße ausgedehnte Ländereien⁶¹. Die Hauptzufahrt zu seinem Haus wird er daher dort im Süden gesehen haben.

58 Katasterkarte der Feldmark Neueland von 1832 in StAB 4,118 - Karten - 116; zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20.

59 Meyer (wie Anm. 6), 1, Hamburg 1977, S. 40.

60 Dorf und Feldmark Neueland entstanden mit dem Jahr 1201. Damals verlieh der Bremer Erzbischof Hartwig II. ein Kolonisationsprivileg für das Sumpfgebiet, das sich in der Breite von der Feldmark Brinkum bis zur Feldmark Ledense, in der Länge von der Brinkumer Wasserscheide bis zum Orte War unterhalb Grollands erstreckte (Bremisches Urkundenbuch, 1, Nr. 92; Ludwig Deike, Die Entstehung der Grundherrschaft in den Hollerkolonien an der Niederweser [= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, 27], Bremen 1959, S. 28).

61 Flurbeschreibung vom November 1684 in StAB 6,22 - II. e.6. (1. Hof); Flurbeschreibung in den Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets vom 25. Juni 1691 in StAB 6,21 - VII. a.1. d.; Katasterkarte der Feldmark Neueland von

Jedenfalls fiel es wohl schwer, die Stellen K, L und M nicht als in Neuenland gelegen zu betrachten, suchte man sie doch offenbar alle drei in der Regel auf dem Wege über die Neuenlander Straße auf. Daher werden ihre bäuerlichen Besitzer in solchen Quellen, die sich nicht ausdrücklich mit Feldmarksangelegenheiten befassen – und das gilt auch und insbesondere für das Listenmaterial der landes- und gerichtsherrlichen Finanzverwaltung, auf das wir uns im Anhang I überwiegend stützen –, ohne Weiteres zu Neuenland gerechnet, während Lehnstedt als eigene Dorfschaft überhaupt nicht in Erscheinung tritt, sondern statt dessen die übrigen hier Angesessenen durchweg als Leute »am Steinwege« zusammengefasst werden.

Wie sieht es aber mit einschlägigen frühneuzeitlichen Quellen aus, in denen die Feldmarkszugehörigkeit jeder einzelnen Bauernstelle eine wichtige Rolle spielt? Außer den Flurbeschreibungen von 1684, 1691 und 1753, die wir für Anhang I bereits herangezogen haben, kommen vor allem die erhalten gebliebenen Geschworenenlisten des 17. und 18. Jahrhunderts in Betracht. In jedem Jahr wurde je ein *Landesgeschworener* für Lehnstedt und Neuenland unter Eid genommen⁶². Das Amt lief in jeder der beiden Feldmarken in einer Weise nach Ländereien um, die es leider unmöglich macht, aus der Wiederkehr bestimmter Geschworenenamen weiterreichende Schlüsse zu ziehen, abgesehen davon, dass die Listen mit diesen Namen ohnehin erst 1662 einsetzen und oft beide Geschworene unterschiedslos als solche von Neuenland erscheinen lassen⁶³.

Anders verhält es sich mit den *Wassergeschworenen* des Kälberdeichssielverbandes. Auch von diesen stellten die beiden Feldmarken jährlich je einen, und zwar so, dass im Prinzip das Amt in Lehnstedt unter fünf und in Neuenland unter sieben Pflichtigen von Haus zu Haus umlief⁶⁴. Die Zahl sieben im Zusammenhang mit Neuenland lässt aufhorchen. In Anhang II sind die Namen der Neuenlander Wassergeschworenen aus dem Zeitraum 1622–1727, soweit sie sich feststellen lassen, mit den ihnen entsprechenden Jahreszahlen in sieben Gruppen angeordnet, nämlich so, dass jeweils diejenigen, die dem Siebenjahresrhythmus gemäß zu ein und demselben Hof gehören müssen, links von einer senkrechten Linie in chronologischer Reihenfolge aufgeführt werden. Ein Vergleich mit Anhang I ergibt das Folgende: Jede der Bauernstellen, unter denen das Amt des Neuenlander Wassergeschworenen umlief, kann mit einer uns schon bekannten identifiziert werden (das Ergebnis ist in Anhang II jeweils rechts der senkrechten Linie vermerkt). In ihrer Gesamtheit handelt es sich um die in der vorliegenden Arbeit mit den Buchstaben A bis G gekennzeichneten Höfe, also genau um diejenigen, denen noch 1849 die Unterhaltung der durch den Unterkrimpel führenden, um 1600 angelegten Endstrecke der Neuenlander Straße oblag. Es wird jetzt verständlich, warum

1832 in StAB 4,118 - Karten - 116 und 119; zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20.

62 Meyer (wie Anm. 6), 1, Hamburg 1977, S. 216.

63 Meyer (wie Anm. 6), 1, Hamburg 1977, S. 245; Landesgeschworenenlisten des Obervielands in StAB 2 - ad Q.1. pp.4.

64 Meyer (wie Anm. 6), 1, Hamburg 1977, S. 24 u. 343.

das jährliche Straßengeld von »den Neuenlandern« erhoben wurde. Denn wir sind nunmehr gezwungen, in jenen sieben Höfen, und nicht in den »zwölf Aposteln« die Neuenlander Bauerschaft zu erblicken, diejenige Institution, die mit Erlaubnis der Obrigkeit die »Neuenlander Bauerstraße« geschaffen hat.

Trotzdem bleibt noch zu klären, warum denn die Stellen H und I, die ja immerhin ebenfalls in der Neuenlander Feldmark lagen, nicht zu dieser Bauerschaft gehörten. Ihre Inhaber haben selbst einmal gemeinsam zu dieser Frage Stellung genommen. Das geschah als Reaktion auf eine am 23. September 1762 an den Bremer Rat ergangene Beschwerde der »Bauleute im Neuenlande und beim Steinwege« darüber, dass alle dortigen Köter, obwohl sie Pferde hielten, von den Kriegerfuhren verschont blieben⁶⁵. Von den in der Beschwerdeschrift namentlich aufgeführten neun Kötern waren die Stellwirte von H und I, Albert Von / Fohnen bzw. Harm Toelken / Tölcken, die einzigen in der Feldmark Neuenland Ansässigen. Jeder der beiden gab bei seiner Vernehmung durch eine Kommission des Rats am 4. Oktober u. a. zu, vier Pferde zu halten⁶⁶. Zu der Beschwerde gaben sie am 14. Oktober getrennt von den anderen Kötern eine eigene, gemeinsame schriftliche Stellungnahme ab, in der sie u. a. behaupteten, keinerlei Meierland zu besitzen und keine Köter zu sein⁶⁷. Bevor wir dies näher untersuchen, sei erwähnt, dass den beiden ihre Einwände nichts nutzten: Der Gohgräfe des Obervielands meinte am 22. Oktober sogar, beide seien »ihrer ansehnlichen Ländereien halber nicht anders [denn] als volle Bauleute anzusehen«⁶⁸, korrigierte sich freilich fünf Tage später dahingehend, dass der Stellwirt von H wohl doch nur »vor einen halben Baumann angeschlagen werden könnte«; hinsichtlich der Veranlagung der beiden zu den erwähnten Diensten folgte die Wittheit seinem Vorschlag⁶⁹.

5. Der Hirt auf der Großen Neuenlander Weide

Die Entstehung der von uns mit H bezeichneten Stelle lässt sich einigermaßen leicht rekonstruieren. An der Neuenlander Straße lag, der Einmündung des Kirchwegs gerade gegenüber, die Große Neuenlander Weide, die sich von hier in zehn Stücken Breite bis zur Ochtum erstreckte. An ihr, deren Ursprung im Dunkeln liegt, waren – in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – teils der Rat der Stadt Bremen, teils, als Rechtsnachfolger des Bremer Erzbischofs, das kurfürstliche Haus Hannover in Gestalt seiner in Bremen ansässigen Güterverwaltungsbehörden (Struktur und Intendantur), zu geringeren Teilen auch die St.-Ansgarii-Kirche und der Pastor primarius an Unser Lieben Frauen als Inhaber des Beneficium Sanctae Annae, der einzig verbliebenen Bremer Altarpfründe, berechtigt. Auf der Großen Neuenlander Weide grasten

65 Memorial der Bauleute vom 23. September 1762 in StAB 2 - Q.4.B.8.g.1.

66 Dorsualvermerk auf dem Memorial vom 23. September und Vernehmungsprotokoll vom 4. Oktober 1762 in StAB 2 - Q.4.B.8.g.1.

67 Schreiben vom 14. Oktober 1762 in StAB 2 - Q.4.B.8.g.1.

68 Wittheitsprotokoll vom 22. Oktober 1762 in StAB 2 - P.6. a.9. c.3. b.40. (S. 724).

69 Wittheitsprotokoll vom 27. Oktober 1762 in StAB 2 - P.6. a.9. c.3. b.40. (S. 728 - 731).

in jedem Sommer etwa 120 Kühe – 1691 wenigstens waren es 121, 1771 genau 119. Die Aufsicht führte ein Hirte, der seit 1580 in der Nordwestecke der Weide über ein Haus mit kleinem Hof und Garten sowie etwas Wechselland verfügte⁷⁰.

Mindestens bis 1671 hieß jeder der hier ansässigen aufeinander folgenden Hirten Segel(c)ke Fo(h)ne oder Fo(h)nen⁷¹. Offenbar wurde also immer der Vater vom gleichnamigen Sohn abgelöst. Schon der erste musste 1581 für sein bescheidenes Haus, seine einzige Kuh und sein einziges Schwein den Sechzehnpfennigschatz entrichten⁷². Für den Hausplatz mit Garten⁷³ zahlten er und seine Nachfolger der St.-Ansgarii-Kirche jährlich einen Meierzins, der sich kaum je änderte⁷⁴. Das Stückchen Wechselland war nur wenig größer und gehörte dem Beneficium Sanctae Annae. Der Stellwirt von H gab für seine

70 Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets vom 25. Juni 1691 in StAB 6,21 - VII. a.1.d.; Plan der Großen Neuenlander Weide vom Oberdeichgräfen Du Plat, o. D. (1771); »Haupt-Buch wegen der neuen-Gefälle« in StAB 2 - Z.14. ee.8. (fol. 80 - 80 b); »Pro Memoria« des Notarius beim Dom Johann Heinrich Christian von Einem, o. D. (nach 1807) in StAB 2 - Q.4.B.8.l.; Katasterkarte der Feldmark Neuenland von 1832 in StAB 4,118 - Karten - 120 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20 (Katasterbezeichnungen IV 373 und 374).

71 »Pro Memoria« des Notarius beim Dom Johann Heinrich Christian von Einem, o. D. (nach 1807) in StAB 2 - Q.4.B.8.l.; Schatzhebungsregister von 1625/1626 in StAB 2 - Q.4.A.4.; s. ferner den Anhang I zur vorliegenden Arbeit unter H.

72 Schatzbeschreibung der Vier Gohe von 1581 in StAB 2 - Z.3.c.3. unter »Nienlandt«. Der Hirte erscheint hier nicht mit seinem Zunamen Fo(h)ne(n), sondern als »Segelcke Kohirdte«, so wie er auch im Schatzregister von 1595 in StAB 2 - Z.3.c.6. »Segelke Koherde« heißt.

73 Es handelt sich um die Parzelle mit der Katasterbezeichnung IV 374 (Katasterkarte der Feldmark Neuenland von 1832 in StAB 4,118 - Karten - 120 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20).

74 Er betrug zunächst 3 Bremer Mark 12 Grote. Hinzu kam ein Hofdienst, der manchmal, ab 1620 immer, mit 18 Grote zu Geld gesetzt wurde, so dass sich ein Betrag von 3 Bremer Mark 30 Grote ergab. Dieser erhöhte sich 1630 auf 7 Bremer Mark 10 Grote, aber lediglich dadurch, dass dem Hirten zu denselben Bedingungen wie die Hausstätte auch eine der Kuhweiden auf der Großen Neuenlander Weide eingetan wurde. Der Anteil dieser Kuhweide am Zins machte also 3 Bremer Mark 12 Grote aus, was für den Hirten ausgesprochen vorteilhaft war, da der jährliche Pachtzins für eine solche Kuhweide ab 1629 auf Jahrzehnte hinaus stets mehr als 5 Bremer Mark betrug. Bei dem Zins von 7 Bremer Mark 10 Grote (ab 1670 in Speciestalern ausgedrückt: 3 Rtlr. 18 g.) ist es 90 Jahre lang, bis 1720 also, geblieben. Dann wurde er auf 4 Rtlr. heraufgesetzt (Rechnungsbücher der St.-Ansgarii-Kirche für 1591–1746 (in StAB 2 - T.4.a.2.h.4.a., c., d., e., g., h., i., k., l., m. und n.). 4 Rtlr. ist als Meierzins bei dem Stellwirt von H, Albert Fohne, in die Kontributionsbeschreibung des Obervielands vom 30. November 1742 (in StAB 2 - Q.1.o.4.d.) eingetragen. Als Grundherr erscheint hier »H. Weitsel, Bauherr«, d. h. Ratsherr Daniel Weitsel als einer der beiden Bauherren der St.-Ansgarii-Kirche. Die Kontributionsbeschreibung der Vier Gohe vom 1. Juli 1750 (in StAB 2 - Q.1.o.4.b.) verschweigt dieses Meierverhältnis. Es bestand aber – bei unverändertem Meierzins – noch 1839 (Verifikationsprotokoll Neuenland von 1838/39 in StAB 4,118 - Bücher - 67).

Nutzung ursprünglich drei Taler zu 55 Groten im Jahr, was 2 Rtlr. 21 g. entsprach, und an dieser Zinshöhe hat sich bis 1839 nie etwas geändert⁷⁵.

Die geringe Größe von H verwies den Stellwirt in die niedrigste Bauernklasse, die der Brinksitzer, und 1604 finden wir sein Anwesen denn auch als »Brinckate« bezeichnet⁷⁶. In der Beschreibung des Vermögenszustands der Obervieländer von 1624/1625⁷⁷ kommt der Neuenlander Segelke Fohnen mit dem Zusatz »Warttet der großen Weide« als »Khöter« vor. Durchweg als Köter haben denn auch nicht nur er, sondern auch seine Nachfolger bis in das 19. Jahrhundert hinein gegolten (s. Anhang I, Stelle H). Dies rührte wahrscheinlich zunächst daher, dass zwischen Brinksitzern und Kötern hinsichtlich der jährlichen Abgabe von 3 Groten an den Gohgräfen, die im Obervieland »Kohter und Meygeldt« hieß⁷⁸, kein Unterschied gemacht wurde⁷⁹. Landbesitz in einer Größe, die es rechtfertigte, statt von einer Brinksitzerei von einer Köterei zu sprechen, ist der Stelle erst im 18. Jahrhundert zuteil geworden. Dem Hirten Albert Fohne (1692–1776)⁸⁰ fiel nämlich – vermutlich 1720 oder zu Anfang des Jahres 1721 – eine bedeutende Erbschaft aus Holland in den Schoß. Anscheinend mit dem Hauptteil des geerbten Geldes kaufte er sich nun von dem nachmaligen Bremer Ratsherrn und Bürgermeister Dr. jur. Henrich Köhnen (1692–1768) einen Landstreifen, der sich, unmittelbar östlich des Kirchweges gelegen, an diesem entlang in vier Stücken Breite von der Neuenlander Straße bis zum Buntentorsteinweg hinzog⁸¹. Der zwischen Albert Fohne

75 »Copia Designationes [sic!]« vom 1. April 1669 (Abschrift von 1775), Extrakt Wittheitsprotokolls vom 9. Dezember 1772 und »Einkünfte des Beneficii St. Annae, Martini jedes Jahrs fällig« vom 31. November 1813 in StAB 2 - T.4. a.1. n.; Verifikationsprotokoll Neuenland von 1838/39 in StAB 4,118 - Bücher - 67. In den hier genannten Quellen ab 1772 werden zusätzlich zu den 2 Rtlr. 21 g. als Naturalabgabe zwei Hühner genannt. Die Kontributionsbeschreibungen der Mitte des 18. Jahrhunderts geben zwar den Meierzins mit 2 Rtlr. 21 g. richtig an, nennen jedoch als Grundherrschaft nicht das Beneficium Sanctae Annae, sondern mit »H. Wagner« dessen damaligen Inhaber Elard Wagner (1670–1745), Pastor primarius an Unser Lieben Frauen (Kontributionsbeschreibung des Obervielands vom 30. November 1742 in StAB 2 - Q.1.o.4.d.) bzw. noch abwegiger einfach »U. L. Fr. Kirche« (Kontributionsbeschreibung der Vier Gohe vom 1. Juli 1750 in StAB 2 - Q.1.o.4.b.).

76 »Segelcke Fohne« unter den Neuenlandern in der Pflugschatzbeschreibung der Vier Gohe in NStAS Rep. 5 b F. 104 Nr. 33 XIII.

77 In StAB 2 - Q.4.A.4.

78 Aufzeichnung »Jura des Vogdts«, undatiert, aus dem Zeitraum 1689/1701 stammend, in StAB 2 - Q.4.A.3. a.1.

79 Vgl. die Verhältnisse im Hollerland, wo diese Abgabe als »Rauchhuhngeld« bezeichnet wurde (Hans Hermann Meyer, Der Ausbau ländlicher Siedlungen im Gebiet der Stadt Bremen um die Wende vom 17. bis zum 18. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel des Hodenbergs, 3, in: Brem. Jb., 64 (1986), S. 33-136, hier: 99).

80 Getauft am 28. April 1692 (StAB - Kirchenbuch St. Martini, Taufen); beerdigt am 10. Juni 1776 (StAB - Kirchenbuch St. Pauli, Beerdigungen).

81 Flurbeschreibung der Neuenlander und Lehnstedter Feldmark vom 25. Juni 1691 in den Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets von der Hand des Intendanten Burmeister in StAB 6,21 - VII. a.1. d.; Supplik Albert Vohnes an

und Dr. Henrich Köhnen abgeschlossene Kaufvertrag drohte gegen das 29. Statut von 1433 zu verstoßen, das die Veräußerung von Land auf eine Meile Weges von Bremen an andere als Bremer Bürger verbot. Im vorliegenden Fall wurde das Verbot dadurch umgangen, dass Albert Fohne sich am 23. Juni 1721 mit 100 Reichstalern das altstädtische Bürgerrecht erkaufte⁸².

Auf den Landstreifen längs des Kirchweges ist es zweifellos zurückzuführen, dass der Stellwirt von H in den Quellen manchmal – 1762, wie berichtet, und 1823 –, als halber und ein weiteres Mal, 1739, sogar als voller Baumann eingestuft wurde. Vom Gebäudebestand und Viehbesatz her konnte er sich 1739 auch durchaus mit den Bauleuten seiner Dorfschaft vergleichen: Er besaß jetzt außer dem Haus auch eine Scheune und hielt fünf Pferde sowie vier Kühe⁸³. Zur Zeit der Verlängerung der Neuenlander Straße durch den Unterkrimpel um 1600 hatte davon noch lange keine Rede sein können. Damals gehörte der Hirt auf der Großen Neuenlander Weide, wie berichtet, nur der gerade erst sich bildenden Brinksitzerklasse an und war vermutlich im Bewusstsein seiner Dorfgenossen in erster Linie eben Hirte, unselbständiger Lohnempfänger⁸⁴. Bei Bau und Unterhaltung jenes Straßenstücks hätte er allenfalls Handdienste leisten können, wenn ihm nicht sein Hirtendienst dies ohnehin verbot. Dass er nicht hinzugezogen wurde, überrascht daher nicht.

6. Eine »Lehnstedter« Stelle in Neuenland?

Die Stelle I war 1832 noch kleiner als ursprünglich die Stelle H⁸⁵. Wie aber ist es dann zu erklären, dass sie als Brinksitzerei erst 1823, bis dahin aber als Köterei, ja, um die Mitte des 18. Jahrhunderts sogar mehrmals als Vollhof erscheint?

In der Feldmark Neuenland gehörte 1684 zu I ein Streifen Landes, der sich in vier »Stücken« Breite von der Neuenlander Straße bis zur Ochtum hinzog. 1691 ist von sechs »Stücken« die Rede, aber wohl versehentlich. Die spätere Brinksitzerei war nur das Kopfende dieses Streifens an der Neuenlander Straße, und hier stand auch schon 1691 das Haus⁸⁶. Die den Kontributions-

den Rat vom Januar 1751 mit Anlage (Ratskonklusum vom 10. März 1721) in StAB 2 - Q.4.A.4.

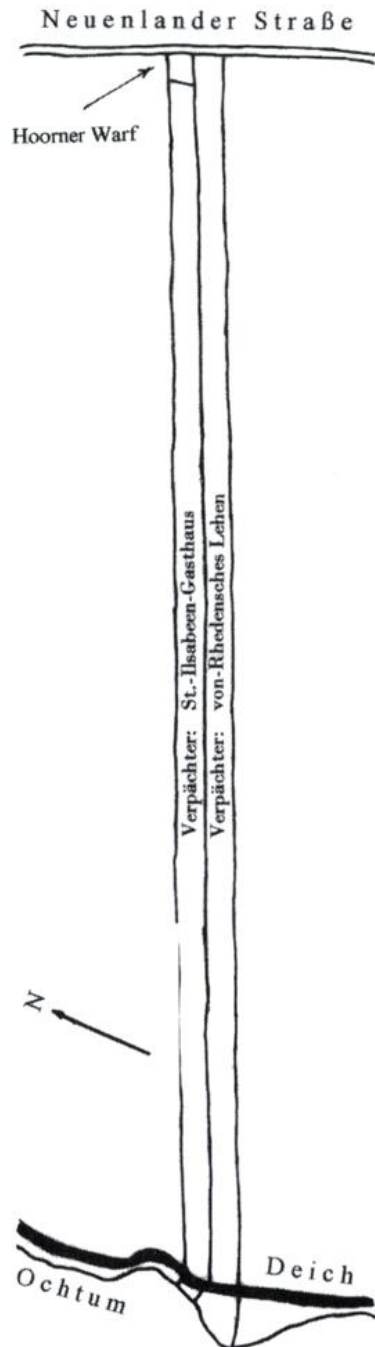
82 Ratskonklusum vom 10. März 1721 in StAB 2 - Q.4.A.4.; Altstadtbürgerbuch, Ur-schrift (Kladde) in StAB 2 - P.8.A.19. a.2.g. (S. 399).

83 Kontributionsbeschreibung der Vier Gohe von 1739 in NStAS Rep. 5 f Fach 41 Nr. 464 eI, Seite 33.

84 Der Kuhhirt auf der Großen Neuenlander Weide empfing, was für 1691 belegt ist, einen jährlichen Geldlohn in Höhe von 4 Rtlr. 32 g., dazu 1 Rtlr. für einen Hut und Schuhe (Rechnungsbuch »Große Weide zum Neuenlande Anno 1691 1692 1693« in StAB 2 - Q.4.B.8.1.).

85 4437 qm gegenüber 9323 qm bei H. Errechnet aus den Angaben im Vermessungsregister der Feldmark Neuenland von 1832 in StAB 4,118 - Bücher - 20 (Katasterbezeichnungen bei I: IV 346 und 347, bei H: IV 373 und 374).

86 Flurbeschreibung vom November 1684 in StAB 6,22 - II.e.6. (1. Hof); Flurbeschreibung in den Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets vom 25. Juni 1691 in StAB 6,21 - VII.a.1.d.; Katasterkarte der Feldmark Neuenland in StAB 4,118 - Karten - 116 bis 124 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20.



beschreibungen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zu entnehmenden Angaben über die Natur des Besitzrechts an dem genannten Streifen verwirren zunächst. 1742 musste angeblich der Stellwirt von I Mitgliedern der Bremer Familie von Rheden insgesamt 51 Rtlr. 57 g. und dem St.-Isabeen-Gasthaus 53 Rtlr. jährlichen Meierzins geben⁸⁷; 1750 dagegen erfahren wir, dass in jedem Jahr 51 Rtlr. 53 g. dem von-Rhedenschen Lehen als Meierzins zustanden, während von dem St.-Isabeen-Gasthaus als Grundherr überhaupt nicht mehr die Rede ist⁸⁸.

Wie aus den Akten des von-Rhedenschen Lehens hervorgeht, handelte es sich bei dessen Anteil an den Ländereien von I um des besagten Streifens östliche Hälfte⁸⁹ (s., auch für das Folgende, Karte 4). Diese Hälfte besaß der Stellwirt von I aber nicht zu Meierrecht. Vielmehr bestand zwischen ihm und dem von-Rhedenschen Lehen nur ein Pachtverhältnis. Das fragliche Land war, soweit der Administrator des Lehens 1824 feststellen konnte, niemals an irgend jemand anders als den bäuerlichen Besitzer der Stelle I verpachtet gewesen, und noch 1818 war diesem die Pacht um zehn Jahre verlängert worden⁹⁰. Die Kontributionsbeschreibungen von 1742 und 1750 zeichnen also, indem sie den Eindruck hervorrufen, es handele sich um Meierland, ein falsches Bild.

Karte 4: Die Ländereien Stelle I in der Neuenlander Feldmark um die Mitte des 18. Jahrhunderts

87 Kontributionsbeschreibung des Obervielands vom 30. November 1742 in StAB 2 - Q.1.o.4. d.

88 Kontributionsbeschreibung der Vier Gohe vom 1. Juli 1750 in StAB 2 - Q.1.o.4. b.

89 Die Parzellen mit den Katasterbezeichnungen IV 347-353 (Schreiben des Administrators des von-Rhedenschen Lehens, Senator Dr. Berck, an den Inspektor des bremischen Lehnswesens, Senator Dr. Schumacher, vom 2. Mai 1824 und »Extract aus den Vermessungs-Registern der Neuenlander Feldmarck für von Rheden Lehn« vom 5. März 1839, beides in StAB 2 - Q.1.r.1. Nr. 6).

90 Schreiben des Administrators des von-Rhedenschen Lehens, Senator Dr. Berck, an den Inspektor des bremischen Lehnswesens, Senator Dr. Schumacher, vom 2. Mai 1824 in StAB 2 - Q.1.r.1. Nr. 6. Fest steht, dass 1709 Pächter in der Tat der Stellwirt von I, damals »Gerdt Tolcken«, war (schriftliche Erklärung von Dr. Joh. von Rheden vom 4. Juli 1709, Abschrift, in StAB 6,27 - XVII. e.3.).

Die westliche Hälfte des Streifens war das Land, das dem St.-Ilsabeen-Gasthaus gehörte⁹¹. Aber auch hier handelte es sich, zumindest überwiegend, nicht um Meier-, sondern um Pachtland. Aus den Rechnungsbüchern des St.-Ilsabeen-Gasthauses, die für die Jahre 1682 bis 1782 fast lückenlos vorliegen⁹², ergibt sich nämlich das Folgende: An »Land Häuer« zahlten die aufeinander folgenden bäuerlichen Besitzer der Neuenlander Stelle I dem Stift von 1682 bis 1768 jährlich drei Reichstaler und in den Jahren 1714, 1715 sowie 1723–1768 zusätzlich einen Betrag, dessen Höhe zwischen 50 und 64 Reichstaler schwankte. Es fällt auf, dass dieser zusätzliche Betrag sich zuerst alle zehn Jahre änderte: Von 1714 bis 1723 lautete er auf 55 Rtlr., von 1724 bis 1733 auf 56 Rtlr., und von 1734 bis 1743 auf 50 Rtlr. Dies lässt an Pachtverträge von zehnjähriger Gültigkeit denken. Dass 1742 und 1743 vorübergehend von »Land Miethe« statt, wie sonst immer, von »Land Häuer« die Rede ist, erhärtet diese Vermutung⁹³. Vollends bestätigt wird sie dadurch, dass es 1743 einmal heißt: »Das Land an G. Tölken Wittwe ist auf 8 folgende Jahre zu 60 Rtlr. verhäuret, laut gemachten Contract«⁹⁴. Nach Ablauf der acht Jahre, 1752, wurde der jährliche Pachtzins von 60 auf 58 Rtlr. ermäßigt, nach weiteren 16 Jahren, 1768, aber wieder auf 64 Rtlr. erhöht. Wofür wurde er, und wofür wurde dagegen der stets in gleicher Höhe von 3 Rtlr. fällige jährliche Betrag bezahlt? Bei letzterem findet sich 1744 und 1745 der Vermerk »wegen Ho(o)rner Warf«⁹⁵. Unter »Warf« verstand man im Bremer Gebiet einen von Menschenhand aufgeworfenen Hügel, dessen Bestimmung es war, ein auf ihm errichtetes Haus vor Überschwemmungen zu bewahren⁹⁶. Daher wird »Ho(o)rner Warf« das Grundstück bezeichnet haben, auf dem das Gehöft der Stelle I zu finden war. In der Tat lag – um 1820 – dieser Hofplatz mit dem Haus an der Neuenlander Straße auf dem westlichen, dem St.-Ilsabeen-Gasthaus gehörigen Anteil des bäuerlichen Besitzstreifens, während der östliche, dem von-Rhedenschen Lehen zugehörige Anteil hier einen Küchengarten aufwies⁹⁷. Wenn aber die jährlichen drei Reichstaler für das kleine Hausgrundstück an der Neuenlander Straße bezahlt wurden, dann muss der Pachtzins von 50, 55, 56, 57, 58, 60 oder 64 Rtlr.

91 Wittheitskonklusum, Konzept, vom 28. Januar 1818 in StAB 2 - T.6.h.6. und Schreiben des Administrators des von-Rhedenschen Lehens, Senator Dr. Berck, an den Inspektor des bremischen Lehnswesens, Senator Dr. Schumacher, vom 2. Mai 1824 in StAB 2 - Q.1.r.1. Nr. 6.

92 In StAB 2 - T.6. h.9. a.1. - 2.; StAB 2 - T.6. h.9. b. - c.

93 Bei »Land Häuer« kann man nicht sicher sein, ob Pacht oder ein meierrechtliches Verhältnis vorliegt.

94 Administrationsrechnung des St.-Ilsabeen-Gasthauses für 1743 in StAB 2 - T.6. h. 9. b.

95 Administrationsrechnungen des St.-Ilsabeen-Gasthauses für 1744 und 1745 in StAB 2 - T.6. h.9. b.

96 Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, 5, Bremen 1771, S. 194 u. 307.

97 Wittheitskonklusum, Konzept, vom 28. Januar 1818 in StAB 2 - T.6.h.6. und Schreiben des Administrators des von-Rhedenschen Lehens, Senator Dr. Berck, an den Inspektor des bremischen Lehnswesens, Senator Dr. Schumacher, vom 2. Mai 1824 in StAB 2 - Q.1.r.1. Nr. 6.

im Jahr für das hinter diesem Grundstück gelegene gesamte übrige vom St.-Ilsabeen-Gasthaus zur Leihe genommene Land bezahlt worden sein.

Damit drängt sich die Frage auf, ob die drei Reichstaler für den »Ho(o)rner Warf« ebenfalls Pachtzins oder nicht vielmehr Meierzins waren, also die Frage nach dem Besitzrecht des Stellwirts von I an seinem Hausplatz. Zwei Gründe sprechen für das Meierrecht:

1. Der Bau eines Hauses auf Land, an dem der Bauherr nur ein auf eine bestimmte Anzahl von Jahren befristetes Besitzrecht genoss, war im Bremer Landgebiet des 17. und 18. Jahrhunderts nicht üblich.
2. Die jährliche Abgabe für den Hausplatz von I, drei Reichstaler, wurde in der ganzen Zeit von 1682 bis 1768 im Gegensatz zu dem Pachtzins für das übrige Land des St.-Ilsabeen-Gasthauses kein einziges Mal angehoben oder gesenkt. Deutet eine solche über achtzigjährige Unveränderlichkeit an sich schon auf das Vorliegen eines meierrechtlichen Verhältnisses hin, so erst recht angesichts des 1720 ergangenen Verbots des Bremer Rats, den Meierkanon zu erhöhen⁹⁸.

Es gibt aber auch Anzeichen dafür, dass ein Pachtverhältnis vorliegen könnte:

1. In der Kontributionsbeschreibung von 1750 taucht, wie berichtet, das St.-Ilsabeen-Gasthaus als Grundherr des Stellwirts von I überhaupt nicht auf. Dies ist zweifellos als Korrektur der Angaben in der Kontributionsbeschreibung von 1742 zu verstehen, eine Korrektur übrigens, die man ja im Fall des von-Rhedenschen Lehens versäumte. Das heißt: Das *gesamte* durch den Stellwirt von I bewirtschaftete Land des St.-Ilsabeen-Gasthauses galt 1750 amtlich als Pachtland und wurde deshalb bei der Veranlagung zur Kontribution nicht berücksichtigt.
2. In den Rechnungsbüchern des St.-Ilsabeen-Gasthauses wird das Geld für den »Ho(o)rner Warf« niemals ausdrücklich als Meierzins von dem Pachtzins für die übrigen dem Stellwirt von I überlassenen Ländereien unterschieden, ja zuweilen – 1724 und 1747–1756 – und stets ab 1769 nicht einmal getrennt aufgeführt.

Die Verwaltung des St.-Ilsabeen-Gasthauses befand sich 1818 im Hinblick auf den »Ho(o)rner Warf« im Besitz weder einer Pachtvertragsurkunde noch eines Meierbriefs, so dass sie selbst nicht wusste, ob ihr an dem Areal die Rechte eines Grundherrn oder eines Verpächters zustanden. Um klare Verhältnisse zu schaffen, verkaufte sie daher dem damaligen Stellwirt von I, Friedrich Heinrich Muthwill, dessen Hofplatz für 200 Taler Gold zu vollem Eigentum. Das Pachtland dahinter hatte sie ihm vorher bereits entzogen⁹⁹.

98 Albert Hermann Post, Das gemeine deutsche und hansestadtbremische Immobilienrecht und Familienrecht auf Grundlage der modernen Volkswirtschaft, Bremen 1871, S. 229.

99 Wittheitskonklusum, Konzept, vom 28. Januar 1818, in StAB 2 - T.6. h.6.; Wittheitsprotokoll vom 28. Januar 1818 in StAB 2 - P.6. a.9. c.3. b.72. (S. 27).

Dieses hintere Land gibt nun noch ein weiteres Rätsel auf. Wie dargestellt, wurde es erst von 1714 an dem Stellwirt von I verpachtet. Und auch danach hatte dieser es keineswegs kontinuierlich inne: 1716 bis 1721 war Pächter vielmehr – zum unveränderten Zins von 55 Rtlr. – ein gewisser Christian Lepper¹⁰⁰, und 1722 teilten sich Lepper und der damalige Inhaber von I, Gerdt Tölcken, die Pacht¹⁰¹. Christian Lepper war der Pächter auch in den Jahren 1708 bis 1713. Ihm waren voraufgegangen Eltermann Bernhard Meyer bzw. dessen Erben von spätestens 1700 bis 1707 (jährlicher Pachtzins wie noch bei Lepper: 40 Rtlr.) und Frerich Kasseboom von spätestens 1682 bis 1688 (jährlicher Pachtzins: zunächst 30, dann 32 Rtlr.)¹⁰². Der von den oben angeführten Flurbeschreibungen hervorgerufene Eindruck, der Stellwirt von I habe 1684 und 1691 den gesamten damals mit seinem Namen in Verbindung gebrachten Landstreifen zwischen der Neuenlander Straße und dem Ochtumdeich mindestens zu Meierrecht besessen, führt daher in die Irre. In Wirklichkeit bestand ein meierrechtlicher oder eigentlich nur gleichsam meierrechtlicher Besitz lediglich an der Hofreite in der Nordwestecke des Streifens. Dessen ganze östliche Hälfte war Pachtland und der Rest – die westliche Hälfte ohne die erwähnte Hofreite – nicht einmal dies: Hier kann vielmehr der Stellwirt von I damals Nutzungsansprüche nur insofern gehabt haben, als sie ihm vom Pächter informell als Entgelt für gewisse uns unbekanntes Leistungen gewährt worden sein mögen. Für solche Leistungen kommt vor allem die Unterhaltung von Fleet- und Deichstrecken in Frage. Sollte man daher jene Flurbeschreibungen in erster Linie als eine Art Deichrollen betrachtet haben, so wäre die Nennung des Stellwirts von I anstelle des von-Rhedenschen Lehens und des St.-Ilsabeen-Gasthauses zwar letztlich immer noch höchst merkwürdig, aber wenigstens nicht ganz ohne einen Funken Folgerichtigkeit. Immerhin rechnet auch die Deichrolle des Obervielands von 1774 den Streifen zur Stelle I¹⁰³.

Jedenfalls zeigt sich: Die Einstufung Gerd Tölckens, seiner Witwe und seines mutmaßlichen Sohnes Harm als Vollhofbesitzer 1742, 1750 und 1762 lag weit neben der Wirklichkeit. Auch für die ihrer Vorgänger als Köter im 17. Jahrhundert scheint dies zu gelten, denn an ihrem Land in der Neuenlander Feldmark einschließlich der Hausstätte hatten sie ja, soweit wir zurückblicken können, nur ein äußerst prekäres Besitzrecht. Ja, man beginnt zu zweifeln, ob der erste Stellwirt auf I von einer Grundherrschaft – sei diese nun das St.-Ilsabeen-Gasthaus oder eine andere gewesen – regelrecht angesetzt worden ist. Durchaus denkbar wäre auch ein »wildes« Sich-anbauen auf – zumindest ursprünglich – nur pachtweise überlassenem Land¹⁰⁴. –

100 Administrationsrechnungen des St.-Ilsabeen-Gasthauses für 1716–1721 in StAB 2 - T.6. h.9. a.1.

101 Administrationsrechnung des St.-Ilsabeen-Gasthauses für 1722 in StAB 2 - T.6. h.9. a.2.

102 Administrationsrechnungen des St.-Ilsabeen-Gasthauses für 1682–1688 und 1700–1713 in StAB 2 - T.6. h.9. a.1. Für die Jahre 1689–1699 haben sich keine Administrationsrechnungen des St.-Ilsabeen-Gasthauses erhalten.

103 Deichrolle des Obervielands von 1774 in StAB 2 - Q.4.A.9.b. (S. 92).

104 Bezeichnenderweise nahm 1824 das Gehöft der Stelle I nicht nur den »Ho(o)rner Warf« ein. Seine Scheune und ein Ziehbrunnen, den eine mit »16« beginnende

Dies ist allerdings nur die eine Seite der Geschichte. Es bleibt nämlich noch zu berücksichtigen, dass 1742 zur Stelle I auch drei Parzellen von insgesamt 18 Tagewerk »Erbland«, also Grundeigentum, gehörten¹⁰⁵, die überwiegend in der Feldmark Lehnstedt lagen und teils 1801 zum Besten der Erben des Stellwirts Harm Toelken, teils 1824 der Exekutionsordnung gemäß öffentlich verkauft wurden¹⁰⁶. Und in diesem Zusammenhang lässt Folgendes aufhorchen: Die mit der erwähnten Flurbeschreibung von 1691 verbundene Hausväterliste vermerkt ausdrücklich einige der zwölf uns als »Apostel« bekannten Bauern als nicht in Neuenland, sondern »im Lehnsteterfelde« ansässig, und zwar nicht nur, wie zu erwarten, die Stellwirte von K, L und M, sondern erstaunlicherweise auch den von I¹⁰⁷. Widerspricht dies nicht der Angabe über den Standort des Hauses in der gleichzeitigen Flurbeschreibung? Liegt ein Versehen vor? Oder war der Stellwirt von I trotz seines Wohnsitzes in Neuenland nicht hier Markgenosse, sondern in Lehnstedt? Dies ist, obwohl prinzipiell möglich, auszuschließen, denn im ganzen 17. Jahrhundert waren die aufeinander folgenden bäuerlichen Inhaber von I weder in Neuenlande noch in Lehnstedt jemals Wasser- oder Landesgeschworene und an der Weiderechtigkeit der Lehnstedter – im Gegensatz etwa zu den Stellwirten von K, L und M – unbeteiligt¹⁰⁸. Denkbar ist auch, dass die Hofreite von I irgendwann in der Vergangenheit einmal von Lehnstedt nach Neuenland verlegt worden war, was freilich voraussetzt, dass die Stelle zu jenem Zeitpunkt sowohl in Lehnstedt als auch in Neuenland über Grundbesitz zumindest in der Größe eines Hausplatzes verfügt hatte.

Für die schiere Existenz von I gibt es sichere Belege immerhin schon für die Zeit um 1650 (vgl. Anhang I), ja, zwei Listen, die kurz vor der für Anhang I als ältester verwendeten von 1626 entstanden sind – wir zogen sie im Zusammenhang mit Windeler Lampe auf Stelle A schon einmal heran –, lassen in dieser Hinsicht noch ein wenig weiter zurückblicken: das Schatz- und Hofdienstgeldregister des Obervielands von 1623 und die Beschreibung des Vermögenszustands der dortigen Hausleute von 1624/1625¹⁰⁹. Die Liste von 1623 führt unter »Nienlander« zwölf Namen auf, diejenige von 1624/1625 unter

Jahreszahl zierte, befanden sich vielmehr auf dem daneben gelegenen Land des von-Rhedenschen Lehens, von dem nie zweifelhaft war, dass es der Stellwirt von I lediglich gepachtet hatte (Schreiben des Administrators des von-Rhedenschen Lehens, Senator Dr. Berck, an den Inspektor des bremischen Lehnswesens, Senator Dr. Schumacher, vom 2. Mai 1824 in StAB 2 - Q.1.r.1. Nr. 6 f.).

105 Kontributionsbeschreibung des Obervielands vom 30. November 1742 in StAB 2 - Q.1.o.4. d.; »Specification Dehrer sämtl. Eingeseßenen zu Habenhausen, Alcken Arste, Neuenlande et am Steinwege, wie viel Land Dieselbe besizen, und wovon Sie sich ernehren« vom Oktober 1748 in StAB 2 - Q.1.o.4. d.

106 Distraktionsanschlüge vom 21., 22. und 23. Juli 1801 in StAB 2 - P.2.n.3.h.2.c.81.b. sowie vom 25. Mai und 29. Juni 1824 in StAB 2 - P.2.n.3.h.2.c.104.

107 Hausväterliste und Flurbeschreibung in den Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets vom 25. Juni 1691 in StAB 6,21 - VII. a.1. d.

108 Bescheid des obervieländischen Gohgräfengerichts »die Drifften betreffend« vom 10. April 1672 in StAB 2 - Q.4.B.9. d.

109 Beide in StAB 2 - Q.4.A.4.

»Nyenlander« nur neun. Wie ein Vergleich mit der in Anhang I schon erfassten Liste von 1626 ergibt, nennt diejenige von 1624/1625 die »Nyenlander« in der Reihenfolge von Ost nach West, wobei zwischen D und E »De Wilkensche« mit dem Zusatz »Pauper« eingeschoben ist, also wohl eine arme Witwe, die weder vorher noch nachher wieder vorkommt und deshalb im Folgenden vernachlässigt werden soll. Es verbleiben damit in dieser Liste als Neuenlander Stellen die acht von A bis H. Die Namen der »Nienlander« von 1623 folgen einander in willkürlicher Reihe. Acht von ihnen decken sich mit denen der Inhaber der Stellen A bis H aus der Liste von 1624/1625. Die verbleibenden vier sind eigenartigerweise alle mit dem Vermerk »ist ein len(e)ster« versehen, obwohl auf die Rubrik der »Nienlander« ohnehin noch eine mit »Lenester« überschriebene folgt, die übrigens diese vier Namen erwartungsgemäß nicht noch einmal bringt. Drei von ihnen lassen sich, zumal die Bauernklassenzugehörigkeit bei jedem angegeben ist, durch Vergleich mit den Namen von 1626 ohne Schwierigkeiten als die der Bauleute auf K, L und M identifizieren und kehren in der Liste von 1624/1625 unter »Lehensteder« wieder, nämlich als erste dort Genannte. Der vierte, ein »Hinrich Mollemann«, ist als Köter kenntlich gemacht. Er taucht in der Liste von 1624/1625 seltsamerweise nicht auf, wohl aber wieder, als »Hinrich Möleman« in der von 1626, nämlich an zwölfter Stelle unter »Nienlander vndt Lehnsteder« (diese Liste unterscheidet nicht zwischen beiden). Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder die Köterei dieses Hinrich Mollemann/Möleman ging nach 1626 ein, und die uns unter dem Buchstaben I bekannte ist dann als eine völlig neue entstanden, oder die beiden sind miteinander identisch. Letzteres ist immerhin schon an sich wahrscheinlicher. Damit wäre dann I auch schon für 1623 und 1626 als eine »Lehnstedter« Stelle nachgewiesen, und die Wahrscheinlichkeit, dass ihr Gehöft damals auch wirklich noch in Lehnstedt lag, ist nunmehr gestiegen.

Aus dem Jahre 1612 liegt ein »Register der Bruggehöner«¹¹⁰ vor, das diejenigen Bauernstellen auf dem linken Weserufer aufführt, die den Bauherren des Bremer Bauhofs jährlich ein Huhn geben mussten. Unter ihnen sind sechs »Zum Nyenlande« verzeichnet, nämlich die auf den Stellen A, B, D, E, F und G. Der Inhaber von C, Aren(d)t Butel(l)man(n), fehlt offensichtlich nur deshalb, weil er zu dieser Zeit, wie noch 1623 und 1624/1625, als Köter galt¹¹¹. Dass der Brinksitzer und Hirt auf der Großen Neuenlander Weide (H) unerwähnt blieb, verwundert nicht. Ein möglicher Stellwirt von I ist in dem Register gleichfalls nicht zu entdecken. Selbst wenn es ihn schon gab, musste er, entweder weil er Köter war oder weil seine Hofreite noch in Lehnstedt lag, wegfallen. Im letzteren Fall betraf ihn eine Vorschrift, die da lautete: »Die Neyenlander, so Land haben, uff dieser seite der Nienlander straße geben alle Jahr [zu ergänzen: statt des Brückenhuhns] 2 Weide«¹¹² (vgl. Anhang III).

110 Abschrift von 1669 in StAB 2 - P.2.n.6.b.Ff.1.b.2.

111 In einer Pflugschatzbeschreibung von 1604 (in NStAS Rep. 5 b Fach 104 Nr. 33 XIII) ist er als halber Baumann ausgewiesen.

112 »Register der Bruggehöner« von 1612 (Abschrift von 1669) in StAB 2 - P.2.n.6.b.Ff.1.b.2. Die Angabe über die zwei Weiden ist der deutlichste Hinweis darauf,

Über diese Abgabe und die zu ihr Verpflichteten erfährt man weiter nichts. Die Untersuchung des Registers von 1612 hat also dem, was wir über die frühe Geschichte von I bereits wissen, nichts hinzugefügt, dafür aber unsere sich auf die Listen der Wassergeschworenen stützende Behauptung, dass mit einer Beteiligung von westlich der Stelle G in der Neuenlander Feldmark gelegenen bäuerlichen Anwesen an der um 1600 vorgenommenen Verlängerung der Neuenlander Straße bis zur Huckelriede nicht zu rechnen ist, weiter erhärtet.

7. Die Neuenlander und der Kirchweg

Karte 5 zeigt, wie sich der Landbesitz der sieben Neuenlander Stellen A – G, soweit er 1832 in der Neuenlander Feldmark lag, über diese verteilte. Eines wird sofort deutlich: Er lag so gut wie ganz in dem östlich der Großen Neuenlander Weide gelegenen Teil der Feldmark und füllte diesen nahezu aus. Schon für 1684 gilt, wie die schon oft genannte Flurbeschreibung dieses Jahres lehrt, dasselbe mit dem einzigen Unterschied, dass die in den Worten »so gut wie« zum Ausdruck kommende Einschränkung nicht einmal gemacht zu werden braucht.

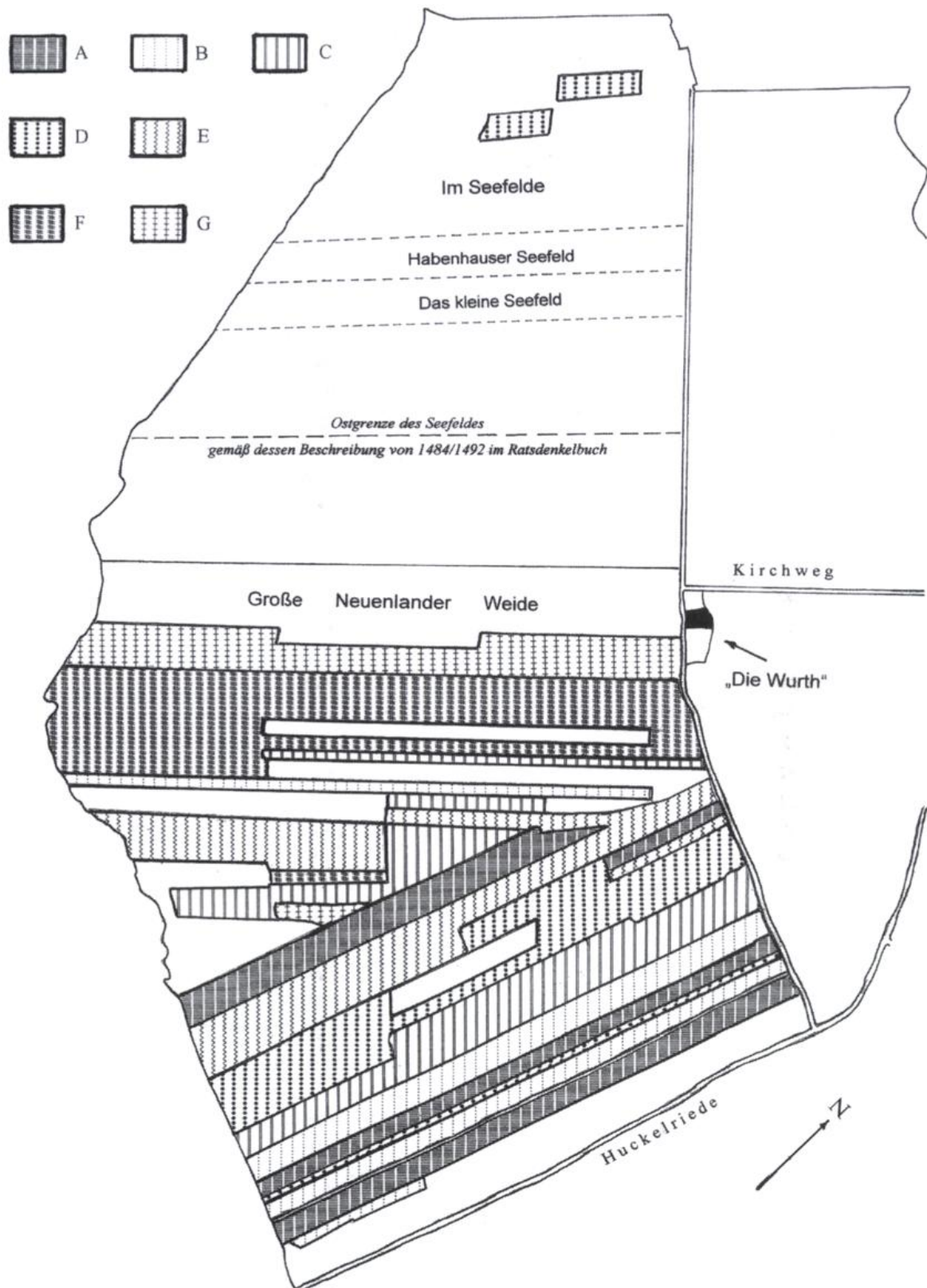
Östlich der Großen Neuenlander Weide heißt auch östlich der Einmündung des Kirchweges in die Neuenlander Straße, denn der Kirchweg lief gerade auf die Weide zu. Im Verifikationsprotokoll des Katasters heißt es über ihn 1838¹¹³:

»Der Kirchweg soll eigentlich zu den sieben östlich belegenen Bauerhöfen gehören, da jedoch derselbe von der ganzen Dorfschaft, mit Ausnahme von Diedr. Struthoff benutzt werde, so hätten auch sämtliche Ländereien zur Unterhaltung desselben, so wie zur Legung einer neuen Brücke beizutragen, weshalb die Landgeschworenen Hermann und Lüder Solte auch das Recht für die ganze Dorfschaft in Anspruch nahmen, wobei sie bemerkten, dass auch Struthoff den Weg zuweilen benutze, daher auch zur Unterhaltung desselben beitragen müsse, wie er denn auch schon zu den Kosten der Brücke hinzugezogen sei. Struthoff ist damit einverstanden. Der zu diesem Wege gehörige Deichschlag sei immer von den 7 Höfen allein unterhalten.«

Die Unterhaltung des Kirchwegs, der ja nicht über Neuenlander, sondern über Lehnstedter Grund und Boden verlief, kam folglich traditionell den Neuenlander Stellen A – G zu, und erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bahnte sich hierin ein Wandel an. Besonders deutlich zeigt sich jene alte

dass die »Brugggehöner« auf die jährlichen Beiträge zur Unterhaltung der Bremer Weserbrücke zurückgehen, die um 1250 in einer Urkunde (Bremisches Urkundenbuch, 1, Nr. 247) festgesetzt wurden, denn in dieser heißt es ausdrücklich: »Item Ledense duarum vaccarum pascua«. Die Dörfer Strom und Huchting sollten damals Hühner (»pullos«) geben, und in Stuhr konnten an die Stelle eines Huhns drei Pfennige treten. Alle übrigen Dörfer jedoch – es wurden weit mehr genannt als 1612 – waren zur Zahlung eines Geldbetrags verpflichtet, so auch Neuenland.

113 Verifikationsprotokoll Neuenland in StAB 4,118 - Bücher - 67. Zu dem im Text erwähnten Diedr. Struthoff s. Anhang I unter M.



Karte 5: Die Ländereien der Neuenlander Stellen A – G in der Neuenlander Feldmark und »Die Wurth« in der Feldmark Lehnstedt 1832

Pflicht der sieben Neuenlander daran, dass sie weiterhin den zum Weg gehörigen Deichschlag instand halten mussten. Hinsichtlich des Kirchwegs hatte also die gleiche Regelung bestanden wie hinsichtlich des um 1600 geschaffenen Schlusstücks der Neuenlander Straße durch den Unterkrimpel. Besonders schön kommt diese Tatsache in ein paar Worten zum Ausdruck, die während des großen Viehsterbens der Mitte des 18. Jahrhunderts der Stellwirt von G, Henrich Bätjer (vgl. Anhang I) seinem Anschreibebuch anvertraute¹¹⁴:

»1749 den 2. Iulius ist der Schlagbaum auff der neuenlander Bauerstraße und den 8. Iulus [sic!] der schlagbaum auff den Karckwege gemachet auff H. Gogräfen order daß sie geschlossen sein sollten, weil daß Vieh aller orten starb, und zum neuenlande war es damals noch gut, welche beyde Schlagbaume wir 7 Bauren bezahlet haben, kostet meinen Theil beyde 50 g.«

Diese Textstelle belegt im Übrigen den oben schon mehrfach angeführten Namen Neuenlander Bauerstraße für die um 1600 geschaffene durch den Unterkrimpel führende Verlängerung der Neuenlander Straße bis zur Huckelriede¹¹⁵.

Noch einmal aber muss vom Kirchweg die Rede sein. 1398 ordneten Domkapitel und Rat im Gegensatz zu dem soeben Gehörten an: »De van Ledenze unde van Nyenlande scolet maken den kerchwech.«¹¹⁶ Demnach wären an der Unterhaltung des Kirchwegs in sehr ferner Vergangenheit auch einmal die Lehnstedter beteiligt gewesen. Diese können aber kaum ein Interesse an dem Weg gehabt haben, jedenfalls längst nicht ein so großes wie die Neuenlander, für die er die kürzeste Verbindung zur Stadt war und damit auch zur St.-Martini-Kirche, wo sie bis 1748 eingepfarrt waren¹¹⁷. Nur diesem letzteren Umstand hat der erstmals 1360 erwähnte Weg überhaupt seinen Namen zu verdanken¹¹⁸. Man kann sich daher nicht vorstellen, dass die Lehnstedter den Kirchweg je in nennenswertem Maße oder eine nennenswerte Zeit hindurch mit unterhielten. Umgekehrt trug schon dessen Plazierung, die ja auf die Streichrichtung der Lehnstedter Besitzstreifen Rücksicht nehmen musste, den

114 »Auszüge aus einer Neuenlander Familien-Chronik des 18. Jahrhunderts« in StAB 2 - P.1. - 184 (S. 32-33).

115 Der von Bätjer erwähnte dortige Schlagbaum ist nicht zu verwechseln mit dem vom Bremer Rat unterhaltenen abschließbaren Schlagbaum am entgegengesetzten Ende der Neuenlander Straße, wo diese in den Wardamm einmündete. Dessen Sinn war es, fremde Fuhrleute, die sich auf dem Weg von Holland ins Hannöversche befanden, daran zu hindern, durch Benutzung der Neuenlander Straße die Zahlung der Akzise am Hohentor zu umgehen (Akten in StAB 2 - Q.4.B.8.c.).

116 Urkunde vom 24. Juli 1398 (Bremisches Urkundenbuch, 4, S. 289 [Nr. 221]).

117 Schomburg (wie Anm. 18), S. 44 (Nr. 188).

118 So schon Buchenau (wie Anm. 52), S. 149. Die beiden von Monika Porsch, Bremer Straßenlexikon, 2 (Neustadt), Bremen 1995, S. 57, angebotenen Deutungen sind verfehlt, weil nach ihnen der Name nicht vor 1875 bzw. 1772 aufgekommen sein kann. – Zu der ersten Erwähnung des Kirchwegs kam es in der notariellen Beglaubigung eines Zeitleihevertrags vom 15. März 1360 (Bremisches Urkundenbuch, 3, Nr. 152), und zwar im Zusammenhang mit der Pflicht eines Neuenlander Bauern, sich an der Unterhaltung des Weges zu beteiligen (s. auch Deike [wie Anm. 60], S. 74).

Bedürfnissen der Neuenlander Bauerschaft, wie wir die Stellen A – G jetzt ruhig nennen wollen, – freilich auch denen der Interessenten der Großen Neuenlander Weide – hervorragend Rechnung. Wie aus dem Kartenbild abzulesen ist, hätte nämlich eine Anlage des Kirchwegs weiter östlich für diejenigen Neuenlander Gehöfte, die dann westlich von ihm zu liegen gekommen wären, eine größere Entfernung zur Stadt bedeutet, wohingegen eine Anlage weiter westlich den Kirchweg selbst unnötig verlängert hätte. Wir müssen daher davon ausgehen, dass schon, als dieser Weg geschaffen wurde, also spätestens 1360, die Neuenlander Bauernhöfe mit so gut wie all ihren Ländereien nur die Osthälfte der Neuenlander Feldmark ausfüllten, wie wir das betreffs jener sieben noch für 1684 und 1832 nachgewiesen haben.

8. Die »kluß«

Erst vor dem Hintergrund des bis hierher Erarbeiteten bekommen zwei Sätze eines undatierten Textes, den eine Hand des späten 16. Jahrhunderts in das Ratsdenkelbuch schrieb (vgl. Anhang IV), einen Sinn. Da der Text zweimal die »Kattenborch« erwähnt, welche 1577 beim Kattenturm erbaut wurde¹¹⁹, kann er frühestens in diesem Jahre entstanden sein. Seine erste Hälfte (Anhang IV, Klauseln [1]–[4]) beschäftigt sich mit der Huckelriede und braucht uns hier nicht zu interessieren. In der zweiten Hälfte geht es um gewisse Gräben in der Feldmark Neuenland. Die Arster Wasserlösung, von der Klausel [5] handelt, ist mit der Neuenlander Wasserlöse identisch, die in den später so genannten Hakenburger See floss¹²⁰. Auch mit ihr brauchen wir uns im vorliegenden Zusammenhang nicht zu befassen. In Klausel [6] geht es um den Graben längs der Neuenlander Straße¹²¹ und zwar auf einer Strecke, von der gesagt wird, dass die Neuenlander Bauern sie zu unterhalten hätten, nämlich, was besonders wichtig ist, jeder seinen Anteil. Dies bedeutet, dass hier der Graben von den Genannten nicht etwa gemeinsam, sondern nach Anschuss Landes instandzuhalten war. Das kann nach dem, was wir jetzt wissen, nur auf der Strecke zwischen dem Unterkrimpel und der Großen Neuenlander Weide der Fall gewesen sein. Es fragt sich unter diesen Umständen, was mit der »kluß, Dar de kluser ynnne wonet«, die als am unteren Ende dieser Strecke befindlich beschrieben wird, gemeint ist.

»Kluse« ist nicht nur eine Klausel, Mönchszelle oder Einsiedlerwohnung, sondern auch allgemein ein enges Häuschen¹²². Hat der Schreiber also vielleicht das Hirtenhaus auf der Großen Neuenlander Weide im Sinne gehabt, falls dieses zur Zeit der Abfassung des Textes schon stand?

119 Johann Renner, *Chronica der Stadt Bremen*, Transkription von Lieselotte Klink, Bremen 1995, 1, S. 668 - 669.

120 Meyer (wie Anm. 6), 1, Hamburg 1977, S. 24.

121 Es muss sich um den Graben handeln, der die Straße auf ihrer *südlichen* Seite begleitete. Er wird 1838 im Gegensatz zu dem nördlichen Graben als »Hauptwasserzug« bezeichnet und war damals in einer Breite von 10 Fuß, also fast 3 m, zu unterhalten (Verifikationsprotokoll Neuenland, in StAB 4,118 - Bücher - 67).

122 Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, 2, Bremen 1767, S. 814.

Betrachten wir zunächst die übrige Strecke des Grabens, von der in Klausel [7] die Rede ist. Hier wird erwähnt, dass deren eines Ende durch »Scharrembekenn huß«, das andere durch »Anckemans huß« markiert sei. »Scharrembekenn huß« kann nicht das Haus eines Schatzpflichtigen sein, denn in den Schatzregistern der Zeit nach 1577 wie im Übrigen auch in den noch älteren kommt unter den Neuenlandern ein Name wie Scharrembek nicht vor¹²³. Vom Schatz befreit waren vor allem die bürgerlichen Landgüter. Wahrscheinlich also war »Scharrembeken huß« das Herrenhaus eines solchen Landguts und Scharrembek dessen bürgerlicher Besitzer. Hier hilft ein zweiter im Ratsdenkelbuch enthaltener Text weiter, der dem ersten wohl nicht zufällig auf dem Fuße folgt¹²⁴. Unter der Überschrift »Dyt nascrevenn horet tom Sheuelde [d. i. Seefelde]« ist er eine Flurbeschreibung des westlichsten Teils der Feldmark Neuenland. Die einzelnen Besitzstreifen sind mit ihrer Größe, ausgedrückt in »Verdell« (Viertel), und ihren Eignern angegeben. Wie ein Vergleich mit den Flurbeschreibungen von 1684¹²⁵ und 1691¹²⁶ ergibt, folgen im Text des Ratsdenkelbuchs die Streifen einander von Westen nach Osten¹²⁷. Beim ersten, also westlichsten Streifen fehlt die »Verdell«-Zahl. Er ist bloß durch die Worte »Henrick Schermbeken syn landt« vertreten. Dieses Land deckt sich zumindest zur Hälfte mit dem Areal jenes Landguts, das später unter dem Namen der »Hakenburg« bekannt war¹²⁸. Als ältestes Zeugnis für die Existenz dieses Landguts konnte ich bisher nur eines aus dem Jahre 1691¹²⁹ auffindig machen. Jetzt wird man seine Entstehung aufgrund jenes Passus über »Scharrembekenn huß« um mindestens etwa hundert Jahre früher ansetzen müssen¹³⁰.

123 Sechzehnpfennigschatzbeschreibung von 1535 in NStAS Rep. 5 b Fach 104 Nr. 33 III (Bl. 40); Eintalerschatzregister von 1541 in NStAS Rep. 5 b Fach 103 Nr. 26; Eintalerschatzregister von 1544 in NStAS Rep. 5 b Fach 103 Nr. 26 (Bl. 134); Sechzehnpfennigschatzregister von 1546 in NStAS Rep. 5 b Fach 103 Nr. 26 (Bl. 205); »Register Vber die Vier Gohen« von 1574/1582 in StAB 2 - ad Q.1.pp.4.; »Schattzedell Im Vielande« vom 21. Juli 1581 in StAB 2 - Q.4.A.4.; Sechzehnpfennigschatzbeschreibung der Vier Gohe von 1581 in StAB 2 - Z.3.c.3.; Schatzregister der Vier Gohe von 1595 in StAB 2 - Z.3.c.6.; Kopfschatzbeschreibung der Vier Gohe von 1603 in NStAS Rep. 5 b Fach 111 Nr. 95; Pflugschatzbeschreibung der Vier Gohe von 1604 in NStAS Rep. 5 b Fach 104 Nr. 33 XIII.

124 Ratsdenkelbuch in StAB 2 - P.6. a.9. c.2. d.5. (S. 435).

125 Flurbeschreibung vom November 1684 in StAB 6,22 - II. e.6. (1. Hof).

126 Flurbeschreibung in den Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets vom 25. Juni 1691 in StAB 6,21 - VII. a.1. d.

127 Dies konnte anhand des Ortes festgestellt werden, den in der betreffenden Flurbeschreibung jeweils das dem Bremer Marstall gehörende »Verdell« oder »Stück« einnimmt.

128 Flurbeschreibung vom November 1684 in StAB 6,22 - II. e.6. (1. Hof); Katasterkarte der Feldmark Neuenland in StAB 4,118 - Karten - 116 bis 124 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20.

129 Beschreibung der Grenze der Neuenlander Feldmark mit den Worten »[...] biß zum Kattenthorn, von dar die Ochen entlang biß H. Älterman Hacken Hauß, von dar biß zum Hohen Thor der Stad Bremen« in den Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets in StAB 6,21 - VII. a.1. d.

Wenn also »Scharrembekenn huß« das westliche Ende der hier zur Diskussion stehenden Grabenstrecke beim späteren Hakenburger See bezeichnete, so muss »Anckemans huß« an deren östlichem Ende gestanden haben, und man fragt sich, ob es mit der »kluß« identisch ist, bei der ja die vor den sieben Neuenlander Bauernhöfen herlaufende andere Grabenstrecke endete. Aus Anhang I und III geht hervor, dass für die Zeit von 1612 bis 1626 ein Johan Anckeman(n) auf der Neuenlander Stelle G nachweisbar ist. Ein Johan Anckeman saß dort auch 1604¹³¹ und – wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit – 1603¹³². Jedes der von 1535 bis 1595 in relativ dichter Folge überlieferten einschlägigen Schatzregister¹³³ nennt in Neuenland einen Hinrick/He(i)nrich van/von An(c)ken, der meist – zuerst 1535, zuletzt 1581 – als Baumann bezeichnet wird. Hinter diesem Namen dürften sich mindestens zwei Personen aus verschiedenen Generationen verbergen. Jedenfalls wird man diese mit

130 »Henrick Schermbeken syn landt« bezieht sich auf einen Heinrich Scharmbek, der Bürgermeister gewesen sein soll (Hans Jürgen von Witzendorff-Rehdiger [Bearb.], Die Personalschriften der Bremer Staatsbibliothek bis 1800 [= Bremische Bibliographie, 1], Bremen 1960, S. 50 [Nr. 619]; J. J. U. Herlyn [Bearb.], Stamm-Tafeln des um 1590 von Flandern ausgewanderten Geschlechtes Herlyn [de Herlyn], Emden 1914, S. 145). Ein Bremer Bürgermeister oder auch nur Ratmann dieses Namens ist jedoch nicht bekannt. Eine Tochter Heinrich Scharmbeks, Beke, heiratete 1486 Johann Brand d. Ä. (1453–1515). Beider Sohn, der Ratsherr Johann Brand d. J. (gestorben 1531), vermählte sich 1517 mit Metke Scherer. Dieser Ehe entspross ein dritter Johann Brand (1518–1574), der später Bürgermeister wurde und dem seine Frau, Gesche oder Gesa Meier, 1544 eine Tochter Mette gebar. Mette Brand (gestorben 1625) heiratete den herzoglich braunschweig-lüneburgischen und gräflich hoyaischen Rat und Vizekanzler Robert Haken und schenkte ihm 1580 einen Sohn, der gleichfalls Robert getauft wurde (Witzendorff-Rehdiger, wie oben; Karl H. Schwebel, Das bremische Patriziergeschlecht Brand, Herren zu Riensberg und Erbrichter von Borgfeld, in: Brem. Jb., 41 [1944], S. 86–183, hier: 117 u. 153–171). Aus der 1617 geschlossenen Ehe dieses zweiten Robert Haken (gestorben 1649) mit Rebecka von Cappeln ging der Eltermann Johann Dietrich Haken (1627–1704) hervor (Witzendorff-Rehdiger, wie oben, Nr. 608, 615, 616, 619 u. 927). Ihn treffen wir 1691 als Besitzer des späterhin »Hakenburg« genannten Landguts an (s. Anm. 129), das offensichtlich im Erbgang von Heinrich Scharmbek her auf ihn gekommen war. Es handelte sich um den Teil eines Dompropsteilehens, der 1818 allodifiziert wurde (Akten in StAB 6,27 - XVII. d.3. d. und StAB 6,27 - XVII. d.3. h.; Senatsprotokolle vom 28. Januar, 11. März, 10. April, 22. April, 13. Mai, 17. Juni und 1. Juli 1818 in StAB 2 - P.6. a.9. c.3. b.72., Seiten 24, 65, 90, 102, 119, 149 und 163). – Heinrich Scharmbek (Hinrich Schermbeke) erscheint als im Seefeld Begüterter in Urkunden von 1465, 1466, 1467 und 1469 (in StAB 2 - P.7. d.1. g.7.), hat aber wohl noch bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts gelebt, denn die Beschreibung des Seefeldes im Ratsdenkelbuch ist aufgrund der in ihr enthaltenen Ratsherrennamen auf den Zeitraum 1484/1492 zu datieren.

131 Pflugschatzbeschreibung der Vier Gohe von 1604 in NStAS Rep. 5 b Fach 104 Nr. 33 XIII.

132 Kopfschatzbeschreibung der Vier Gohe von 1603 in NStAS Rep. 5 b Fach 111 Nr. 95.

133 S. die in Anm. 123 genannten Quellen bis 1595.

hoher Wahrscheinlichkeit als biologische Vorfahren von Johan Anckeman auf Hof G ansehen dürfen. Denn bis weit in das 17. Jahrhundert hinein waren unsere Familiennamen noch so unfest, dass durchaus sogar ein und dieselbe Person das eine Mal »von Ancken«, das andere Mal »Anckeman« heißen konnte¹³⁴. Daran, dass mit »Anckemans huß« in jenem zuerst angeführten Text des Ratsdenkelbuchs das Haus der Stelle G gemeint ist, lässt sich daher kaum zweifeln, zumal am Ende des 16. Jahrhunderts dieses Haus das westlichste der Neuenlander Bauerschaft war, was zu der Vorschrift in Klausel [6] des Textes nicht besser passen könnte. Daraus folgt weiter, dass die »kluß« nicht das Hirtenhaus auf der Großen Neuenlander Weide gewesen sein kann, denn dieses stand ja bedeutend weiter westlich als das Gehöft von G, also eindeutig an der westlichen, nicht aber am Ende der östlichen Grabenstrecke.

Aber auch mit »Anckemans huß« kann die »kluß« nicht identisch gewesen sein, denn das Haus eines Baumanns war nun einmal kein enges Häuschen. Andererseits müssen die beiden Häuser sehr nahe beieinander gestanden haben, und man fragt sich, warum dann nicht zur Bezeichnung der Stelle, wo die eine Teilstrecke des Grabens endete und die andere anfangt, die Nennung nur eines von ihnen genügte. Könnten nicht das Kartenbild und Flurbezeichnungen weiterhelfen?

Den südlichen Saum der Neuenlander Straße, östlich der Großen Neuenlander Weide, bildeten 1832 teilweise vier kleine, unbebaute Grundstücke, die jedes den Flurnamen »Die Wurth« trugen¹³⁵. Zwischen den hier an der Straße aufgereihten Gehöften mit ihren Gärten befand sich nur ein einziges Fleckchen Land, das nicht so hieß¹³⁶. Das Wort Wurt bedeutete im bremischen Niederdeutsch der frühen Neuzeit nicht wie heute in der Wissenschaftssprache einen von Menschenhand aufgeworfenen Hügel, ein Haus darauf zu bauen; vielmehr konnte man darunter entweder eine natürliche

134 Beispiele eines solchen Wechsels aus dem 17. Jahrhundert (Bremer Landgebiet): von Bollen – Bolleman, von Oyten – Oytelman, von Bremen – Bremerman.

135 Der Name »Die Wurth« kam hier vor: 1) für die Parzelle VI 497 (zu C gehörig) zwischen den Gehöften von B und C; 2) für die Gesamtheit der Parzellen VI 474 a, 475 a und 480 (zu A bzw. E bzw. D gehörig) zwischen den Gehöften von D und E; 3) für die Gesamtheit der Parzellen VI 442, 446 und 449 (zu F bzw. C bzw. A gehörig) zwischen den Gehöften von E und F; 4) für die Gesamtheit der Parzellen VI 417 und 418 (beide zu G gehörig) zwischen dem Gehöft von G und der Großen Neuenlander Weide. Alle diese vier Grundstücke erstreckten sich nicht weiter ins Feld als die neben ihnen liegenden Hausgrundstücke (Katasterkarte der Feldmark Neuenland in StAB 4,118 - Karten - 122 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20). Grohne, der alle Vorkommen der Flurbezeichnung »Wurt« im alten Bremer Landgebiet sorgfältig verzeichnet hat (Ernst Grohne, Wurtenforschungen im Bremer Gebiet, Erster Bericht [= Jahresschrift des Focke-Museums 1938], Bremen 1938, S. 12), sind diese vier merkwürdigerweise entgangen.

136 Die nebeneinander liegenden, damals als Wechselland genutzten und zu F gehörenden Parzellen VI 436 und 437 zwischen den Gehöften von F und G (Katasterkarte der Feldmark Neuenland in StAB 4,118 - Karten - 122 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20).

leichte Erhöhung im Gelände verstehen oder aber jede beliebige Haus- und Hofstätte, gleichviel ob diese sich auf einem erhöhten Platz befand oder nicht¹³⁷. Nur diese zweite Bedeutung kommt hier in Betracht, denn dass sich in unseren Marschen jemals natürliche Bodenerhebungen irgendwo in so dichter Folge, dazu noch längs einer fast wie mit dem Lineal gezogenen Linie, gezeigt hätten, darf man wohl getrost für unwahrscheinlich halten. Andererseits stand auf keinem der »Die Wurth« genannten Grundstücke 1832 ein Gebäude. Nun könnte natürlich der Name vielleicht daran erinnern, dass sich an den betreffenden Stellen in früheren Zeiten einmal Häuser befunden hatten. Diese Möglichkeit ist nicht ganz von der Hand zu weisen, jedenfalls bei der »Wurth« zwischen den Gehöften D und E, wo »De Wilkensche« von 1624/1625 gewohnt haben könnte. Mehr überzeugt aber die folgende These: Jeder der an diesem Abschnitt der Neuenlander Straße ansässigen sieben Bauern betrachtete den durch einen Graben von seinen übrigen Ländereien abgetrennten Bereich unmittelbar an der Straße, auf dem sein Gehöft lag, als seine Hausstätte oder Wurt¹³⁸, und zwar in voller Breite des Besitzstreifens. Gehöft und Garten allein nannte er jedoch nicht so, ganz einfach weil sich im Alltag kaum eine Gelegenheit ergab, beide zusammen zu erwähnen. Hier lag es einfach näher, je nach spezifischem Bedürfnis vom Haus, vom Hof, vom Garten usw. zu sprechen. Was sich aber außerdem in jenem Bereich an der Straße befand und im eigentlichen Sinne landwirtschaftlich genutzt wurde, musste von den übrigen in gleicher Weise genutzten Ländereien der Bauernstelle unterschieden werden können. Und was lag dann näher, als die Bezeichnung Wurt hierfür zu verwenden. »Die Wurth« erlangte somit für den Neuenlander Bauern die zusätzliche engere Bedeutung desjenigen Teils seiner landwirtschaftlichen Nutzfläche, der auf der Wurt i. w. S. gelegen war. Seine hier skizzierte engere und sekundäre Bedeutung hatte das Wort Wurt zweifellos nur innerhalb der einzelnen Bauernfamilie. Denn im interfamilialen Verkehr jede von vier nahe beieinander liegenden Örtlichkeiten als »Die Wurth« zu bezeichnen hätte fortwährend zu Verwechslungen geführt¹³⁹. Für uns reicht es jedoch, festzuhalten, dass in dem genannten Bereich an der Südseite der Neuenlander Straße das Wort Wurt für eine Haus- und Hofstätte stand.

137 Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, 5, Bremen 1771, S. 307. S. auch Grohne (wie Anm. 135), S. 13-14.

138 Zur Verwendung des Wortes Wurt für *bebaute* Hausgrundstücke besonders in Bremen vgl. Alwin Lonke, Das älteste Lassungsbuch von 1434–1558 als Quelle für die Topographie Bremens (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, 6), Bremen 1931, S. 85-87, und August F. Pech, Die Worth, Ein Beitrag zur Bedeutung des Flurnamens in den Geestgebieten Nordwestdeutschlands, in: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, 59 (1980), S. 245-251, hier: 249 u. 250.

139 Ein bestimmter Flurname ist also, je nachdem ob er von den Mitgliedern eines bäuerlichen Haushalts für eine bestimmte Örtlichkeit auf dessen Ländereien oder von den Einwohnern eines Dorfes für eine bestimmte Örtlichkeit in dessen Flur benutzt wird, ganz verschieden zu beurteilen. Das wird bei der Eintragung solcher Namen in Flurkarten durchweg, wie auch in dem hier vorliegenden Fall, nicht beachtet.

Auch in der Feldmark Lehnstedt kam 1832 die Flurbezeichnung »Die Wurth« vor, aber nur ein einziges Mal: für ein kleines, von Gräben eingefasstes, unbebautes Areal unmittelbar an der Neuenlander Straße, dem Gehöft der Neuenlander Stelle G schräg gegenüber¹⁴⁰. Schon die große Nähe der vier Neuenlander mit »Die Wurth« bezeichneten Örtlichkeiten schließt aus, dass hier mit dem Namen etwas anderes gemeint war als eine – ehemalige – Hausstätte. Auf diesem Platz hat höchstwahrscheinlich einst die »kluß« gestanden. Für diese auf den ersten Blick vielleicht gewagt anmutende Behauptung lassen sich folgende Umstände anführen:

1. Wir wissen bereits, dass die Verbindungsstelle zwischen den beiden im Ratsdenkelbuch erwähnten Grabenstrecken sich dort befunden haben muss, wo die Westgrenze der Stelle G auf die Neuenlander Straße stieß. Denn aus Anhang IV, Klausel [6] ergibt sich, dass in Klausel [7] das »went tho« vor dem Ausdruck »Anckemans huß« als *ausschließendes* »bis« zu verstehen ist. Verlängert man nun gedanklich die gerade Linie, welche 1684 und später von der Westgrenze der Stelle G gebildet wurde, in die Lehnstedter Feldmark hinein, so schneidet sie von der hier gelegenen »Wurth« nur ein so winziges Stück im Osten ab, dass wir es wohl vernachlässigen dürfen. Mit anderen Worten: Wenn in Klausel [6] das »went to« ebenfalls als ausschließendes »bis« zu deuten ist, was nichts als folgerichtig wäre, so bleibt nur folgende Lösung: Standort der »kluß« war »Die Wurth« auf der Lehnstedter Seite der Neuenlander Straße.
2. Der Zusammenhang, in dem die »kluß« in Anhang IV, Klausel [7] erwähnt wird, fügt sich hier harmonisch ein. Nimmt man an, dass die »kluß« auf jener Lehnstedter »Wurth« stand, so lassen die Worte »van der kluß went thor kattenborch« das Bild einer geraden Linie entstehen, die sich diagonal durch das von der kompakten Masse der Ländereien der Stellen A – G gebildete Trapez im Osten der Neuenlander Feldmark zieht, wobei konsequenterweise *beide* Endpunkte der Linie, nicht nur die Kattenburg, knapp außerhalb des Trapezes liegen. Von »dem gantzen Velde« statt, wie in Klausel [6], von den Ländereien der Neuenlander Bauern ist hier die Rede, weil so besonders deutlich wird, dass es sich bei der Grabenstrecke zwischen »Scharrembekenn huß« und »Anckemans huß« um einen Bauerschlag handelte. Allerdings war es ein Bauerschlag von außergewöhnlicher Größe, und man wundert sich gerade deshalb über sein Fehlen in der Urkunde von 1398, die alle damaligen Bauerschläge im Vieland – ausdrücklich allerdings nur an Wegen und Sielen – aufzählt. Den Entstehungsgrund des Bauerschlages wird man in einem vorübergehenden Wüstfallen der ganzen westlichen Hälfte der Neuenlander Feldmark suchen müssen. Es fragt sich allerdings, wann es dazu gekommen sein soll. Denn bald nachdem der in Anhang IV wiedergegebene Text entstand, muss ein Teil dieser Flurwüstung, das Seefeld, wieder unter Kultur genommen worden sein. Die im Ratsdenkelbuch unmittelbar folgende, mindestens 85 Jahre ältere (!)

140 Katasterkarte der Feldmark Neuenland in StAB 4,118 - Karten 7 - 123 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20.

Beschreibung des Seefeldes, die wir schon einmal heranzogen, wurde nämlich, wie es scheint, als Korrektur des ihr widersprechenden, unmittelbar voraufgehenden Textes hierhergesetzt, endet sie doch mit fast denselben Worten wie er: »Dyt Regeret De Burmeistere to Bremenn Wanner De Graue to donde, offte tho grauene offt to snydenn hefft So buth De Burmeister by broke na hetenn des Rades.«¹⁴¹ Hinzu kommt noch, dass der Name Seefeld hier ein weit größeres Areal abdeckt als später, was die für den Bauerschlag verbleibende Grabenstrecke weiter verkürzt (s. Karte 5).

3. »Die Wurth« in Lehnstedt war 1832 in mehrere kleine Parzellen aufgeteilt, und zwar durchweg so, daß diese die von Norden her an »Die Wurth« heranschließenden Lehnstedter Besitzstreifen bis zur Neuenlander Straße verlängerten. Eine Ausnahme bildete die größte dieser Parzellen, Katasterbezeichnung VII 562, die sich recht genau in der Mitte der »Wurth« befand (auf Karte 5 in schwarzer Flächenfarbe dargestellt). Sie gehörte Nicolaus Mohr (vermutlich Johann Nicolaus Mohr [1755–1845], damaliger Besitzer des Landguts am Arsterdamm)¹⁴². Gleiche Verhältnisse herrschten hier auch schon um 1690. Eine Flurbeschreibung der Feldmark Lehnstedt aus dieser Zeit merkt nämlich bei denjenigen drei Besitzstreifen (einer von 2, die beiden anderen von je 1 »Stück« Breite), die 1832 nicht bis zur Neuenlander Straße durchstreckten, an: »NB. Hier unter am wege hat Gert Tölcken eine Wurth über diese 4 stücke gehen, so von dem obigen Theil separat und Zehndfrey seyn soll«¹⁴³. In einer revidierten Fassung von 1753 ist der Name »Gert Tölcken« durch »Harm Tölcke« ersetzt¹⁴⁴. Daraus ergibt sich mit aller Deutlichkeit, dass das fragliche kleine Fleckchen Erde, bevor es in den Besitz von Mohr kam, zur Neuenlander Stelle I gehörte und in dieser Zeit als Wurt (Hausplatz) aufgefasst wurde, obwohl es nicht einmal die Hälfte des »Die Wurth« genannten Areals ausmachte und obwohl das Gehöft der Stelle I nicht hier, sondern in der Feldmark Neuenland lag. Es handelt sich übrigens um den einzigen Landbesitz der Stelle I in der Feldmark Lehnstedt, den ich für 1691 nachweisen konnte. Er wurde durch Gerd Tölken (vgl. Anhang I unter I) am 7. September 1652 von den Erben eines Gerd von Horen für 150 Rtlr. käuflich erworben¹⁴⁵. Meierrechtlich mag er natürlich durchaus auch schon vorher mit I verknüpft gewesen sein. Wir erinnern uns, dass der Stellwirt von I 1691 einmal ausdrücklich als Lehnstedter bezeichnet wird,

141 Ratsdenkelbuch in StAB 2 - P.6. a.9. c.2. d.5. (S. 435).

142 Katasterkarte der Feldmark Neuenland in StAB 4,118 - Karten 7 - 123 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20.

143 »Nachrichtung Aller Landerey zum Neuen Land [...]«, Flurbeschreibung, undatiert, in StAB 6,27 - I. h.2. Laut einem Vermerk an ihrem Schluss wurde sie am 1. März 1718 von den Zehntleuten vorgelegt, doch beweisen die Namen der Landbesitzer, dass sie schon im Zeitraum 1686/1699 entstanden sein muss.

144 In StAB 6,22 - IX. c.6.

145 »Notice der Erbländereyen in denen Vier Gohen So von den Haußleiten und Dehnen so keine Bürgere sindt, possidiret werden« von 1719 in StAB 2 - ad Q.1. e.1. Am 23. Juli 1801 wurde das Grundstück zum Besten der Erben von Harm Thölken distrahiert (Distraaktionsanschlag in StAB 2 - P.2. n.3. h.2. c.81. b.).

ferner auch daran, dass 1623 ein Köter namens Hinrich Mollemann als »le-
nester« zu den Neuenlandern zählt, der mit keiner anderen Neuenlander
Stelle als allenfalls I in Verbindung zu bringen ist. Nunmehr kann kaum
ein Zweifel bestehen, dass sowohl Hinrich Mollemann als auch die nach-
gewiesenen späteren Stellwirte von I Rechtsnachfolger des »Kluseners«
waren und dass wir in der als auf der »Wurth« in der Feldmark Lehnstedt
stehend aufgefassten »kluß« das frühere Haus der Stelle I vor uns haben,
welches irgendwann zwischen 1577 und 1623 zugunsten des uns schon be-
kannten in der Feldmark Neuenland aufgegeben wurde.

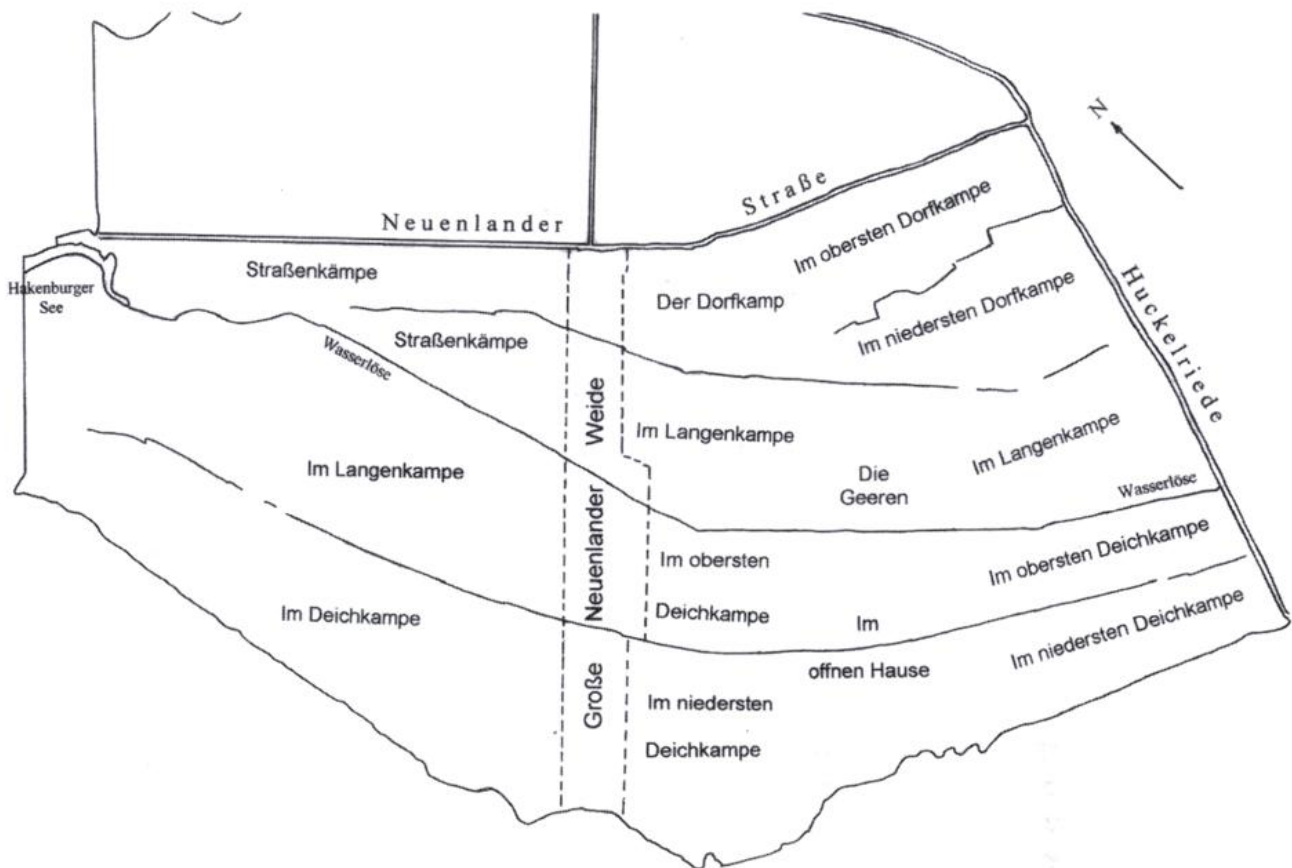
9. Dorfkamp und Straßenkämpe

Jeder einzelne Besitzstreifen in der Neuenlander Feldmark wurde 1832 durch
quer zu seiner Streichrichtung verlaufende Abzugsgräben, die das Wasser
aus den beiderseitigen Grenzgräben des Streifens aufnahmen und es nach
Westen ableiteten, in mehrere hintereinander liegende Kämpe zerschnitten.
In drei Fällen schlossen sich Abzugsgräben dieser Art so einander an, dass
sich ein nahezu die ganze Feldmark von Ost nach West durchziehender Was-
serlauf ergab. Der mittlere und wichtigste dieser drei Wasserläufe war die
Neuenlander Wasserlöse, die von der Huckelriede bis in den Hakenburger
See floss. Es hatte nahe gelegen, zur Kennzeichnung der Lage einzelner Län-
dereien die drei Wasserläufe als Grenzen zwischen vier Bereichen aufzufas-
sen und diese mit Namen zu versehen. Hierbei wurde in den beiden durch
die Große Neuenlander Weide getrennten Teilen der Feldmark verschieden
verfahren. So nannte man

- den Bereich zwischen dem Ochtumdeich und dem südlichsten der drei
Wasserläufe im Westen »Im Deichkampe«, im Osten aber »Im niedersten
Deichkampe«;
- den Bereich zwischen dem südlichsten Wasserlauf und der Wasserlöse im
Westen »Im Langenkampe«, im Osten »Im obersten Deichkampe«;
- den Bereich zwischen der Wasserlöse und dem nördlichsten der drei Was-
serläufe im Westen »Straßenkämpe«, im Osten »Im Langenkampe«;
- den Bereich zwischen dem nördlichsten Wasserlauf und der Neuenlander
Straße im Westen »Straßenkämpe«, im Osten »Der Dorfkamp« (hinter den
Gehöften der Stellen A – E unterteilt in »Im niedersten Dorfkampe« und
»Im obersten Dorfkampe«)¹⁴⁶.

Was den Osten betrifft, so sind diese Verhältnisse einschließlich der Namen –
in den niederdeutschen Versionen »Dörpkamp, Langen- und Dicken Kamp«

146 Katasterkarte der Feldmark Neuenland in StAB 4,118 - Karten - 116. Zu beach-
ten ist, dass die Besitzstreifen des Ostens unmittelbar westlich des Gehöfts der
Stelle E ihre Streichrichtung ändern. Dadurch ergibt sich im Süden ein großes
Landdreieck, in dem andere Flurnamen gelten: »Im offenen Hause« und »Die
Geeren« (ebd.).



Karte 6: Die Namen der Kämpe in der Neuenlander Feldmark 1832

auch schon für 1691 belegt, allerdings ohne die Unterscheidung zwischen dem »niedersten« und dem »obersten« Deich- bzw. Dorfkamp¹⁴⁷.

Die Namen erklären sich bei einem Blick auf Karte 6 von selbst. Die fast ausschließliche Verwendung des Singulars »Kamp« für einen Komplex *mehrerer* beieinander liegender Kämpe ist in der Gegend durchaus nicht ungewöhnlich.

Besondere Beachtung verdient der zwischen dem westlichen und dem östlichen Teil der Feldmark bestehende Unterschied in der Nomenklatur im Hinblick auf die Kämpe in unmittelbarer Nachbarschaft der Neuenlander Straße: im Westen »Straßenkämpe«, im Osten »Dorfkamp«. Er beweist, dass sich in früher Zeit das *Dorf* Neuenland, d. h. die Gesamtheit der Neuenlander Gehöfte, allein östlich der Großen Neuenlander Weide befand. Die Flurnamen bestätigen also eindrucksvoll die Ergebnisse unserer Beschäftigung mit dem Ursprung des Neuenlander Straßengeldes.

147 Kollektaneen zu einem Jördebuch des stadtbremischen Gebiets von 1691 in StAB VII. a.1. d. – Die Form »Dicken Kamp« beruht sicher auf einem Missverständnis. Richtig hätte es heißen müssen »Dick-Kamp« (Deichkamp).

10. Ausblick

Die Wohnstätten allesamt in der östlichen, höher gelegenen Hälfte der Feldmark anzulegen bot den Vorteil, vor Überschwemmungen besser geschützt zu sein und denjenigen Teil der Flur, der sich am besten zu Ackerland eignete – dies war der Dorfkamp¹⁴⁸ – in nächster Nähe zu haben. Es gibt noch zwei weitere Hollersiedlungen im ehemaligen bremischen Landgebiet, wo man, anscheinend um des nämlichen Vorteils willen, zu dem erwähnten Mittel seine Zuflucht nahm: Hasenbüren im Niedervieland und Lehe im Hollerland. Auch die Hasenbüerer Feldmark und ihr Lehester Gegenstück waren deutlich etwa zur Hälfte in einen unteren, westlichen, von Wohngebäuden freien und einen oberen, östlichen, u. a. die Gesamtheit der Gehöfte enthaltenden Bereich geteilt. Mit Bezug auf die frühe Neuzeit zeigen sich aber, selbst wenn wir von offensichtlich naturbedingten Besonderheiten absehen, durchaus auch beachtliche Unterschiede: In Hasenbüren hatten alle Bauleute ihr Land sowohl im Ostteil als auch im Westteil, und dieser befand sich wie jener ganz überwiegend in ihrem Besitz¹⁴⁹. In Neuenland beschränkten sich dagegen die Ländereien der sieben Bauleute, wie wir gesehen haben, 1684 ganz auf den Ostteil. Die Feldmark Lehe nimmt eine mittlere Stellung ein: Hier gehörte den Bauleuten 1668 zwar auch etwas Land im Westteil, doch waren es nur neun von dessen 31 »Stücken«¹⁵⁰. Dementsprechend war der Anteil von Ausmärkern an der Feldmark in Neuenland am höchsten, in Lehe merklich niedriger und in Hasenbüren wenig spürbar. Den Ursachen dieser Verschiedenheit nachzugehen soll nicht mehr unsere Aufgabe sein und mag der Zukunft vorbehalten bleiben.

148 Meyer (wie Anm. 6), 1, Hamburg 1977, S. 33.

149 Adolf E. Hofmeister, *Seehausen und Hasenbüren im Mittelalter, Bauer und Herrschaft im Bremer Vieland* (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, 54) Bremen 1987, S. 47 u. Anlage 2.

150 »Verzeichnuß der Stucke im Leester Felde de 1668« in StAB 2 - Q.1.o.8. in Verbindung mit Kontributionsbeschreibung vom 17. Mai 1655 und Einwohnerverzeichnis aus dem Zeitraum 1667/1672 in StAB 2 - Q.3.A.12. a. Die sog. Elf Wetterungsstücke (s. Meyer [wie Anm. 6], 1, Hamburg 1977, S. 47-48) wurden von mir als ursprünglich nicht zur Lehester Feldmark gehörig ignoriert.

Anhang I

Die Neuenlander Bauernstellen (sog. Zwölf Apostel)

1626–1849¹⁵¹

A (Neuenlander Straße 131)

1626: Windeler Lampe; 1639: De Lampesche (Bm.); 1646/1650: Die Lampesche; 1649/1650: Windeler Lampe (Bm.); 1656: Windeler Lampe (Bm.); 1671: Windeler Lampen W.; 1680: Harmen Lampe; 1684: Harmen Lampe; 1686: Harmen Lampe; 1691: Johan Lampe; 1695/1697: Johann Lampe (Bm.); 1699: Johan Lampe (Bm.); 1720: Johan Lampe; 1739: Johan Lampe (Bm.); 1742: Johan Lampe (Bm.); 1748: Albert Warneken (Bm.); 1750: Albert Warneken (Bm.); 1753: Albert Warneken; 1774: Albert Warnken (Bm.); 1802: Alb. Fohne (Bm.); 1820: Albert Vohn; 1823: Hinrich Vohne (Bm.); 1829: Hinrich Vohne (Bm.); 1832: Heinrich Vohn; 1838/1839: Heinrich Vohne; 1849: Hinrich Vohne.

- 151 Die zwölf Bauernstellen sind, so wie die Gehöfte von Ost nach West längs der Neuenlander Straße aufeinander folgten, einzeln mit den Großbuchstaben A–K gekennzeichnet. Soweit möglich, ist hinter den Kennbuchstaben in Klammern die rezente Anschrift mit der seit 1902 geltenden Hausnummer gesetzt worden. Die Besitzernamen sind nur für diejenigen Jahre genannt, in denen sie – durchweg nach jeweils *einer* Quelle – für alle oder so gut wie alle zwölf Bauernstellen vorliegen. Dementsprechend finden sich bei jedem Anwesen dieselben Jahreszahlen. Hinter diesen verbergen sich die folgenden Quellen: 1626: Schatzhebungsregister von Petri (22. Februar?, 29. Juni?) 1626 in StAB 2 - Q.4.A.4.; 1639: Schatzbeschreibung des Obervielands vom 13. Juni 1639 in StAB 2 - Z.3.b.1.d.3.; 1646/1650: Kontributionsbeschreibung des Obervielands in StAB 2 - Q.4.A.4.; 1649/1650: Hofdienstgeldregister des Obervielands in StAB 2 - P.1.u.2.b.24.; 1656: Hofdienstgeldregister des Obervielands in StAB 2 - Q.4.A.3.a.2.b.; 1671: Kontributionsbeschreibung des Obervielands vom 3. Januar 1671 in StAB 2 - Q.4.A.4.; 1680: Register über »Saluagarden geldt« vom 4. Februar 1680 in StAB 2 - Q.4.A.4.; 1684: Flurbeschreibung vom November 1684 in StAB 6,22 - II. e.6. (1. Hof); 1686: »Die Beschreibung von Ober Vielande« vom 18. Januar 1686 in StAB 2 - Q.4.A.4.; 1691: Hausväterliste und Flurbeschreibung in den Kollektaneen zum Jördebuch des stadtbremischen Gebiets vom 25. Juni 1691 in StAB 6,21 - VII. a.1. d.; 1695/1697: undatiertes Kontributionsregister des Obervielands aus dem Zeitraum 1695 Dez. 20. / 1697 Mai 17. in StAB 2 - Q.4.A.4.; 1699: Kontributionsregister des Obervielands vom 9. Februar 1699 in StAB 2 - Q.4.A.4.; 1720: Liste über Verluste durch die Viehseuche im Ober- und Niedervieland in StAB 2 - S.7.f.3.II.; 1739: Kontributionsregister der Vier Gohe in NStAS Rep. 5 f Fach 41 Nr. 464eI; 1742: Kontributionsbeschreibung des Obervielands vom 30. November 1742 in StAB 2 - Q.1.o.4. d.; 1748: »Specification Dehrer sämtl. Eingesessenen zu Habenhausen, Alcken Arste, Neuenlande et am Steinwege, wie viel Land Dieselbe besizen, und wovon Sie sich ernehren« vom Oktober 1748 in StAB 2 - Q.1.o.4. d.; 1750: Kontributionsbeschreibung der Vier Gohe vom 1. Juli 1750 in StAB 2 - Q.1.o.4. b.; 1753: Vermeßregister zur Zehntkarte des Lehnstedter Feldes von Du Plat in StAB 6,22 - IX. c.5.; 1774: »Die sämmtlichen feuer-Stellen in dem ObernViehlande [...]« in StAB 2 - Q.4.A.9.b. und Deichrolle des Obervielands, ebd.; 1802: Konkordanz der kontributionspflichtigen Stellen im Obervieland für die Jahre 1750 und 1802 in StAB 2 - Q.1.o.8.; 1820: Erbsteuerregister von Neuenland in StAB 4,26 - 150; 1823: Ausgefüllte Formblätter zur Bevölkerungsliste, Neuenland, in StAB 2 - D.20. c.4. b.3. c.2. h.; 1829: »Deich Liste der Oberviehlander

B (Neuenlander Straße 129)

1626: Hinrich Stubbeman; 1639: Johan Seeman (Bm.); 1646/1650: Johan Seeman; 1649/1650: Johan Seeman (Bm.); 1656: Johan Seeman (Bm.); 1671: Frerich Seeman; 1680: Frerich Seeman; 1684: Frerich Seemanns W.; 1686: Hinrich Claußen; 1691: Hinrich Claußen; 1695/1697: Hinrich Claußen (Bm.); 1699: Henrich Claußen (Bm.); 1720: Tölcke Seeman; 1739: Friedrich Seeman (Bm.); 1742: Frerich Seeman (Bm.); 1748: Frerich Seman (Bm.); 1750: Frerich Seemann (Bm.); 1753: Frerck Seeman; 1774: Friedrich Aumund (Bm.); 1802: Jobst H. Lud. Döbke (Bm.); 1820: Gerhard Eylers; 1823: Johann Hinrich Gerhard Eylers (Bm.); 1829: Gerhard Eylers; 1832: Joh. Heinr. Gerh. Eylers Erben; 1838/1839: Joh. Heinr. Gerh. Eilers Erben; 1849: J. H. G. N. Eilers Erben.

C (Neuenlander Straße 125)

1626: Arennd Butelman; 1639: Arend Butelman Leutenannt (Bm.); 1646/1650: Arent Butelman; 1649/1650: Leur Wischhusen (Kt.); 1656: Lüder Wischhusen (Kt.); 1671: Lür Wischhusen; 1680: Harmen Butelman; 1684: Harmen Butelmann; 1686: Harmen Butelman; 1691: Harmen Butelman; 1695/1697: Harm Butelman (Kt.); 1699: Harm Butelman (Kt.); 1720: Ahlert Warneken; 1739: Ahlert Warneken (Bm.); 1742: Alert Warneken (Kt.); 1748: Alert Warneken (Kt.); 1750: Harm Butelmann (Kt.); 1753: Harm Butelman; 1774: Christian Meier (Kt.); 1802: Christ. Meier (Kt.); 1820: ?; 1823: Johann Solte (Bm.); 1829: Johann Solte; 1832: Johann Solte; 1838/1839: Johann Solte; 1849: Joh. Solte.

D (Neuenlander Straße 121)

1626: Dirck Thölken; 1639: Dirck Töleken (Bm.); 1646/1650: Dierich Töleken; 1649/1650: Dierich Tölken Wittibe (Bm.); 1656: Cortt Toeleden (Bm.); 1671: Cordt Toleken;

Weser und Ochumdeiche«, im Besitz von Herrn Wilken Dierks, Habenhauser Dorfstraße 2, 28279 Bremen; 1832: Katasterkarte der Feldmark Neuenland in StAB 4,118 - Karten - 116 bis 124 und zugehöriges Vermessungsregister in StAB 4,118 - Bücher - 20; 1838/1839 und 1849: Verifikationsprotokolle zum Vermessungsregister, vom 3. Oktober 1838 und 19. April 1839 bzw. 25. Juni 1849 in StAB 4,118 - Bücher - 67. – Die Besitzernamen in den Quellen von 1684, 1832, 1838/1839 und 1849 konnten einander aufgrund des Kartenbildes ohne Weiteres richtig zugeordnet werden. Das Gleiche wurde ermöglicht bei den Quellen von 1774 und 1829 durch die unveränderten jeweils charakteristischen Deichschläge, bei den Quellen von 1750 und 1802 durch die in der letzteren erstellte Konkordanz und bei den Quellen von 1742 und 1750 mit Hilfe der in beiden angegebenen Grundherren und diesen geschuldeten Leistungen. In der Quelle von 1742 ist bei jedem Hof zusätzlich der Name des Vorbesitzers angegeben. Dies erleichterte es sehr, die Brücke zurück zu den Quellen von 1720 und 1699 zu schlagen. Dabei halfen ebenfalls die am 12. Oktober 1753 vorgenommenen Verbesserungen an einer am 1. März 1718 bei der Intendantur vorgelegten Flurbeschreibung des Lehnstedter Feldes in StAB 6,22 - IX.c.6. (Datierung der Urschrift, die 1718 schon veraltete Namen enthält, nach dem Exemplar in StAB 6,27 - I.h.2.). Die geringen zeitlichen Abstände zu und zwischen den übrigen genannten Quellen, die kaum Veränderungen in den Namen und deren Reihenfolge zeigten, machte auch die Einordnung des in ihnen Enthaltenen unproblematisch. Dennoch wurde die Richtigkeit der Zuordnung anhand zusätzlicher geeigneter Zeugnisse, die hier im Einzelnen nicht aufgeführt werden können, soweit wie irgend möglich überprüft.

1680: Cordt Tölcken; 1684: Cordt Tölcken; 1686: Cort Tolcken; 1691: Cord Tölcken; 1695/1697: Cord Tölken (Bm.); 1699: Cord Tölcken (Bm.); 1720: Henrich Lahrs; 1739: Henrich Lahrs (Bm.); 1742: Henrich Laers (Bm.); 1748: Hinrich Laers (Bm.); 1750: Henrich Laers (Bm.); 1753: Heinrich Laers; 1774: Cordt Laers (Bm.); 1802: Toelke Laers (Bm.); 1820: Toelcke Lahrs; 1823: Tölke Lahrs Wwe (Bm.); 1829: Tölke Lahrs; 1832: Toelcke Lahrs; 1838/1839: Tölke Lahrs; 1849: Heinr. Wähmann.

E (Neuenlander Straße 115)

1626: Kortt Horneman; 1639: Cort Horneman (Bm.); 1646/1650: Cord Horneman d Olde; 1649/1650: Cort Horneman der Alte (Bm.); 1656: Cortt Horneman, der Elter (Bm.); 1671: Deuert Hornemans W.; 1680: Dirich Blancke; 1684: Dirck Blancke; 1686: Dirck Blanke; 1691: Dieterich Blancken; 1695/1697: Dirck Blanck (Bm.); 1699: Deffert Horman (Bm.); 1720: Henrich Warneken; 1739: Devert Wehman (Bm.); 1742: Devert Wehmann (Bm.); 1748: Devert Wehman (Bm.); 1750: Devert Wehmann (Bm.); 1753: Devert Wedeman; 1774: Hinrich Wähmann (Bm.); 1802: Alb. Wehmann (Bm.); 1820: Albert Wehmann; 1823: Albert Waehmann (Bm.); 1829: Albert Wähmann; 1832: Albert Waehmann; 1838/1839: Albert Wähmann Wwe.; 1849: Friedr. Wähmann.

F (Neuenlander Straße 111)

1626: Johan Schnelle; 1639: Johan Schnelle (Bm.); 1646/1650: Johan Schnelle; 1649/1650: Tolcke Schnellen (Bm.); 1656: Töeleke Schnellen (Bm.); 1671: Töleke Schnellen W.; 1680: Hinrich Töleken; 1684: Hinrich Tölcken; 1686: Hinrich Tölcken; 1691: Johan Schnelle; 1695/1697: Johann Schnelle (Bm.); 1699: Johan Schnelle (Bm.); 1720: Frerich Schnelle; 1739: Henrich Wuertman (Bm.); 1742: Henrich Wurtman (Bm.); 1748: Hinrich Wuhrtman (Bm.); 1750: Henrich Wurtmann (Bm.); 1753: – ; 1774: Alerdt Wähmann (Bm.); 1802: Alert Wehmann (Bm.); 1820: Friedr. Meyer; 1823: Friedrich Meyer (Bm.); 1829: – ; 1832: Friedrich Meyer; 1838/1839: Friedrich jetzt Ahlert Meyer; 1849: Ahlert Meyer.

G (Neuenlander Straße 107)

1626: Johan Anckeman; 1639: Arent Schluter (Bm.); 1646/1650: Arent Schluter; 1649/1650: Arent Sluter (Bm.); 1656: Henrich Warneken (Bm.); 1671: Hinrich Warneken; 1680: Hinrich Warneken; 1684: Hinrich Warncken; 1686: Hinrich Warneken; 1691: Tonnies Seedorff; 1695/1697: Tonies Sedorp (Bm.); 1699: Tonjes Sedorp (Bm.); 1720: Geerdt Bätjer; 1739: Henrich Bädeker (Bm.); 1742: Henrich Bätjer (Bm.); 1748: Hinrich Böhtjer (Bm.); 1750: Henrich Bötcher (Bm.); 1753: – ; 1774: Hinrich Bötjer (Bm.); 1802: Herm. Meier (Bm.); 1820: Herrmann Meyer; 1823: Hermann Meyer (Bm.); 1829: Gerhard Bätjer; 1832: Gerhard Baetjer; 1838/1839: Gerhard Bätjer; 1849: Gerhard Bätjer.

H (Neuenlander Straße 95)

1626: Segelke Fohne; 1639: Segelke Fone (Kt.); 1646/1650: Segeleke Fohne; 1649/1650: Segelke Fonen (Kt.); 1656: Segelcke Fohnen (Kt.); 1671: Segelke Fohne; 1680: Albert Fohne; 1684: – ; 1686: Albert Fone; 1691: Albert Fohnen; 1695/1697: Alberdt Fhone (Kt.); 1699: Albert Fohne (Kt.); 1720: Albert Vohn; 1739: Albert Fohne (Bm.); 1742: Albert Fohne; 1748: Albert Fohn (Kt.); 1750: Albert Fohne (Kt.); 1753: Albert Vohn; 1774: Albert Fohne (Kt.); 1802: Alb. Fohne (Kt.); 1820: Heinr. Wehmann; 1823: Hinrich Wähmann (Hbm.); 1829: Hinrich Wähmann; 1832: Heinrich Waehmann; 1838/1839: Heinrich Wähmann; 1849: Tölke Wähmann.

I (Neuenlander Straße 85)

1626: Hinrich Möleman (?); 1639: Henrich Töleken (?) (Kt.); 1646/1650: Gertt Töeken; 1649/1650: Gert Töleken (Kt.); 1656: Gertt Toeleyen (Kt.); 1671: Gert Toleken; 1680: Gerdt Töleken; 1684: – ; 1686: Gert Tolcken; 1691: Gerd Tölcken; 1695/1697: Gerdt Tölcken (Kt.); 1699: Gerd Tölcken (Kt.); 1720: Geerdt Tölken; 1739: Gerd Tölcken (Bm.); 1742: Gerd Tölken (Kt.); 1748: Gerd Tölken witwe (Bm.); 1750: Gerd Tölken Wwe (Bm.); 1753: – ; 1774: Harmen Tölken (Kt.); 1802: Harm Toelken Erben (Kt.); 1820: Friedr. Muthwill; 1823: Friedrich Muthwill Wwe (Brks.); 1829: Mudewill; 1832: Herm. Heinr. Trost; 1838/1839: Herm. Heinr. Trost; 1849: E. J. F. W. Langrehr.

K

1626: Hinrick Horneman; 1639: Cort Horneman d. Junge (Bm.); 1646/1650: Cordt Horneman d. J.; 1649/1650: Cordt Horneman d. J. (Bm.); 1656: Cortt Horneman d. J. (Bm.); 1671: Hinrich Seeman; 1680: Hinrich Seeman; 1684: Hinrich Seemann; 1686: Hinrich Seeman; 1691: Hinrich Wortman; 1695/1697: Hinrich Wurtman (Bm.); 1699: Henrich Wurtman (Bm.); 1720: die Witt. Wurtmannsche; 1739: Cord Wuertman (Bm.); 1742: Cord Wurtman (Bm.); 1748: Cord Wuhrtmans wittib (Bm.); 1750: Cord Wurtmanns Wwe. (Bm.); 1753: Johan Abbentheren; 1774: Johann Abenther (Bm.); 1802: Joh. Ulr. Abbenther (Bm.); 1820: Herrmann Lampe; 1823: Hermann Lampe (Bm.); 1829: Hermann Lampe; 1832: Hermann Lampe; 1838/1839: Hermann Lampe; 1849: Herm. Lampe.

L

1626: Thölke Thölken; 1639: Toleke Töleken (Bm.); 1646/1650: Töeleke Töeleken; 1649/1650: Tölke Tölken (Bm.); 1656: Töeleke Töeleken (Bm.); 1671: Tolcke Toleken; 1680: Tölcke Tölken; 1684: Tölcke Laaß; 1686: Tölcke Laas; 1691: Tölcke Laerß; 1695/1697: Tölcke Laaß (Bm.); 1699: Tölke Laerß (Bm.); 1720: Tölcke Lahrs; 1739: Tölcke Lahrs (Bm.); 1742: Tölke Laers (Bm.); 1748: Tölke Laers (Bm.); 1750: Tölcke Laers (Bm.); 1753: Tölcke Laers; 1774: Friedrich Laers (Bm.); 1802: Herm. Laers (Bm.); 1820: Christian Meyer; 1823: Christian Meyer (Bm.); 1829: Christian Meier; 1832: Christian Meyer; 1838/1839: Christian Meyer; 1849: Conrad Meyer.

M

1626: Barthold Stubbeman?; 1639: Henrich Stubbeman (Bm.); 1646/1650: Henrich Stubbeman; 1649/1650: Hendrich Stubbeman (Bm.); 1656: Henrich Stubbeman (Bm.); 1671: Hinrich Stubbeman; 1680: Jacob Stubbemans Witwe; 1684: Jacob Stubmanns W.; 1686: Borchert Veget; 1691: Borchert Vagt; 1695/1697: Borcherd Vogt (Bm.); 1699: Borchert Veget (Bm.); 1720: Harm Rüete; 1739: Harm Rühle (Hbm.); 1742: Claus Schriever (Bm.); 1748: Claus Schriever (Bm.); 1750: Claus Schriever (Bm.); 1753: Klaus Schriever; 1774: Hinrich von Hasseln Wb (Bm.); 1802: Dirk Strotthoff (Bm.); 1820: Dierck Struthoff; 1823: Friedrich Strothoff (Bm.); 1829: Friederich Struthof; 1832: Dierich Struthoff; 1838/1839: Friedr. Struthoff; 1849: Friedr. Struthoff.

Anhang II

Die Wassergeschworenen der Feldmark Neuenland, nach Hofstellen geordnet 1622 – 1727¹⁵²

1622: – ; 1629: – ; 1636: Arend Schlüter n[omin]e der Lampeschen; 1643: Windeler Lampe; 1650: – ; 1657: – ; 1664: – ; 1671: Herman Lampe; 1678: Herman Lampe; 1685: Herman Lampe; 1692: Johann Lampe; 1699: Johan Lampe; 1706: Johan Lampe; 1713: Johan Lampe; 1720: Johan Lampe; 1727: Johan Lampe.	Folglich: A
1623: – ; 1630: – ; 1637: Johan Seheman; 1644: – ; 1651: – ; 1658: – ; 1665: – ; 1672: Frerich Seman; 1679: Frerich Seeman; 1686: Henrich Claußen; 1693: Henrich Claußen; 1700: Toelke Seeman; 1707: Tölke Seeman; 1714: Tökke Seeman; 1721: Tölcke Seeman.	Folglich: B
1624: Arentt Butelman; 1631: Arendt Butelman; 1638: – ; 1645: – ; 1652: – ; 1659: – ; 1666: – ; 1673: Luder Wischhusen; 1680: Harmen Butel- man; 1687: Herman Butelman; 1694: Herman Butelman; 1701: Herman Butelman; 1708: Herman Butelman; 1715: Herman Butelman; 1722: Alerd Warneken.	Folglich: C
1625: – ; 1632: Dirich Tolcken; 1639: Dirich Tolken; 1646: – ; 1653: – ; 1660: – ; 1667: – ; 1674: Cort Tolcken; 1681: Cord Töhlken; 1688: Cord Töhlcken; 1702: Cord Tölken; 1709: – ; 1716: Henrich Laerß; 1723: Henrich Laeß.	Folglich: D
1626: – ; 1633: – ; 1640: Cortt Hornemann d. A.; 1647: – ; 1654: – ; 1661: – ; 1668: – ; 1675: Dierich Blanke; 1682: Dirich Blancke; 1689: Dirich Blancke; 1696: Dirich Blancke; 1703: Gerdt Wehman; 1710: – ; 1717: Henrich Warneken; 1724: Henrich Warneken.	Folglich: E
1627: – ; 1634: Johan Schnelle; 1641: – ; 1648: – ; 1655: – ; 1662: Tolcke Schnelle; 1699: – ; 1676: Henrich Tolcken; 1683: Henrich Tölcken; 1690: Johan Schnelle; 1697: Johan Schnelle; 1704: Frerich Schnelle; 1711: – ; 1718: Frerich Schnelle; 1725: Frerich Schnelle.	Folglich: F
1628: – ; 1635: – ; 1642: Arendt Schlüter; 1649: – ; 1656: – ; 1663: – ; 1670: Henrich Warneken; 1677: Henrich Warneken; 1684: Henrich Warneken; 1691: Tonjes Seedorp; 1698: Tonjes Seedorp; 1705: Tonjes Seedorp; 1712: Gerd Badjer; 1719: Gerd Bödker; 1726: Gerd Warneken.	Folglich: G

152 Um das System zu verdeutlichen, ist mit dem 1622 anhebenden Umlauf begon-
nen worden, obwohl aus ihm nur ein Name (1624: Arentt Butelmann) vorliegt.
Dieser Name wurde dem Diarium des Gohgräfen Johannes von Line in StAB 2 -
Q.4.A.3.a.1. entnommen. Alle anderen Angaben links der senkrechten Linien
stützen sich auf die obervieländischen Geschworenenlisten in StAB 2 - ad
Q.1. pp.4. Bei Jahren, aus denen kein Name eines Neuenlander Wassergeschwo-
renen vorliegt, wurde ein » – « gesetzt.

Anhang III
Die Neuenlander Stellen
1612 – 1624 / 1625¹⁵³

A

1612: Windeler Lampe; 1623: Windeler Lampe (Bm.); 1624 / 1625: Windeler Lampe.

B

1612: Hinrich Stubbeman jetzo Seeman; 1623: Hinrich Stubbemann (Bm.);
1624 / 1625: Hinrick Stubbeman (Kt.).

C

1612: – ; 1623: Arendt Butellman (Kt.); 1624 / 1625: Arentt Butelman (Kt.)

D

1612: Tölcke Tölcken jetzo Dirich Tölcken; 1623: Töleke Töleken der olde itzo
Dirich toleken; 1624 / 1625: Dirick Tölcken, alte Töleken frow (Bm.).

E

1612: Cord Horneman; 1623: Cordt Hornemann (Bm.); 1624 / 1625: Cortt Horneman
(Bm.).

F

1612: Warneke Lages jetzo Tölcke Schnellen; 1623: Johann Schnelle (Bm.);
1624 / 1625: Johan Schnelle (Bm.).

G

1612: Johan Anckeman jetzo Arend Schlüter; 1623: Johan Anckemann (Bm.);
1624 / 1625: Johan Anckeman (Bm.).

H

1612: – ; 1623: Segelke Fohnen (Kt.); 1624 / 1625: Segelke Fohnen (Kt.).

I

1612: – ; 1623: Hinrich Mollemann (Kt.) (?) »ist ein lenster«; 1624 / 1625: ?.

K

1612: – ; 1623: Hinrich Hornemann (Bm.) »ist ein lenster«; 1624 / 1625: Hinrick
Horneman (Bm.) (erster Name unter »Lehensteder«).

L

1612: – ; 1623: Töleke Tölcken der Junger (Bm.) »ist ein lenster«; 1624 / 1625:
Tölke Tölcken oder Rhowoldt (Bm.) (zweiter Name unter »Lehensteder«).

M

1612: – ; 1623: Bartholtt Stubbemann (Bm.) »ist ein lenster«; 1624 / 1625:
Bartoltt Stubbeman (Bm.) (dritter Name unter »Lehensteder«).

153 Die Angaben folgen denselben Prinzipien wie die in Anhang I. Hinter den Jahreszahlen verbergen sich die folgenden Quellen: 1612: »Register der Bruggehöner« von 1612 (Abschrift von 1669) in StAB 2 - P.2.n.6.b.Ff.1.b.2.; 1623: Schatz- und Hofdienstgeldregister des Obervielands von 1623 in StAB 2 - Q.4.A.4.; 1624 / 1625: Beschreibung des Vermögenszustands der Obervieländer, undatiert, von 1624 / 1625 in StAB 2 - Q.4.A.4.

Anhang IV

Nachricht im Ratsdenkelbuch über die Huckelriede und Gräben in der Neuenlander Feldmark

1577/?¹⁵⁴

- [1] »Item Vann Sunte Anthonius went an de Kattenborch Is gemaket Steghe vnnd weghe vme godeß willenn vnnd vmme dat gemeyne beste
- [2] Item De Brugge ym Helmes Damme De holt dat Bouw Der weser weißer [offenbar versehentlich wiederholt] bruggenn
- [3] Item De krumpell vor denn kempenn anders gehetenn de knuppell De horet to der hukelridenn
- [4] Item De twe lutkenn kempe plecht men tho verkopenn Vor eyne marck offt eynen guldenn went se graß dreget vnnd nicht aff gesodet ys
- [5] Item ock geyt twuschenn denn kempenn eyn graue doer, Dat heyth de Aester water loßunghe, dat wetenn De Nygenlander woll weme dat horet
- [6] Item Vth der Nygenlander straten graue, went to der kluß, Dar de klusener ynne wonet, Dat kumpt den Nygenlander Burenn tho makenn, ellik sinen slach
- [7] Item Vann Scharrembekenn huß went tho Anckemans huß horet tho makenn dem gantßen velde van der kluß went thor kattenborch

Dyt Regheret De Burmeister tho Bremenn Wanner de Graue tho makenn offt tho donde hefft tho grauenn offte to snydenn Dyt both de Burmeister by broke na hetenn des Rades«

154 Ratsdenkelbuch in StAB 2 - P.6. a.9. c.2. d.5. (S. 434). Bei dem vorliegenden Abdruck wurden zur Verdeutlichung der erste, die Huckelriede betreffende, und der zweite, die Gräben in der Neuenlander Feldmark betreffende Teil durch eine Leerzeile voneinander getrennt. Jede der Einzelbestimmungen wurde von mir mit einer in eckige Klammern gesetzten Nummer versehen.

Hermann Allmers, Johann Georg Kohl und der Streit um das Bremer Börsenbild¹

Von Hans Gerhard Steimer

Hermann Allmers (1821–1902), der Bauer, Autor und Lebenskünstler aus Rechtenfleth an der Unterweser, war gegen Ende des 19. Jahrhunderts einer der populärsten Schriftsteller deutscher Sprache. Überregional bekannt wurde er vor allem mit dem ›Marschenbuch‹, seinen ›Dichtungen‹ und den ›Römischen Schlendertagen‹. Eine Zeitlang schien er das Zeug zum Klassiker zu haben. So sah ihn noch 1915 sein verdienstvoller Biograf Theodor Siebs², der die ›zeitlosen‹ Werke auf Kosten der ›zeitgebundenen‹ favorisierte. Hermann



Abb. 1

Allmers ist kein Klassiker geworden. Schulen tragen weiterhin seinen Namen, aber aus den Lehrbüchern sind seine Texte wieder verschwunden. Der Erfolg des im Kanon verbliebenen Gedichts ›Feldeinsamkeit‹ lässt sich nicht trennen von der Vertonung durch Brahms, die Allmers gar nicht schätzte. Über den Tag hinaus zielende Werke wie das Drama ›Elektra‹ lebten nur kurz. Seine tagesaktuellen Beiträge

aber zeigen Allmers noch heute als engagierten Zeitzeugen von eigenem Urteil und lebendigem Ausdruck. Sein brieflicher Nachlass mit über 10 000 Schreiben ist eine unvergleichliche Quelle zum Verhältnis von regionaler und überregionaler Kultur der Zeit, besonders zu Themen der bildenden Kunst, ungefähr zwischen den Nazarenern und den Worpswedern.³

1 Der Beitrag basiert auf einem Bildvortrag bei der Hermann Allmers-Gesellschaft am 28. 9. 2008 in Rechtenfleth. Der Autor dankt Dr. Axel Behne (Archiv des Landkreises Cuxhaven), Holger Bischoff (Archiv der Handelskammer Bremen), Dorothea Breitenfeldt (Staatsarchiv Bremen) und Peter Gartemann (Bibliothek der Handelskammer Bremen).

2 Theodor Siebs, Hermann Allmers. Sein Leben und Dichten mit Benutzung seines Nachlasses dargestellt [...], Berlin 1915, Neudruck Bremerhaven 1982.

3 Der Verfasser erarbeitet im Auftrag der Hermann Allmers-Gesellschaft eine Ausgabe ausgewählter Briefwechsel mit bremischen Freunden.

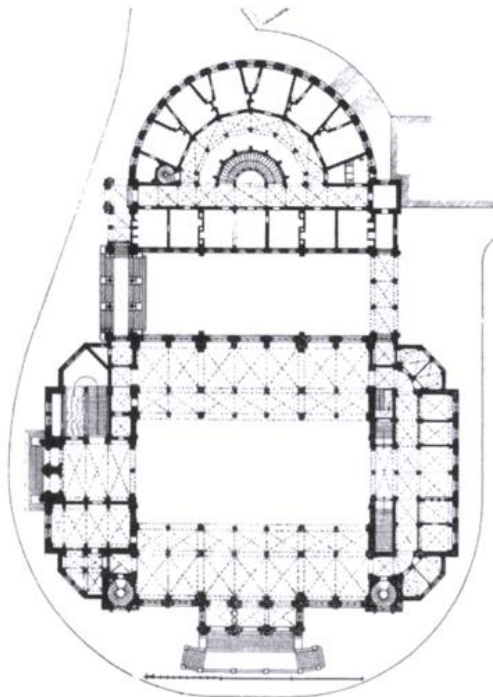


Fig. 265. Grundriss der Börse.

Abb. 2

unten, zum Markt hin, die Festhalle, schlicht ›Der Börsensaal‹ genannt. Es ist eine fünfschiffige Basilika, von Seitenbauten flankiert. Auf Höhe einer Galerie mit Arkadenfront befindet sich rechts, an der südlichen Schmalseite, die Fläche, über deren Ausmalung es zum Streit kam.

Der Bau hat nur ein Menschenalter erlebt. Am 20. Dezember 1943 wurde die Neue Börse bei einem Angriff der amerikanischen Luftwaffe in Schutt und Asche gelegt. Abbildung 3 mit dem Rathaus im Hintergrund zeigt unterhalb der Bildmitte den von der Sonne angestrahlten Rest der Südwand des großen Saals, deren Rückseite das Börsenbild trug.



Abb. 3

Eine der Kunstdebatten, in die Allmers sich eingemischt hat, war die um das Hauptbild der neuen Bremer Börse. Der Streit erhitzte die Gemüter im Frühjahr 1870. Er blieb folgenlos, ein Sturm im Wasserglas. Was im Flüchtigen zuerst erscheint, sind aber oft weiter wirkende Kräfte.

Am 5. November 1864 war die Neue Börse eröffnet worden als Repräsentationsbau der Kaufmannschaft. Heinrich Müller, einer der führenden Architekten des Historismus in Bremen, hatte diesmal nicht Renaissance, sondern Gotik gewählt. Das gewaltige Gebäude stand an der Ostseite des Markts und erstreckte sich bis zur Domsheide. Wir Heutigen hätten dem protzigen Bau die für ihn geopfert Giebelhäuser vom Ende des 15. Jahrhunderts vorgezogen. Im 19. aber war besonders die Marktfassade beliebtes Motiv für Stadtansichten und Postkarten (Abb. 1)⁴. Der Grundriss (Abb. 2) zeigt im Hauptbau,

4 Abbildungen 1, 3, 6, 7: Archiv der Handelskammer Bremen, 34 Börse; 2: Bremen und seine Bauten. Bearb. u. hrsg. vom Architekten- und Ingenieur-Verein, Bremen 1900, S. 282; 4: Archiv des Landkreises Cuxhaven, Nachlass Hermann Allmers; 5: Johansen (wie Anm. 31), nach S. 42.

Die Ruine blieb lange stehen. Erst 1966 zog an dieser Stelle die Bremische Bürgerschaft in ihren umstrittenen Neubau. Das halbkreisförmige Nebengebäude ist übriggeblieben. Um die Jahrtausendwende aufgestockt und durch eine überglaste Brücke mit der Bürgerschaft verbunden, vermittelt es, zusammen mit den Bogengängen der Passage, noch heute eine Vorstellung von dem untergegangenen Gebäude.

Die Lage vor Beginn des Streits um das Börsenbild referiert Hermann Allmers in seiner Bremen-Korrespondenz für die damals führende ›Zeitschrift für bildende Kunst‹. In ihrem Hauptteil hatte sein erster Beitrag im Vorjahr die von Freund Diedrich Kropp geschaffenen Sandsteinskulpturen an der Marktfassade der Börse besprochen. Im Beiblatt, das den Namen ›Kunst-Chronik‹ trug, nutzte Allmers seine Korrespondentenberichte aus Bremen für agitatorische Zwecke. Sein Artikel in der Ausgabe vom 5. März 1869⁵ ist mit der Chiffre A. gezeichnet.

»An der Hinterwand des großen inneren Hauptraumes starrt uns seit Jahren eine mächtige leere Blende entgegen, welche gleich Anfangs dazu bestimmt war, ein großes Freskobild, die Entdeckung Amerika's darstellend, aufzunehmen. Passender für Bremen wie für seinen Börsensaal hätte wohl kein Gegenstand gewählt werden können, denn auf Amerika's Entdeckung beruht Bremen's jetzige Bedeutung und in Amerika vor Allem ist der ganze Halt und Schwerpunkt seines gegenwärtigen Handels.«

Allmers fällt hier mit der Tür ins Haus. Die Frage nach dem zu malenden Gegenstand wird der Kern der Debatte werden. Korrespondent A. steckt die Claims ab, indem er sie als vorab entschieden vorstellt und sein Thema als dasjenige, das sich für den Zweck von selbst versteht.

»So ward denn auch gleich nach Vollendung des Baues der talentvolle hannover'sche Historienmaler Otto Knille aufgefordert, einen Entwurf für jenes Fresko einzureichen. In Folge dessen malte er eine reizend ausgeführte Skizze, den Augenblick darstellend, wie der eben gelandete große Entdecker die neue Welt feierlich in Besitz nimmt und die Fahne aufpflanzen läßt [...], reizend namentlich in der feinen lichtvollen Farbenstimmung, in der exakten und korrekten Zeichnung und vor Allem in ihrem landschaftlichen Theil; nur einen größeren monumentalen Ernst hätte man allenfalls daran wünschen mögen, zumal da sie zu einem Freskobilde bestimmt war. Ob dies der Grund gewesen ist, weshalb der Auftrag zur Ausführung Knille nicht ertheilt wurde, oder ob andere Hindernisse obwalten, ob wirklich Mangel an Geld für solche Zwecke herrscht, wie es heißt, lassen wir dahin gestellt sein.«

Diese Vorgeschichte liegt fünf Jahre zurück. Rechtzeitig zur Fertigstellung des Baus hatte Allmers den ihm aus München bekannten Freund nach Bremen gezogen und mit einem Artikel im Bremer Sonntagsblatt⁶ eingeführt. Im

5 Kunst-Chronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, Leipzig, 5. 3. 1869, S. 9 f.

6 Otto Knille. Eine Lebensskizze, Bremer Sonntagsblatt, 5. 3. 1864, S. 73-75. Vgl. Axel Behne, Der Marschenbauer und der Maler als Mann von Welt. Hermann



Abb. 4

Winter 1864 entstand die Kolumbus-Skizze, hier in der Version aus Allmers' Besitz (Abb. 4). Im Juni 1865 schrieb Allmers an Theodor Menke: »Auch Knilles Kolumbus ist jetzt in der Skizze fertig u[nd] in diesen Tagen wird es sich entscheiden ob er den Auftrag für das Börsenbild erhält.«⁷ Da war Knille aber nicht mehr in Bremen. Er hatte nach reservierten Reaktionen auf seinen Entwurf dem ungewissen Börsenprojekt die Aussicht auf einen Auftrag des hannoverschen Königshauses vorgezogen.

Der Grund für die Ablehnung ist in Allmers' diplomatisch abgefasstem Bericht zwischen den Zeilen zu lesen. Wenn er Knilles Skizze wiederholt als

Allmers und Otto Knille (1832–1898), in: Axel Behne und Oliver Gradel (Hrsg.), *Mensch sein und den Menschen nützen. Hermann Allmers und seine Künstlerfreunde*, Otterndorf 2002, S. 66–89.

⁷ Allmers an Menke, 30. 6. 1865, Archiv des Landkreises Cuxhaven, Nachlass Hermann Allmers (im Folgenden: NHA) 2.2 A - M 67.

»reizend« charakterisiert, steht zu vermuten, dass die Bremer Kaufmannschaft nicht etwas ›Reizendes‹ in den Mittelpunkt ihres Repräsentationsbaus stellen wollte. Sie wollte etwas Monumentales. In Allmers' etwas gewundenen Worten: »nur einen größeren monumentalen Ernst hätte man allenfalls daran wünschen mögen«. Auch Allmers selbst betrachtete die Gestalt des Kolumbus als »verfehlt«.⁸ Knille hatte sich geweigert, ihm neben der Fahne auch ein Schwert in die Hand zu geben.⁹ Sein Bild, in dem die tropische Landschaft dominiert, erschien nicht heroisch genug.

Aber Allmers hatte die Sache des Freundes nicht aufgegeben und wollte ihn doch noch an Bremen binden. Dies war sein spezielles Interesse an der Börsenbild-Sache. Das grundsätzliche Motiv zeigt der Schluss seines Artikels:

»Warum schreibt man nicht so bald wie möglich eine ehrliche Konkurrenz dafür aus, wenn der Entwurf Knille's nicht gefallen hat? [...] Gleich nach Vollendung des Baues tauchte sogar der schöne Gedanke auf, die ersten und reichsten Handlungshäuser und Handelsherren unserer Stadt aufzufordern, zum Schmuck dieses Palastes, zur eignen Ehre, wie zur Freude späterer Geschlechter auch für die übrigen zahlreichen leeren Wandflächen Bilder zu stiften [...] und wie schön und ehrenvoll wäre es, wenn der späte Enkel einst, etwa unter dem Bilde von Venedig's Blüthe oder von der Gründung Riga's durch die Bremer, den Namen seines wackeren kunstsinnigen und freigiebigen Ahnherrn erblickte. Aber was hilft der leere Raum und der volle Beutel, wenn der Sinn oder die Anregung fehlt! Zum Schmuck der eigenen Räume, der Wohn- und Staatszimmer wird hier manches wahre Kunstwerk erworben, vor Allem die hiesigen Gemäldeausstellungen sind bekannt als guter Bildermarkt. Nur jene höhere und recht adlige Richtung des Kunstlebens, wie sie z. B. einst die Venezianer hatten, die ist leider bei unseren Kaufleuten nur in sehr vereinzeltten Fällen zu merken.«

Hier ist angedeutet, um was es Allmers letzten Endes geht. Es ist nichts Geringeres, als aus der Stadtrepublik Bremen ein zweites Venedig zu machen. Eine Vision. Die Neue Börse und der Dogenpalast: Reichtum nicht als Privatbesitz gehortet, sondern investiert in Kultur als öffentliche Sache. Kunst ist kommunale Aufgabe, nicht nur Schmuck der Kirchen und der Fürstensitze. In der Diskussion hat Allmers den Vergleich mit Venedig nicht wieder gebracht, ihm war klar, dass er den Bremer Kaufleuten skurril erscheinen musste. Doch wie Venedig im Handel mit der Levante zugleich zur kulturellen Schnittstelle wurde, so soll nach Allmers Bremen Knotenpunkt nicht nur der Waren- und Passagierströme, sondern auch des kulturellen Transfers zwischen der alten und der neuen Welt werden. Dem Palast, den die Handelskammer den Bremern hingestellt hat, denkt Allmers als wichtigste Funktion zu, das Tor zur Neuen Welt zu sein. Das ist sein Bildgedanke für die Börse.

8 Allmers an Detlefsen, 28. 10. 1865, in: Hermann Allmers und Detlef Detlefsen. Briefwechsel, hrsg. von Rudolph Koop, Hamburg 1959, S. 92.

9 Nach Allmers an Knille, 29. 5. 1866, NHA 2.2 A - K 5/5 a.

Als er schwungvoll die über das Hauptbild hinausgehende weitere Ausmalung entwirft, wird neben Venedig die »Gründung Riga's durch die Bremer« genannt. Nun ist am Ende dieses Bild in der Börse verwirklicht worden. Der Vorschlag war schon aufgetaucht, als bei Fertigstellung des Gebäudes die Frage zum ersten Mal diskutiert wurde.¹⁰ Allmers findet es jetzt geraten, ihn mit einer Nebenrolle zu bedenken, bevor er zur Gefahr für seinen Plan werden kann. Für Allmers fehlt diesem Thema der Sitz im Leben, die praktische Perspektive. Ganz abgesehen von den politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten: Tor zum Ostseeraum konnte Bremen nun einmal, seiner geographischen Lage nach, nicht werden.

Es ist dann nicht Allmers' Appell gewesen, der die Sache in Gang brachte. Es war ein gesellschaftliches Ereignis: der Bremen-Besuch des preußischen Königs Wilhelm I. in seiner Eigenschaft als Schirmherr des Norddeutschen Bundes am 15. Juni 1869. Als krönender Abschluss Soirée im großen Börsensaal. Aber das fehlende Bild! Architekt Müller eilte nach Berlin und gewann Otto Knille für die Aufgabe, in neun Tagen auf fast acht Meter hoher und über sieben Meter breiter Leinwand eine Allegorie zu malen ›Huldigung der Hansestädte für die Borussia«. Das war allein nicht zu schaffen, Knille engagierte, neben anderen Helfern, Arthur Fitger für das Kolorieren. Der brachte die halb nass zusammengerollte Leinwand nach Bremen und besserte die Schäden an Ort und Stelle aus, an Seilen vor der Börsenwand hängend.¹¹ Die Sache ging gut, das Provisorium war ein Erfolg. Den Börsianern aber war drastisch vor Augen geführt worden, dass nun doch eine Investition fällig war. Die Handelskammer eröffnete unter ihren Mitgliedern eine Spendensammlung.

Der Reeder und Kaufmann Christian Heinrich Wätjen erbot sich, das Bild allein zu bezahlen. ›Christel« Wätjen hatte mehrere Jahre in London und New York gearbeitet. Die von seinem Vater gegründete Firma hielt man inzwischen für die größte Segelschiffreederei der Welt.¹² Im Protokoll der Börsenkommission der Handelskammer vom 26. November 1869 ist seine Vereinbarung mit Präses Johann Theo Albers festgehalten:

»Herr Albers berichtete, daß er zunächst mit Herrn C. H. Wätjen gesprochen habe, und daß dieser mit großer Bereitwilligkeit auf die Idee der Herstellung des Gemäldes in der Börse eingegangen sei und sich erboten habe, dasselbe allein zu schenken, dabei jedoch folgende Wünsche ausgesprochen habe: 1.) daß mit den Sammlungen behufs fernerer Ausschmückung der Börse fortgefahren werde; 2.) daß ihm die Wahl des Künstlers und des Gegenstandes verbleibe; 3.) daß ihm freigestellt werde, falls er es wünsche, unter dem Gemälde eine Notiz anzubringen, welche ihn als den Geber bezeichne [...]«¹³

10 Nach Weser-Zeitung, 22. 3. 1870, Morgen-Ausgabe, Artikel ›Bremen und Riga«.

11 Arthur Fitger, Aus meinem Leben, in: Die Kunst für Alle, hrsg. von Friedrich Pecht, 1. Jg., München 1886, S. 96 - 97, 135 - 137, 189 - 182, hier S. 182.

12 Vgl. Hans Wätjen, Weißes W im blauen Feld. Die bremische Reederei und Übersee-handlung D. H. Wätjen & Co. 1821 - 1921, Wolfsburg 1983.

13 Archiv der Handelskammer Bremen, V - B I a 10, Nr. 2.

Gut zwei Monate später erhielt die Handelskammer Nachricht vom Stifter. Er war auf Italienreise und ließ seinen Schwiegersohn und Teilhaber Joseph Hachez schreiben:

»Im Auftrage des Herrn C. H. Wätjen habe ich der Handelskammer die Mittheilung zu machen, daß derselbe den Maler Herrn P. Janssen in Düsseldorf mit der Ausführung des Wandgemäldes in der neuen Börse beauftragt hat und daß als Gegenstand die Gründung Riga's gewählt ist.«¹⁴

Die Weser-Zeitung brachte die Meldung am 4. Februar 1870 in ihrer Morgenausgabe. Die Wahl des Künstlers überraschte und die des Gegenstands. Peter Janssen sollte später als Historienmaler ähnlich erfolgreich werden wie Otto Knille, 1877, im selben Jahr wie der in Berlin, wurde er Professor an der Düsseldorfer Akademie. Aber bisher hatte der 25-jährige erst ein größeres Bild gemalt, soeben allerdings den Wettbewerb um die Wandgemälde im Krefelder Rathssaal gewonnen. Die Ausschreibung gab Ereignisse aus der Krefelder Stadtgeschichte als Gegenstände vor. Auf Rat seines Lehrers reichte Janssen aber einen Hermannsschlacht-Zyklus ein. Das imponierte den Ratsherren so, dass sie den Wettbewerb neu ausschrieben, um dem nationalen Thema gegenüber dem kommunalen zum Sieg zu verhelfen.¹⁵

Wie der Bremer Reeder auf das junge Düsseldorfer Talent aufmerksam wurde, lässt sich nur vermuten. Allmers deutet Vetterwirtschaft an, der Maler sei Wätjen »durch einen Verwandten vorgeschlagen«¹⁶ worden. In handschriftlichen Lebenserinnerungen sagt Janssen, den Auftrag habe ihm der Kunsthistoriker Anton Springer vermittelt¹⁷, den er offenbar in der Düsseldorfer Künstlervereinigung ›Malkasten‹ kennengelernt hatte¹⁸. Kollege Springers an der Universität in Bonn war der Bremer Anglist Nikolaus Delius. Wätjens erste Ehefrau Louise war eine geborene Delius. Beide Bonner Professoren werden sich einmal in die Bremer Debatte einschalten. Über sie dürfte Wätjens Verbindung nach Düsseldorf zustande gekommen sein.

Er war jedenfalls klug genug, sich auch Knilles Entwürfe zur Prüfung vorlegen zu lassen. Knille muss dazu zweimal eigens aus Berlin angereist sein.¹⁹ Da stand Wätjen aber längst in Korrespondenz mit Janssen. Er wollte Knille mit einem Honorar von 100 Talern für seine Vorarbeiten abfinden. Das empfand der Künstler als Kränkung. Er schickte das Geld postwendend zurück.²⁰ Auf seiner Reise nach Italien machte Wätjen Station in Düsseldorf, begutachtete

14 Wie Anm. 13, Nr. 5.

15 Vgl. Dietrich Bieber, Peter Janssen als Historienmaler. Zur Düsseldorfer Malerei des späten 19. Jahrhunderts, Diss. Köln 1977, 2 Bde. Bonn 1979, Bd. 1, S. 23 - 44.

16 Kunst-Chronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, Leipzig, 20. 5. 1870, S. 125 - 127.

17 Peter Janssen, Erinnerungen (für die Familie aufgezeichnet). 25. Juni 1900, in: Familienarchiv Janssen, zit. nach: Bieber (wie Anm. 15), Bd. 2, S. 586, Anmerkung 136.

18 Bieber (wie Anm. 15), Bd. 2, S. 585, Anmerkung 123.

19 Wätjen an Allmers, 28. 5. 1870, NHA 2.3 Varia W 50.

20 Nach Kropp an Allmers, 13. 2. [1870], NHA 2.3 K 250.

Janssens Krefelder Entwürfe, sprach mit seinem Lehrer, dem Direktor der Akademie Eduard Bendemann, und mit Professor Springer in Bonn.²¹ Damit hielt er seine Wahl für fachlich hinreichend abgesichert. Er schloss den Vertrag mit Janssen.

Wie war Wätjen an den Gegenstand geraten, die Gründung Rigas? Er hatte in Bremen die Stadtbibliothek aufgesucht, um sich selbst in der Literatur zur bremischen Geschichte nach einem geeigneten historischen Ereignis umzusehen. Er war in der Person des Stadtbibliothekars auf einen Mann gestoßen, der eine besondere Beziehung zu Riga und zum Baltikum hatte: Johann Georg Kohl. Zwar schrieb Wätjen später an Allmers, die ›Gründung Rigas‹ sei seine eigene Bildidee gewesen, er habe sie Kohl vorgeschlagen und nicht umgekehrt.²² Aber bereits Allmers' Artikel in der ›Zeitschrift für bildende Kunst‹ zeigt, dass dieser Vorschlag schon im Raum stand, als Wätjen sich mit der Frage wohl noch gar nicht befasste. Bei allem Respekt vor den eigenen Quellenstudien des Geschäftsmanns in der Bibliothek – mit demselben mütterlichen Geschick, mit dem Allmers vielleicht seinerzeit sein Thema dem Architekten Heinrich Müller in den Mund gelegt hatte, wird diesmal der Bibliothekar Kohl das von ihm favorisierte Thema dem Stifter nahegelegt haben.

Johann Georg Kohl war nur 13 Jahre älter als Allmers. Doch gehörte er insofern einer anderen Generation an, als er das Revolutionsjahr 1848, in dem Allmers als junger Mann an die Öffentlichkeit trat, als 40-jähriger Schriftsteller von Ruf erlebte. Im Zusammenhang mit Allmers wird Kohl genannt, weil sein dreibändiges Werk ›Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein‹, 1845/46 erschienen, Hermann Allmers als Vorbild für sein ›Marschenbuch‹ diente. Er übernahm Kohls Verfahren, historische und geografische Literatur mit mündlichen Traditionen örtlicher Gewährsleute und mit eigenen Erfahrungen so zu verbinden, dass nicht ein trockenes Compendium, sondern ein anschauliches Porträt der Landschaft, ihrer Menschen und ihrer Kultur entstand.

Kohl, Sohn eines Bremer Weinhändlers, gab sein Studium der Rechte aus finanziellen Gründen auf, als der Vater starb. Er musste sich als Hauslehrer durchschlagen und erhielt seine erste Stelle in Kurland. Von 1830 bis 1837 lebte er im Baltikum, und diese Zeit hat ihn geprägt.²³ Neben dem Unterricht versuchte er sich als Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten, Pädagogik, Linguistik, Technikgeschichte, Kinderliteratur – erfolglos. Auch der

21 Wätjen an Allmers (wie Anm. 19).

22 Ebd.

23 Vgl. Arved von Taube, Johann Georg Kohl und die Baltischen Lande. Die ›Wiederaufseglung‹ Livlands durch einen Bremer der Biedermeierzeit. J. G. Kohl als Hauslehrer in Kurland 1830–1836, in: *Brem. Jb.* 48, 1962, S. 261–318, und Arved von Taube, Der Bremer Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl in Livland, St. Petersburg und Südrußland 1836–1838, in: *Das Vergangene und die Geschichte. Festschrift für Reinhard Wittram zum 70. Geburtstag*, Göttingen 1973, S. 191–217. Wiederabdruck beider Aufsätze in: *Johann Georg Kohl. Progress of Discovery / Auf den Spuren der Entdecker*, hrsg. von Hans-Albrecht Koch, Margit B. Krewson, John A. Wolter unter Mitw. von Thomas Elsmann, Graz 1993, S. 32–72, 73–97.

anschließend in Russland mit einer Arbeit über Verkehrs- und Siedlungsgeografie verfolgte Plan einer akademischen Karriere zerschlug sich. Erfolg stellte sich aber dann nach der Rückkehr ein. Kohl ließ sich in Dresden nieder und veröffentlichte dort 1841 auf einen Schlag vier Reisebücher, darunter das zweibändige Werk ›Die deutschen Ostseeprovinzen. Oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland‹. Sie stießen auf Interesse, sie verschafften ihm Einnahmen – er blieb, wie Allmers, alleinstehend –, mit ihnen hatte er seinen Beruf gefunden.

Von den seither unternommenen zahlreichen Reisen ist nur noch eine für ihn so wichtig geworden wie die baltisch-russische. Von 1854 bis 1858 war Kohl in Nordamerika.²⁴ Er hatte die Reise jahrelang vorbereitet und sich in den wichtigsten europäischen Bibliotheken den Grundstock von Kartenpausen angelegt für einen ›Codex Americanus Geographicus‹. Diese Arbeit setzte er in den Vereinigten Staaten fort. Er erhielt Regierungsaufträge für die historische Kartografie der Küsten und für Vorarbeiten zu einer zentralen Kartenkammer des ganzen Landes. Während Allmers in Italien war, kehrte Kohl nach Bremen zurück. Er veröffentlichte unter anderem eine ›Geschichte der Entdeckung Amerika's von Columbus bis Franklin‹²⁵. 1863 wurde er der erste hauptamtliche Leiter der Stadtbibliothek. 1869 erhielt er zwei Ehrendokorate, bezeichnenderweise von Universitäten in Ost und West, Königsberg und Maine/USA. Damit stand er zur Zeit des Börsenbild-Streits am Ende seiner Karriere.

Deren – nach Start und Ziel Bremen – wichtigste Brennpunkte, die deutsche Kultur in den Ostseeprovinzen und die europäische Landnahme in Amerika, ausgerechnet sie hatten sich als Alternative für das Bremer Börsenbild herauskristallisiert. In der nun beginnenden Debatte wurde Kohl nicht nur Wortführer, sondern fast der einzige Streiter der Riga-Partei. Sein Standpunkt war von der eigenen Lebensgeschichte geprägt. Er war im Baltikum von der gebildeten Oberschicht, die gegen die russischen Machthaber ihre Verwurzelung in der deutschen Kultur betonte, als Bremer mit besonders offenen Armen aufgenommen worden. Hier hatte er den Grund seiner Laufbahn gelegt. An deren Ende wollte er mit der Initiierung des bremisch-baltischen Denkmals schlicht eine persönliche Dankeschuld abtragen.

Hermann Allmers reagierte unverzüglich auf die Entscheidung des Stifters. Der war nicht mehr erreichbar, er schrieb zugleich an den in der Handelskammer einflussreichen H. H. Meier²⁶ und an den Börsenarchitekten Heinrich Müller²⁷. Den Brief an Meier ließ er durch Kropp übergeben. Im Begleitschreiben an den Freund heißt es: »Es ist wirklich jedes Vernünftigen heiligste Pflicht mit zu streben, daß solchem Vorhaben gesteuert wird. Gehts nicht so auf Privatwegen durch Briefe u mündliche Vorstellungen dann muß die Presse

24 Vgl. John A. Wolter, Johann Georg Kohl in America, in: Johann Georg Kohl. Progress of Discovery / Auf den Spuren der Entdecker (wie Anm. 23), S. 133-158.

25 Bremen 1861.

26 Kropp an Allmers (wie Anm. 20).

27 Anders als das offenbar sachlich-knapp gehaltene Schreiben an Meier hat sich der Entwurf des leidenschaftlichen Briefs an Müller erhalten: Allmers an Müller, 10. 2. 1870, NHA 2.2 (alte Signatur A - ? 16).

losgelassen werden u[nd] mit allen Hunden sei er gehetzt. [...] Unser Feldgeschrei heißt ›Riga muß fallen‹ unsre Losung: Janssen zu Hause bleiben oder was Anderes machen.«²⁸ Allmers will Ende Februar nach Bremen kommen, um »Kriegsrath gegen Riga«²⁹ zu halten. Die martialische Sprache zieht sich im Freundeskreis durch die gesamte Kontroverse.

Beide Briefe blieben ohne erkennbare Wirkung. Offenbar wollte es sich weder Meier, der Gründer des Norddeutschen Lloyd, mit dem Reeder verderben noch Müller, der ihm zwei große Aufträge verdankte, den Bau seines Stadthauses am Osterdeich³⁰ und seines Schlosses in Blumenthal. Also musste, wie Allmers angekündigt hatte, nun »die Presse losgelassen« werden. Drei Vorwürfe gegen Riga, die Allmers gegenüber Müller angeführt hatte, standen im Mittelpunkt der Auseinandersetzung: die Gründung Rigas durch die bremische Kaufmannschaft sei erstens unhistorisch, zweitens unmalerisch, drittens unbedeutend.

Den ersten Anklagepunkt untermauerte gleich der die Debatte eröffnende Zeitungsartikel. Autor war Diedrich Ehmck, der Gründer der historischen Abteilung des Bremer Künstlervereins. Diese mit über 1000 Mitgliedern das kulturelle Leben Bremens beherrschende Instanz hatte Wätjens selbstherrliche Entscheidung übergangen. In seinem Beitrag ›Das neue Börsenbild‹ in der Weser-Zeitung vom 19. Februar 1870 erklärte der studierte Historiker die sogenannte ›Aufsegelung‹ Livlands durch Bremer Kaufleute für eine Sage. Der Name Livland wurde lange pars pro toto für das gesamte Nordostbaltikum gebraucht. Dass es für den christlichen Westen überhaupt auf dem Seeweg entdeckt werden musste, lag daran, dass es eine Verbindung zu Lande nicht gab – zumindest keine, die für den Güterverkehr passierbar gewesen wäre. Es wurde von Deutschen tatsächlich als ÜberseeProvinz besiedelt.

Ehmck begründete seine Behauptung, dass Bremen mit der Entdeckung gar nichts zu tun hatte, erst vier Wochen später in einem öffentlichen Vortrag im Künstlerverein. Kronzeuge für die Landung Bremer Kaufleute an der Düna, wo dann Riga gegründet wurde, im Jahr 1159 war die nur zwei Generationen später entstandene Chronik Heinrichs des Letten. Nun war aber eine alte Handschrift dieser Chronik aufgetaucht und 1865 – also erst nach Eröffnung der Bremer Börse – veröffentlicht worden. Bei diesem ältesten Textzeugen fehlte der Satz über die Bremer. Er war von einem unbekanntem Schreiber erst im 16. Jahrhundert eingefügt worden.³¹ Die Aufsegelung Livlands durch

28 Allmers an Kropp, 9. 2. 1870, NHA 2.2 A - K 86.

29 Ebd.

30 Vgl. Henning Wätjen, Osterdeich 2 – Zur Baugeschichte einer Bremer Kaufmannsvilla, in: Brem. Jb. 86, 2007, S. 106 -135.

31 Die neuere Forschung hat sich mit den Motiven dieser Textfälschung befasst. Sie hat es wahrscheinlich gemacht, dass sie dem Kreis um Philipp Melanchthon in Wittenberg entsprang, zu dessen Schülern der Bremer Ratsherr und spätere Bürgermeister Daniel von Büren gehörte. Vgl. Paul Johansen, Die Legende von der Aufsegelung Livlands durch Bremer Kaufleute, in: Europa und Übersee. Festschrift für Egmont Zechlin, hrsg. von Otto Brunner und Dietrich Gebhard, Hamburg 1961, S. 42 -68. Vgl. auch Manfred Hellmann, Die Anfänge christlicher Mission in den baltischen Ländern, und Anhang Bernd Ulrich Hucker, Die Herkunft

Bremer Kaufleute war nichts als eine interessengeleitete Legendenbildung, auch wenn man im Baltikum selbst die bremische Verbindung gern aufgegriffen hat. Was blieb, war die Stadtgründung Rigas durch den bremischen Domherrn Albert im Jahr 1201. Die Missionierung durch das Bistum Bremen im Zusammenhang der Kreuzzüge gegen die baltischen Heiden empfahl sich für Ehmck aber nicht als Bildthema eines Gebäudes der Kaufmannschaft.

Für seinen Zeitungsartikel ist bezeichnend, dass der Autor eine lange Einleitung vorausschickt, die der Frage gilt, ob die Entscheidung des Stifters überhaupt öffentlich diskutiert werden darf.

»Oder sollte die Rücksicht auf den Geber eine öffentliche Kritik des Geschenkes verbieten? Sollte es solcher edlen und kunstsinnigen Freigebigkeit gegenüber als eine Verletzung der schuldigen Dankbarkeit erscheinen, wenn sich die Tagespresse ein Urtheil erlaubt über die getroffene Wahl, oder wenn sie versucht, der öffentlichen Meinung eine Theilnahme bei der zu treffenden Entscheidung zu erwirken?«³²

Dies ist der Punkt, um den es Allmers bei der Pressekampagne geht. Anders als für den Beamten Ehmck ist es für ihn keine Frage, dass eine private Entscheidung, sobald sie den öffentlichen Raum betrifft, öffentlich kritisiert werden darf. Er bestreitet die von der Bremer Kaufmannschaft als selbstverständlich zugrunde gelegte Maxime ›Wer bezahlt, bestimmt.« In der kommunalen Öffentlichkeit, darauf besteht Allmers als 48er Demokrat noch an der Schwelle der Gründerzeit, gilt ein anderes Gesetz. Hier steht der private Auftraggeber unter dem Gebot der Publizität. Auf die Flagge seiner Flotte mag der Herrscher Wätjen das ›Flying W‹ setzen oder was immer ihm beliebt. Will er aber den größten öffentlichen Festsaal der Stadt schmücken lassen, dann kann er nicht als Autokrat auftreten. Er ist zur Legitimationsarbeit verpflichtet.

Mit seinem partikularen Interesse hat Allmers in diesem Streit Schiffbruch erlitten, keiner seiner Freunde bekam den Auftrag. Auch seine inhaltliche Absicht, die Bremer Börse durch ihr Hauptbild als Tor zur Neuen Welt zu kennzeichnen, konnte er nicht durchsetzen. Aber für sein universales Ziel, ein lebendiges, von möglichst weiten Kreisen getragenes kommunales Kunstleben, war schon die Debatte ein Erfolg, unabhängig vom Resultat.

Die Beteiligung an der Diskussion über eine Frage der Kunst war in Bremen beispiellos. Das Thema, ursprünglich eine Angelegenheit der Kaufmannschaft, geriet zur öffentlichen Sache. Für drei Monate beherrschte der Bilderstreit das Feuilleton der Tagespresse. Redaktionelle Beiträge, Leserbriefe, Veranstaltungsberichte, Glossen, satirische Gedichte, Literaturhinweise – allein Courier und Weser-Zeitung brachten über 30 Beiträge. Wissenschaftler und Künstler beteiligten sich, Lehrer und Kaufleute, Journalisten und Dichter, Bremer und Nichtbremer. Vorträge wurden gehalten, Broschüren gedruckt. Keine Ausschreibung hätte ein solches Maß von Publizität mit sich gebracht,

des Livenapostels Meinhard, in: Studien über die Anfänge der Mission in Livland, hrsg. von Manfred Hellmann, Sigmaringen 1989, S. 7-38.

32 Weser-Zeitung, 19. 2. 1870, Abend-Ausgabe, Artikel ›Das neue Börsenbild‹, gezeichnet »D. E.«.

wie es hier gerade die Verweigerung des Wettbewerbs provozierte. Von jedem gebildeten Bürger der Stadt wurde ein Urteil erwartet, in dieser Jury hatte jeder Sitz und Stimme. Hermann Allmers verfolgte das von außerhalb. Mit welchem Gefühl, sagt sein im Vorjahr entstandenes Gedicht, das an einen Ausspruch Ulrichs von Hutten knüpft, es beginnt: »Die Geister müssen aufeinander platzen / Auf daß es eine Lust zu leben sei.«³³

Das Hin und Her der Kontroverse kann hier nicht nachgezeichnet werden. Zu ihr gehört, dass neben der Entdeckung Amerikas und der Gründung Rigas noch ein dritter Gegenstand ins Spiel gebracht wird: die Gründung Bremerhavens durch Bürgermeister Johann Smidt. Der anonym veröffentlichte Vorschlag³⁴, vielleicht von Arthur Fitgers Bruder Emil stammend, hat den Vorzug unzweifelhafter Bedeutung für die Handelsgeschichte Bremens. Aber er findet wenig Gegenliebe. Offenbar mangelt es für die gewünschte monumentale Überhöhung an historischem Abstand. Besonders stößt man sich daran, dass die Akteure im neuzeitlichen Kostüm der Vätergeneration zu malen wären.

Zu ihr gehört, dass Arthur Breusing, als Leiter der Seefahrtsschule Vorgesetzter von Allmers' Freund Heinrich Romberg, einen vielbeachteten Vortrag gegen das Amerikabild hält. Im Kaufmännischen Verein zeichnet er Kolumbus als einen von »Egoismus und Golddurst« getriebenen Charakter, macht ihn für die Grausamkeiten gegen die Indianer verantwortlich und erklärt die Darstellung der Entdeckung Amerikas kurzerhand für »ein unsittliches Bild«.³⁵ Inzwischen aus linken Traditionen vertraute Einwände gegen die Szene als Beginn kolonialer Ausbeutung begegnen hier, vorgetragen im Stammtischton, aus der rechten Ecke.

Zu ihr gehört, dass zwischenzeitlich innerhalb der Kolumbuspartei eine Spaltung droht. Der bis dahin noch erfolgreiche Arthur Fitger nämlich sieht die Gelegenheit, nach dem Scheitern Otto Knilles aus dessen Schatten herauszutreten, entwirft einen eigenen Kolumbus und bietet sogar an, ihn in der Börse gratis an die Wand zu malen.³⁶ Nach bitteren Vorwürfen Knilles über das »unzeitige Verlassen seiner Fahne«³⁷ gibt Fitger die eigenen Pläne auf, um einen Bruch zu vermeiden. Knilles satirische Artikel und Gedichte über seine Bremer Ablehnung veröffentlicht er aber nicht wie gewünscht in der Tagespresse, an Allmers schreibt er: »Seine Knallerbsenguerilla können wir nicht brauchen.«³⁸

Hier sollen nur zwei Aspekte der Debatte herausgehoben werden, ein politischer und ein ästhetischer. Sie hängen natürlich zusammen. Öffentlich diskutiert wurde fast ausschließlich der Bildgegenstand. Beide Vorschläge waren historische Themen, beide zeigten Akte der Eroberung. Nicht dass der eine nach Osten ausgriff, der andere nach Westen, war die ausschlaggebende

33 Allmers an Kropp, 19. 2. 1868, NHA 2.2 A - K 82.

34 Courier, 27. 2. 1870, Artikel ›Das neue Börsenbild‹.

35 Berichte in der Weser-Zeitung, 27. 4. 1870, Abend-Ausgabe, und im Courier, 29. 4. 1870.

36 Fitger an Allmers, 28. 4. 1870, Staatsarchiv Bremen 08.01.02.7,79.

37 Ebd.

38 Ebd.

Differenz, oder dass ein mittelalterlicher Stoff dem Beginn der Neuzeit gegenüberstand. Der entscheidende Unterschied war: Die Kolonisierung der Ostseeprovinzen war eine Tat von Bremern, von Niedersachsen oder zumindest von Hanseaten – in jedem Fall eine Tat von Deutschen. Es war ein patriotisches Thema. Mit der Eroberung Amerikas dagegen hatten Deutsche nichts zu tun. Es war das kosmopolitische Thema schlechthin. Die Bremer Öffentlichkeit hatte zu wählen zwischen einem deutschen Bildprogramm und einem weltbürgerlichen.

Im Grunde ist es noch der alte Streit zwischen Klassik und Romantik. Goethes Diktum, »daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe«³⁹, stand etwa gegen Tiecks Mahnung an die Künstler, sich vom »Vaterland [...] losreißen wollen heißt die Musen verleugnen«⁴⁰. Am Vorabend der Reichsgründung wird diese Kontroverse erneut zum politischen Geschäft. Zwar hätte kaum einer der Wortführer sein Urteil als Parteinahme für ein politisches Programm verstanden. So erscheint es im Rückblick erst uns, die wir von Katastrophen belehrt werden mussten. Keiner der an der Diskussion Beteiligten kann wissen, dass noch im selben Jahr der erwachende Nationalismus zum Krieg führen wird. Keiner ahnt, dass es einen deutschen Nationalstaat geben wird, bevor noch der Maler im Börsensaal den Pinsel ansetzt. Keiner kann sich vorstellen, dass die Frage nach deutschen Kolonien demnächst ein Thema der Realpolitik sein wird.

Nur einmal im Verlauf der Debatte werden die politischen Implikationen ausgesprochen. Da Kohl in Bremen wenig Unterstützung für seinen Vorschlag findet, bemüht er sich um Verstärkung von außerhalb. Wahrscheinlich auf Rat Wätjens bittet er die Förderer des Malers Janssen in Düsseldorf und Bonn um ihr Votum, Bendemann, Springer und Delius. Hinzu kommt der ehemalige Vizepräsident des Livländischen Hofgerichts Woldemar von Bock. Am 17. April veröffentlicht Kohl Auszüge aus den Stellungnahmen dieser vier Parteigänger Rigas im Courier unter der Überschrift ›Stimmen aus Deutschland über das Bremer Börsenbild‹. Es ist von Bock, der hier kein Blatt vor den Mund nimmt.

»Das Abstract-Kosmopolitische-Unnationale eines Columbus-Bildes kann nicht stark genug betont werden. Ein Moment des Vorzugs des Baltischen Stoffs vor dem Atlantischen liegt eben darin, daß er geeignet ist, auf das deutsche National-Gefühl, das durch ein derartiges Bild doch geweckt werden soll, eine erhebende Wirkung zu üben, während mir in einer malerischen Symbolisierung der Deutsch-amerikanischen Beziehungen schlechterdings der Punkt nicht einleuchten will, welcher darauf hinwirken könnte. Es bleibt dabei nichts Anderes als ›das Geschäft‹,

39 Johann Wolfgang Goethe, Flüchtige Übersicht über die Kunst in Deutschland, in: Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, ›Frankfurter Ausgabe‹, hrsg. von Friedmar Apel, Hendrik Birus u. a., Frankfurt am Main 1986–1999, I. Abt., Bd. 18, S. 807–810.

40 Ludwig Tieck an Solger, 16. 12. 1816, in: Karl Wilhelm Ferdinand Solger, Nachgelassene Schriften und Briefwechsel, Neudruck der Ausg. von 1826, Heidelberg 1973, Bd. 1, S. 486–488.

und will man durchaus die Aufseglung Livlands durch die Bremer zur Mythe stempeln, so ist mir die an die Wand gemalte patriotisch-nationale Mythe doch immer noch erhebender als das an die Wand gemalte Geschäft.«

Das ist Klartext. Die deutschnationale Position tritt hier mit unüberhörbar antikapitalistischem Beiklang auf. Zu bedenken ist dabei, dass das Nationalgefühl in Deutschland lange Zeit Sache der demokratischen Opposition war. Ein Höhepunkt dieses emanzipatorischen Nationalismus waren die Programme der Paulskirche. Burschenschaften und Turnerbünde, Schützengilden und Gesangsvereine, die den liberalen Nationalismus propagierten, wurden von Staats wegen beargwöhnt. Mit der Reichsgründung wird sich das Koordinatensystem auf einen Schlag verschieben. Die Opposition hatte immer deutsche Einheit und Freiheit zugleich gefordert. Nun wird die Einheit kommen, Freiheit weniger. Von einem Tag auf den anderen wird Nationalismus von einer oppositionellen zu einer staatstragenden Haltung. Von da ist es zum militaristischen Nationalismus nicht mehr weit.

In der Debatte blieb das politische Votum marginal. Im Zentrum stand eher die ästhetische Differenz der beiden Bildprogramme. Am anschaulichsten ist sie von Johann Georg Kohl selbst formuliert. Am 4. März hält er, in der Bremer Börse, einen großen Vortrag über ›Livland, Amerika und das neue Börsenbild‹. Diesen Vortrag lässt Kohl drucken. Er erscheint sowohl im Verlag Gläser in Dorpat als auch im Verlag Gesenius in Bremen. Erst im Schlussteil des Vortrags kommt Kohl direkt auf das Bild zu sprechen.

»Die Landung des Columbus fand zwischen den Wendekreisen statt und die Darstellung dieser Begebenheit würde einen heißen Himmel und [...] eine Menge ganz fremdartiger tropischer Produkte und Pflanzen, zu deren Erkennung man zum Theil erst botanische Studien machen müßte, bunte Papageien, Affen und dergleichen in unsere Börse bringen. Dazu die goldgierigen und uns sehr wenig sympathischen Spanier, Truppen-Commandeure und Fiskal-Beamte, die auf den Befehl des Königs von Castilien ausgingen. Ferner die ganz costümlosen und höchst beklagenswerthen Wilden, die von den Spaniern bald nachher dahingeopfert und völlig ausgerottet wurden und deren Anblick dem Beschauer nur melancholische Ideen-Associatiōnen erwecken könnte. Da lobe ich mir in dem livländischen Bilde unsere unvergleichliche Eiche und die uns Deutschen allen so sympathische Tanne, die doch zugleich auch so viel malerischer sind, als die kohlstaudenartigen Palmen oder Palmettos des Südens [...]. Statt der braunen Spanier haben wir in ihm unsere eigenen Vorfahren, die blonden Sachsen, und statt der längst verschollenen Indianer noch existirende Ostseevölker [...]«⁴¹

Auch die Architektur Heinrich Müllers und den plastischen Schmuck Diedrich Kropps sucht Kohl für seinen Zweck zu nutzen.

41 Bremen 1870, S. 45 f.

»Der Baustyl unserer Börse mit seinen Spitzbögen ist der gothische, der altdeutsche oder wenn man will der alteuropäische. Sie hat mit ihrem hohen Schiff in der Mitte fast einen etwas kirchlichen Anstrich. Wird nun, so frage ich, in einem Gebäude dieser Art die junge Neue Welt nicht etwas fremdartig, nicht beinahe wie ein Mißton erscheinen? [...] Draußen die Figuren der deutschen Fischer, Matrosen, Wallfischfänger und Gewerbsleute, die sehr gut zu der Rigaischen Colonisten- und Marktszene passen, die man aber, wenn man das amerikanische Bild annähme, wegbrechen und durch Figuren von Negern, Indianern und andern Landsleuten ersetzen müßte, um consequent zu sein, um die Harmonie herzustellen und das Ganze recht kosmopolitisch und international zu machen.«⁴²

Kohls Lob der heimischen Eiche auf Kosten der überseeischen Palme klingt in heutigen Ohren nach Deuschtümelei. Aber er treibt keine nationalistische Propaganda. Es geht vielmehr um die Frage: wie viel Fremdes verträgt unser Begriff des Schönen? Kohls Standpunkt ist sehr einfach. Er sagt: Wir haben hier die Wahl zwischen einer heimatlichen und einer fremden Szenerie. Das Vertraute ist unserem Herzen näher. Das Eigene ist es, was wir als ›schön‹ empfinden. Also ziehen wir es dem Fremden vor. Kohls simple Argumentation unterschlägt, was ihn selbst jahrelang in ferne Länder gezogen hatte: der Reiz des Fremden, die Verlockung des Unbekannten, die Faszination der Entdeckung. Er merkt nicht, dass die einseitige Vorstellung vom Kunstschönen letztlich sein eigenes Lebenswerk verleugnet, das sich dem Austausch zwischen Heimat und Fremde widmete. In Wahrheit ist es Hermann Allmers und dessen Vision von Bremen als dem Venedig des Nordens näher, als er selbst an seinem Lebensabend wahrhaben will.

Die Amerikapartei ist in die Defensive geraten, als eine Wendung eintritt: Arthur Fitger – nicht nur Maler, sondern auch Lyriker, Dramatiker und Kunstkritiker – stellt sich an ihre Spitze und nimmt die Agitation in die Hand. Sicherlich spielen seine eigenen Ambitionen dabei eine Rolle. Er entwickelt eine publizistische Doppelstrategie. Zum einen macht er mit offen polemischem Angriff Kohl in seiner treuherzigen Beschränkung lächerlich. Zum anderen unterbreitet er einen erstmals systematisch angelegten, konstruktiven Gesamtplan zur künstlerischen Ausgestaltung der Börse.

Das kritische Pamphlet erscheint als Broschüre im Bremer Verlag Schöne- mann. Fitger übernimmt Kohls Titel ›Livland, Amerika und das neue Börsen- Bild in Bremen‹. Er versieht ihn mit dem Zusatz »Ein bremischer Beitrag zu einer bremischen Frage« und zeichnet als Autor nur mit dem rätselhaften Kürzel A. H. W.⁴³ Offenbar um presserechtliche Bedenken gegen die anonyme Schrift zu umgehen, steuert der Bibliothekar des Künstlervereins, Hermann Alexander Müller, ein auf den 24. April datiertes Vorwort bei, das er mit seinem Namen unterzeichnet.⁴⁴ Diese frühe, genialische Gelegenheitsschrift

42 Ebd., S. 53.

43 Ein Exemplar ist in der Bibliothek der Handelskammer Bremen dem Vortrag Kohls beigegeben, nur diesen verzeichnet der Katalog, Signatur A I 42.

44 Müller berichtet über den Börsenbildstreit als Bremen-Korrespondent der von Max Schasler in Berlin herausgegebenen Kunstzeitschrift ›Die Dioskuren‹.

Fitgers zeigt ihn als Meister der Satire, witzig, angriffslustig, sprühend vor Ideen. Zugleich aber ist sie ein wohlkalkuliertes Muster politischer Rhetorik. Gleich in der Einleitung dreht der Autor den Spieß um. Dem Anwalt des patriotischen Bilds wirft er vor, die häusliche Auseinandersetzung in der Vaterstadt vor fremdes Publikum – »Bonner und Düsseldorfer Professoren« – zu zerren. Der Verfechter des kosmopolitischen Bildgedankens tritt damit auf als der wahre Patriot, der sich Einmischungen Fremder verbittet. Auch eine anti-französische Spitze – es sind noch drei Monate bis zum Krieg – fehlt in diesem Zusammenhang nicht. Der Spott steigert sich zur Disqualifizierung des Gegners.

»Ein ganz neuer Gedanke ist die Meinung [...], man habe, als man die Entdeckung Amerikas in Vorschlag brachte, nicht an den gothischen (alt-europäischen!!) Styl der Börse gedacht, zu welchem eine Scene in den Tropen nicht passen würde. Kann man sich etwas Absurderes denken, als diese Behauptung. Zeigen nicht die Gemälde, welche biblische Stoffe und orientalische Scenerie darstellen, in tausend gothischen Kirchen zur Genüge, daß der Stoff eines Gemäldes Nichts mit dem Stil des Gebäudes, welches das Gemälde aufnehmen soll, zu schaffen hat? daß die Harmonie oder Disharmonie lediglich in der Behandlung des Stoffes liegt? [...] Jener Gedanke des Herrn Dr. Kohl bekundet eine solche ästhetische Kurzsichtigkeit, daß wir bedauern, daß er überhaupt in der Frage um das Börsenbild das Wort genommen hat; er bekundet aber auch zugleich ein naives Selbstvertrauen, welches wohl nur seiner Naivetät wegen solange ungerügt geblieben ist.«⁴⁵

Die Kritik ist nur die eine Hälfte von Fitgers Feldzug. Zur Erarbeitung einer konstruktiven Denkschrift für die Handelskammer hatte sich schon am 9. März in der Sektion für Malerei und Bildhauerkunst des Künstlervereins eine Kommission gegründet.⁴⁶ Sie bestand aus Fitger und dem Verfasser seines Vorworts Hermann Alexander Müller sowie dem Bildhauer Kropp. In Abstimmung mit Diedrich Ehmck von der historischen Abteilung und mit Hermann Albert Schumacher, dem Schriftführer des Künstlervereins, sollte sie ihr Memorandum erarbeiten. Diese fünf Köpfe sind Allmers' wichtigste Bremer Bundesgenossen in der Börsensache. Am 20. April wird das Gutachten von 19 Folioseiten im Künstlerverein abgeseget.⁴⁷ Es zeigt in Plan und Ausführung Fitgers Handschrift, von ihm stammt auch die Illustration durch Skizzen.

Die Idee ist, sich von der Fixierung auf die verfahrenere Diskussion um das Hauptbild zu lösen und ein umfassendes Bildprogramm vorzuschlagen. Die Einleitung geht vom Konzept des Gesamtkunstwerks aus. Nicht beliebige Gemälde und Skulpturen sollen »museumartig« zusammengestellt werden. Gefordert wird die schlüssige Beziehung des Kunstgegenstands auf die Bestimmung des Raums und thematischer Zusammenhang der Werke untereinander.

45 S. 11.

46 Bericht der Weser-Zeitung, 10. 3. 1870, Abend-Ausgabe.

47 Bericht der Section für Malerei und Bildhauerkunst des Künstlervereins über die innere Ausschmückung des Börsengebäudes, wie Anm. 13, Nr. 9.

Die akribische Bestandsaufnahme der geeigneten Flächen ist dann zweiteilig. Unterschieden werden der Mittelbau der Börse mit dem großen Saal und der Treppenbau. Daraus ergibt sich, streng aus der Architektur hergeleitet, die Forderung nach zwei Bildzyklen. Da Fitger damals, mit Allmers, Allegorien und mythologische Figuren verwirft, kommen nur historische Themen in Frage. Der Zyklus im Hauptbau der Bremer Börse hat der Universalhandels-geschichte zu gelten, der Zyklus im Treppenbau der lokalen bremischen Ge-schichte.

Mit diesem Schachzug ist die Entdeckung Amerikas als Höhepunkt der Welthandels-geschichte für das Hauptbild gesichert, zugleich erhält aber auch die Gründung Rigas ihren Platz, wenn auch nur im Treppenhaus. Der Kompromissvorschlag tritt aber nicht als Notlösung auf, sondern mit dem Gestus aus der Sache selbst – dem Gebäude, seinem Ort und seiner Funktion – sich ergebender Logik. Auch dies ein rhetorisches Meisterstück, bei dem man schon genau hinsehen muss, um die umschifften Klippen zu entdecken. So passt die bereits im Börsensaal aufgestellte Statue der Brema durchaus nicht in Fitgers Bildprogramm. Ihr Schöpfer Kropp, der darangeht, die provi-sorische Gipsfigur in Marmor auszuführen, ist aber nun Mitunterzeichner der Denkschrift, die daher mit leichter Hand über die Inkonsequenz hinweggeht und seiner Brema Bestandsschutz gewährt. Als Fitger ein Jahrzehnt später tatsächlich den Auftrag zur Ausmalung des Treppenhauses erhält, wird er sich nicht an das Programm halten, das er hier als das einzig sinnvolle hin-stellt.

So viel Vergnügen die anonyme Streitschrift Allmers auch gemacht haben wird, erst der politisch kluge künstlerische Gesamtplan, der es der Gegen-seite erlauben würde, das Gesicht zu wahren, ermöglicht ihm selbst wieder Eingriffe von Rechtenfleth aus. Er schreibt Anfang Mai einen parteilichen Be-richt für die ›Zeitschrift für bildende Kunst‹ und einen versöhnlichen Brief an den Gegner, an Johann Georg Kohl. Der Entwurf des Briefs ist im Allmers-Nachlass erhalten.

»Lieber Herr Doctor. Mit großer innerer Theilnahme bin ich der interes-santen Frage wie der Prachtbau der Br[emer] Börse am schönsten u[nd] würdigsten zu schmücken sei gefolgt aber nach u[n]d nach verwandelte sich meine anfängliche Freude in das greulichste Gefühl, da ich verneh-men muß wie diese nur dem Schönen geweihte Angelegenheit eine Wendung der gehässigsten u betrüben[d]sten Art genommen hat. [...] Wohin dieser heftige Streit noch führen konnte vermochte ich kaum abzusehen. Jetzt aber ist zu meiner großen Freude eine Wendung ein-getreten die diese unerquickliche Sache mit einem Male zum schönsten u[nd] allversöhnenden Abschluß bringen kann – die Überreichung der Denkschrift über [die] Ausschmückung der Börse, welche der Handels-kammer vom Künstlerverein wurde, jener Plan im Inneren der Börse durch einen großen historischen Bildercyclus die ganze Entwicklung des Welthandels wie des Bremischen in seinen Hauptmomenten dar-stellen zu lassen. [...] Und in solchem Cyclus käme dann auch der Gr[ündung] Rigas [ihre] gebührende Stelle zu. [...] Und vor Allem Sie

hochgeschätzter Herr Dr. können jetzt Vieles thun den herrlichen Plan mit zu verwirklichen helfen wenn Sie eingehen auf diesen Gedanken und ernstlich den geehrten Stifter bewegen dasselbe zu thun [...]«⁴⁸

Allmers' zweiter großer Bericht in der ›Zeitschrift für bildende Kunst‹ erscheint am 20. Mai, anonym.⁴⁹ Er muss sich darauf verlassen haben, dass man in Bremen den Verfasser nicht erriet. Fitgers Pamphlet folgend, ohne es zu nennen, spart er nicht mit Spott für den im Brief umworbenen Stadtbibliothekar. Allmers referiert die Debatte nicht als lokale Episode, sondern als exemplarischen Vorgang, an dem sich der derzeitige Zustand städtischen Kunstlebens überhaupt ablesen lässt.

Der Kampf um Riga ging dann aus wie das Hornberger Schießen. Es geschah, was zu erwarten war: Christian Heinrich Wätjen kehrte von seiner Italienreise zurück und – tat nichts. Am 28. Mai berichtet Heinrich Romberg aus Bremen an Allmers: »Ueber das Börsenbild hört man gar nichts mehr. Der Lärm der Waffen ist verstummt, so wie der große Bruder (Wätjen) seinen Fuß wieder auf den heimatlichen Boden gesetzt hat. Von Deinem Briefe hat mir Fitger erzählt.«⁵⁰

Allmers' Schreiben an Wätjen sollte der letzte Beitrag sein, den er in die Waagschale zu werfen hatte. Den sorgfältig mit den Bremer Gefährten abgestimmten Brief⁵¹ haben wir nicht mehr. Christian Heinrich Wätjen aber, der eine erste Zuschrift von Allmers nicht beantwortet hatte, nahm ihn zum Anlass, seinen Standpunkt, und damit die definitive Entscheidung der Debatte, darzulegen. Sich in der Presse zu äußern, wäre unter seiner Würde gewesen. Gegenüber der Handelskammer brauchte er sich nicht zu erklären, mit ihr hatte er eine schriftliche Vereinbarung. Im Künstlerverein Stellung zu nehmen, hätte bedeutet, sich ohne Not auf gegnerisches Terrain zu begeben. Das Schreiben an Hermann Allmers in Rechtenfleth erschien Wätjen als der angemessene Weg. Er schrieb so ausführlich, dass vier Quartseiten nicht ausreichten. Leider blieb nur dieser erste Bogen in Allmers' Nachlass erhalten⁵², die Fortsetzung fehlt. So muss er genügen, ein Bild des Mannes zu zeichnen, dem das Schlusswort der Diskussion vorbehalten war.

Wer sich unter einem im risikoreichen Überseehandel erfolgreichen Unternehmer des 19. Jahrhunderts eine Persönlichkeit vorstellt, die es versteht, komplexe Sachverhalte auf Handlungsoptionen zu reduzieren, beherrscht zuzugreifen und getroffene Entscheidungen knapp zu begründen, wird von diesem Brief enttäuscht. Es ist eher eine diplomatische Note. Vorsichtig abwägende Formulierungen, ängstlich bemüht, allen möglichen Einwendungen zuvorzukommen, verketteten sich zu ellenlangen Sätzen. Dieser Kaufmann, das zeigt sein Stil, ist nicht damit zufrieden, Kaufmann zu sein. Er möchte vor allem als Mann von Kultur und Bildung wahrgenommen werden. Gegen Ende des uns vorliegenden Briefteils spricht er das auch aus, wenngleich aus der vornehmen Distanz ironischer Brechung.

48 Undatierter Entwurf, NHA 2.2 A - K 50.

49 Wie Anm. 16.

50 Romberg an Allmers, NHA 2.1 R - A - 109r.

51 Nach Fitger an Allmers, 28. 5. 1870, Staatsarchiv Bremen 08.01.02.7,79.

52 Wie Anm. 19.

»Um so größer waren nun mein Erstaunen und meine Enttäuschung als kaum in Italien angelangt mir eine Masse von Flugschriften und Broschüren nachgesandt wurden, welche theils meinen Entschluß kritisirten, andererseits ihn vertheidigten, so daß daraus eine für mich wenig erfreuliche Polemik entstanden war, erwünschter Stoff für die Localblätter um ihre Spalten zu füllen. Anonyme Aufsätze, sowie Einsendungen aller Art verirrtten sich schließlich auf das persönliche Gebiet und der arme Dr. Kohl welcher sich meiner Sache angenommen hatte, wurde auf alle Weise verdächtigt, denn ihn schien man für den Urheber des ganzen Uebels zu halten & von mir selbst war gar nicht die Rede, mir schien man kein persönliches Urtheil in der Sache zuzutrauen. Was konnte auch ein Bremer Kaufmann von solchen Sachen verstehen, die ganz außerhalb seiner Sphäre liegen.«

Wätjen, soviel lässt sich dieser empfindlichen Reaktion entnehmen, war nicht ein Mann, für den »die Geister aufeinander platzen« müssen, »auf daß es eine Lust zu leben sei«. Er hatte die Debatte offenbar als persönliche Kränkung empfunden und sah keinen Anlass, überhaupt auf sie einzugehen.

Der Präses der Handelskammer dankte schon am 2. Mai der Sektion für Malerei und Bildhauerkunst des Künstlervereins höflich für ihren Bericht über die innere Ausschmückung des Börsengebäudes.⁵³ Von einer Beratung oder Beschlussfassung darüber ist nicht die Rede. Ein Druck der Denkschrift, den Allmers »als Schrapnell« ins Publikum schleudern wollte⁵⁴, ist nicht erschienen. Dieser Federkrieg war schon zu Ende, als im Sommer 1870 der wirkliche Krieg ausbrach und das öffentliche Interesse auf ganz andere Gegenstände lenkte.

Zwar sahen Fitger und Knille nach Kriegsende eine neue Chance, gemeinsam doch noch zum Zuge zu kommen. Am 25. Februar 1871 schreibt Allmers an Knille: »weder Riga noch Columbus ist jetzt möglich. Nach solchen großen Ereignissen darf Bremen nur allein diesen Rechnung tragen.«⁵⁵ Noch im November ist von dem neuen Plan die Rede⁵⁶, er gelangt aber nicht an die Öffentlichkeit. Da wird schon die Börsenwand eingerüstet, und um Ostern 1872 geht der Maler Peter Janssen in Bremen ans Werk.⁵⁷ Er lässt sich von Peter Hasenclever dem Jüngeren, seinem Vetter, helfen.⁵⁸ Das Bild wird nicht in Freskotechnik, sondern mit Wachsfarben auf die Wand gemalt.⁵⁹ Am 1. August 1872 ist es fertig (Abb. 6, 7).⁶⁰

Die wichtigste Quelle für die Szenerie seines Riga-Bildes fand Janssen im Zyklus ›Fünzig Bilder aus der Geschichte der deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands‹ des estnischen Künstlers Ludwig von Maydell, der 1839–42 in

53 Schreiben der Handelskammer an die Section des Künstlervereins für Malerei und Bildhauerkunst, wie Anm. 13, Nr. 12.

54 Allmers an Knille, 23. 3. 1870, NHA 2.2 A - K 7.

55 Allmers an Knille, NHA 2.2 A - K 12.

56 Allmers an Knille, 3. 11. 1871, NHA 2.2 A - K 16/16 a.

57 Janssen an Wätjen, 6. 1. 1872, wie Anm. 13, Nr. 23.

58 Bieber (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 55.

59 Ebd.

60 Janssen an Hachez, 1. 8. 1872, wie Anm. 13, Nr. 24.

Dorpat erschienen war.⁶¹ Nummer 1 (Abb. 5), eine Handelsszene, zeigt rechts die Hansekogge, natürlich mit dem Bremer Schlüssel in der Flagge. Tuchhändler bieten ihre Ware zum Tausch gegen die Felle der Liven. Deren Frauen sind fasziniert von einem Spiegel. Die Männer interessieren sich mehr für den Krug Bier. Maydell bot für Lokalkolorit und Inszenierung reiches Material.



Abb. 5

Mit realistischer Wendung setzte Peter Janssen sich ab von seinem Lehrer Bendemann, der ihm einen eigenen Entwurf »octroyiren« wollte, wie Janssen sich später erinnert: »unten die Colonisten und im oberen Theil der Bildfläche Gott Vater, das Christenthum, die Cardinaltugenden etc die gleichfalls in Riga anlangen.«⁶² Auf Gott und die Allegorien



Abb. 6

61 Johansen (wie Anm. 31), S. 45.

62 Zit. nach: Bieber (wie Anm. 15), Bd. 2, S. 586, Anmerkung 136.

verzichtete der Maler, den hierarchisch zweiteiligen Bildaufbau übernahm er aber. Darin erscheinen im Wesentlichen fünf Gruppen hintereinander gestaffelt wie in einem Guckkasten: oben hinten der Kirchenbau, im Mittelgrund nach rechts der Zug der Siedler und links das Entladen der Schiffe. Dazu gehört der Fassträger im Boot ganz vorne. Zentral die Handelsszene mit Tuchwaren und Schmuck. Von hinten ist ein Rind zu sehen, das im Bleistiftentwurf, der sich in Düsseldorf erhalten hat⁶³, noch fehlt. Rechts die religiöse Unterweisung. Anders als Knille interessiert sich der Maler nicht für Landschaft, Kohl wird seine Eichen und Tannen vergeblich gesucht haben. In der rechten unteren Ecke der Name des Stifters, auf dem Fassdeckel vorn hat der Maler signiert, in der linken unteren Ecke ist auch sein Assistent genannt.⁶⁴

Die offenbar von niemandem bemerkte Fehlleistung der Bildunterschrift in riesigen Frakturlettern liegt in der Diskrepanz zwischen Titel und Jahreszahl. Das Datum ist das der Gründung Rigas. Arthur Fitger hatte in seinem Pamphlet gespottet: »Anfangs waren die Entdeckungsfahrten der Bremer nach der Düna, dann war ›die Gründung Rigas durch die Bremer‹ das Schlagwort; aus dieser Position weggedrängt hieß es ›die Theilhaberschaft der Bremer an der Gründung Rigas‹, jetzt heißt es die Theilhaberschaft einiger Bremer [...]«⁶⁵. Um weiterem Spott zu entgehen, entschloss man sich, die Namen Bremen und Riga ganz aus dem Bildtitel zu tilgen und wählte den neutralen Begriff ›Colonisation‹. Er bezeichnet einen Zeitraum von Generationen, die Jahreszahl aber blieb stehen. Diese Schrift an der Wand, ein rückwärtsgewandtes Menetekel, war die einzige sichtbare Spur des vorausgegangenen Streits.

Die Kunstgeschichte verortet das Werk als eher epigonale Leistung in der Nachfolge von Peter Cornelius, Wilhelm von Kaulbach und Alfred Rethel.⁶⁶ Die erste Reaktion aus der Partei der Rigagegner ist in einem Brief Fitgers an Allmers vom 5. Oktober aus Berlin überliefert: »Hast Du in Bremen das Börsenbild gesehen? Besser als ich erwartete, braver, sehr braver Beamter [...]«⁶⁷. Allmers' eigenes Urteil erscheint am 7. März 1873 in seinem abschließenden Bericht für die ›Zeitschrift für bildende Kunst‹.⁶⁸ In dem wieder mit der Chiffre

63 Kunstmuseum Düsseldorf, Kupferstichkabinett, Inv. Nr. F. P. 14505, abgebildet in Bieber (wie Anm. 15), Bd. 2, Bild 37.

64 Bieber (wie Anm. 15), Bd. 2, S. 587, Anmerkung 138.

65 A. H. W. [= Arthur Fitger], Livland, Amerika und das neue Börsen-Bild in Bremen. Ein bremischer Beitrag zu einer bremischen Frage, Bremen 1870 (vgl. Anm. 43), S. 12.

66 Vgl. Bieber (wie Anm. 15), Bd. 1, S. 57-64.

67 Staatsarchiv Bremen 08.01.02.7,79. Janssen erhielt zwei Jahre später den Auftrag zu Wandgemälden im neuen Rathaus zu Erfurt. Wieder war das Projekt ursprünglich Otto Knille angeboten worden. Der musste diesmal, aus Gesundheitsgründen, selbst absagen. Er schlug Arthur Fitger vor. Da man auf einen Zuschuss des preußischen Kultusministeriums spekulierte, wurde Janssen, als preußischer Untertan, dem Bremer Fitger vorgezogen (Bieber, wie Anm. 15, Bd. 1, S. 100). Der Zyklus wurde ein Hauptwerk des Künstlers. Von seinen späteren Düsseldorfer Schülern folgten einige seiner Lehre, wie Allmers' Schützling Erwin Küsthardt, andere, wie Fritz Mackensen, grenzten sich von ihr ab.

68 Kunst-Chronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, Leipzig, Sp. 331-334.



Abb. 7

A. gezeichneten Artikel greift er zuerst noch einmal polemisch die fehlende demokratische Legitimation des Auftrags an:

»Warum eine solche Begebenheit, die weder von der Bremer Handelsmacht ausging noch irgendwie bedeutend darauf zurückwirkte, berufen war, in der Bremer Börse verewigt zu werden, begreifen noch heute die Wenigsten. Indeß Herr Wätjen wählte, weil er zahlte, und kein Anderer hatte drein zu reden. Und hätte der Donator sich und seine Familie oder eine Ansicht seines Schlosses in Blumenthal in die Mauernische malen lassen, wer hätte es ihm wehren dürfen?«

Ausgewogen ist dann seine Charakterisierung des Werks, das er als reichen Gruppenbau »in schönem und edlem Linienschwung« beschreibt, »die Formenbildung zum Theil sehr edel, wengleich etwas konventionell«. Nur die Farbgebung wird getadelt: »so kalt und grau, daß einen davor frieren könnte.«

Wo die früheste Abbildung im Druck erschien, ließ sich nicht feststellen. Eine Veröffentlichung stammt aus dem Ersten Weltkrieg. Sie illustriert einen Propaganda-Artikel in Velhagen & Klasings Monatsheften vom Dezember 1915.⁶⁹ Da heißt es:

»Das alte deutsche Baltenland, das, Gott sei es geklagt, der großen Menge unseres Volkes, auch den sogenannten gebildeten Ständen eine unklare geschichtliche Erinnerung geworden war, und das selbst unser deutscher Schulunterricht mit dem geschichtsfälschenden Namen der ›russischen Ostseeprovinzen‹ zu nennen sich gewöhnt hatte, wird unserem reichsdeutschen Volke in diesen Tagen wieder zu einer lebensvollen greifbaren Wahrheit.«⁷⁰

Greifbar erschien Riga jetzt dem militärischen Expansionsdrang, 1917 wurde die Stadt genommen. Der Nationalismus, vor der Reichsgründung im Bremer Streit um das Bild nur als Unterton zu hören, hatte die Oberhand gewonnen, auf verheerende Weise. Noch vor Beginn des Dritten Reichs interessierte sich dann E. A. Seemans Lichtbildanstalt in Leipzig für das Gemälde und ersuchte 1931 um die Erlaubnis, es in einer Bildreihe für den Geschichtsunterricht reproduzieren zu dürfen.⁷¹ Zehn Jahre später war es so weit, deutsche Truppen marschierten erneut in Riga ein. Dann verbrannte das Bild in der Bremer Börse.

Zusammengefasst die drei Punkte, die an dieser bald vergessenen Debatte aufzuzeigen waren: Bemerkenswert erstens, dass sie überhaupt stattfand. Vom eröffnenden Beitrag mit dem Zweifel, ob es erlaubt sei, das Geschenk des Kaufmanns an die kommunale Öffentlichkeit der Kritik zu unterziehen, bis zu Arthur Fitgers Generalplan, der der privaten Stiftung allenfalls eine kollektiv bestimmte Stelle anweist, legt die Diskussion einen weiten Weg zurück. Auch wenn sie ohne greifbares Ergebnis bleibt, die Entscheidung des Mäzens ist genötigt, sich öffentlich zu legitimieren. Das republikanische Prinzip der Publizität setzt sich durch.

Zweitens die politische Dimension des Streits über eine Frage der Kunst. Als Vertreter der vaterländischen Wahl tritt Johann Georg Kohl auf, kein engstirniger Chauvinist, sondern weit gereist in Ost und West, liberal, weltoffen: ein Bremer Kosmopolit. Die weltbürgerliche Option vertritt Hermann Allmers, kein ›vaterlandsloser Geselle‹, sondern als Bauer an die Scholle gebunden, aufgewachsen im patriotischen Geist der Paulskirche, als Schriftsteller heimatverbunden wie kaum ein anderer. Die Front im ›Kampf um Riga‹ geht

69 Alfred Geiser, Baltenland, in: Velhagen & Klasings Monatshefte, Jg. XXX, Heft 4, Dezember 1915, S. 497-508, hier S. 497.

70 Ebd., S. 499.

71 Wie Anm. 13, ohne Nummer.

offenbar durch die Beteiligten selbst. Die Vehemenz, mit der die Geister aufeinander platzen, hat damit zu tun, dass sie im Gegner zugleich einen Teil der eigenen Lebensgeschichte finden.

Drittens die ästhetische Dimension dieser folgenreichen Entzweiung. Die politische Parteinahme erscheint nämlich zuerst als Geschmacksfrage. Ist nur das Eigene schön, das ›Nationelle‹, wie Hölderlin es nennt⁷²? Die Geister scheiden sich an der Frage des Umgangs mit dem Fremden. Der Reiz des Fremden, von dem Knilles Entwurf lebt, steht gegen die Verherrlichung des Eigenen, die Janssen repräsentiert. Kurz vor dem deutsch-französischen Krieg unterliegt der dialogische Schönheitsbegriff dem einseitigen.

72 Hölderlin an Böhlendorff, 4. 12. 1801, in: Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, ›Frankfurter Ausgabe‹, hrsg. von D. E. Sattler, Bd. 19, Frankfurt am Main / Basel 2007, S. 492.

Politik und Journalismus im Wilhelminischen Reich

Theodor Barth (1849–1909): Politiker, Publizist und Syndikus der Bremer Handelskammer*

Von Hans Kloft

Hans Koschnick octogenario

Politik und Journalismus – dies umschreibt eine Gleichung, die nicht ein für alle Mal feststeht und in der Vergangenheit auch nie festgestanden hat. Sie bedarf der historischen Präzisierung wie die Begriffe Politik und Journalismus selbst. Dass mit dem Aufkommen der Presse seit dem 17. Jahrhundert, mit der Aufklärung, den politischen Revolutionen von 1789 und 1848 das öffentliche Raisonement zugenommen, die Politik begleitet und zunehmend auch beeinflusst hat, wissen die Könner und können dies besser als ich in ihren Formen und Wirkungen beschreiben. Ohne Frage bedeuten Jürgen Habermas' klassische Studien »Strukturwandel der Öffentlichkeit«, mehr noch sein Opus magnum »Theorie des kommunikativen Handelns« von 1981¹ allgemeine Wegweiser, wie man sich die Rolle des Journalismus im Spannungsfeld von Staat und Gesellschaft vorstellen kann, gewaltige übergreifende Entwürfe, die freilich mit Anschauung gefüllt werden müssen und denen man im Einzelnen wie im Ganzen auch widersprechen kann.

Eine derartige Anschauung und Präzisierung wollen wir im Folgenden vorstellen. Es geht um die Person des einflussreichen Publizisten und nicht ganz so erfolgreichen Politikers Theodor Barth, der am 2. 6. 1909, also vor genau 100 Jahren, in Baden-Baden verstarb, gewürdigt und betrauert vom liberalen deutschen Bürgertum und seiner Presse, auch und gerade hier in Bremen, einer Stadt, zu der Barth in einem besonderen Verhältnis stand. Das Jahr 1909 war für Bremen im Übrigen in mehrfacher Hinsicht denkwürdig: Es bezeichnete den Baubeginn des Neuen Rathauses, es starb der einflussreiche

* [Leicht erweiterter Vortragstext, der auf Einladung der Deutschen Presseforschung am 19. Februar 2009 im Festsaal der Handelskammer gehalten wurde. Zu großem Dank bin ich den Mitarbeitern der Deutschen Presseforschung in der Staats- und Universitätsbibliothek, ferner im Archiv und der Bibliothek der Handelskammer verpflichtet, die mir bei meinen Recherchen in jeder Weise behilflich waren. Die Bibliothek der Handelskammer verfügt über ein vollständiges Exemplar der Wochenzeitschrift die »Nation«, die zentrale Quelle meiner Ausführungen. Die übrigen Zeitungszitate stammen aus dem Fundus der Deutschen Presseforschung in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen.]

1 J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit (1962), ND mit einem neuen Vorwort Frankfurt 1990; Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt 1981, zu beiden A. Waschkuhn, J. Habermas, in: Th. Stammen u. a., Hgg., Hauptwerke der politischen Theorie, Stuttgart 1997, S. 167 ff.; H. Schanze, Hg., Handbuch der Mediengeschichte, Stuttgart 2001, S. 124 ff.

Kunstpapst Arthur Fitger, dem Bremen die malerische Ausgestaltung der Börse, der neuen Post und des Ratskellers zu verdanken hat, ein hochinteressanter Vertreter des im 19. Jahrhundert blühenden Historismus, der es verdient hat, unbefangener gewürdigt zu werden, als dies vielleicht in der Vergangenheit geschehen ist.² Vor allem bezeichnet das Jahr 1909 das Todesdatum des einflussreichen Generaldirektors des Norddeutschen Lloyd, Heinrich Wiegand (17. 8. 1855 – 29. 3. 1909), ein »geborener Wirtschaftsführer«, wie ihn der Journalist und Pressesprecher des Senats Hanns Meyer 1941 im Jargon der Zeit nannte,³ der die einseitige Wirtschaftsstruktur Bremens, die auf Schifffahrt und Handel beruhte, erfolgreich zu ergänzen unternahm. Die Gründung der Norddeutschen Maschinen- und Armaturenfabrik (1901), aus der sich später die Hansa Lloyd und Borgward Automobilfabriken entwickelten, 1908 die Erstellung der Norddeutschen Hütte, der Vorläuferin der Klöckner Stahlwerke, die Errichtung des Superphosphatwerkes (1908) in Nordenham, sind mit seinem Namen verbunden.⁴ In ähnlicher Weise wie Franz Schütte hat er als Mäzen der Stadt wichtige Kunstwerke als Geschenk hinterlassen,⁵ ein Hanseat voll Dynamik, Weitsicht und Sinn für Kultur, wie es in der Hansestadt nur wenige gegeben hat.

Wie Heinrich Wiegand tatkräftig eine wirtschaftliche Vision entwickelte, die von Bremen ausgehend dem Reiche zugutekommen sollte, so hat Theodor Barth sein Leben lang an einer wirtschaftlichen und politischen Vision festgehalten, die in gewissem Sinne ebenfalls von Bremen ausging und doch auch nationalen, ja supranationalen Zuschnitt besaß.

Dieser universelle Charakter Barths wird deutlich in den vielen Nachrufen der deutschen Zeitungen, die nach seinem Tod am 2. Juni 1909 in fast allen deutschen Blättern von Rang erschienen. Wir nehmen den Bericht der Frankfurter Zeitung vom 3. Juni 1909 zum Ausgangspunkt für einen kurzen Abriss eines curriculum vitae,⁶ das an einigen Stellen der Ergänzung bedarf.

2 Zu Arthur Fitger G. von Lindern, *Arthur Fitger, Maler und Dichter, 1840–1909*, Delmenhorst 1962; R. C. Hrosch, *Arthur Fitger*, in: H. Roder, Hg., *Bremen, Handelsstadt am Fluß*, Bremen 1995, S. 50 ff. Die Gegnerschaft zur modernen Malerei, insbesondere zu Paula Modersohn-Becker, hat seine historische Bedeutung in Bremen verdunkelt, vgl. den Beitrag von W. J. Türk über den Malerfürsten Arthur Fitger, in: *Historismus in Nordwestdeutschland, Ausstellungskatalog*, Jever 2001.

3 Hanns Meyer, *Die bremische Wirtschaft seit dem Weltkriege*, in: H. Knittermeyer, D. Steilen, Hgg., *Bremen, Lebenskreis einer Hansestadt*, Bremen 1941, S. 359 ff.; zu Meyer kurz H. Schwarzwälder, *Das Große Bremen-Lexikon*, Bremen 2002, S. 480.

4 Zu H. Wiegand A. Petzet, Hg., *Heinrich Wiegand, ein Lebensbild*, Bremen 1932; U. Kiupel, *Heinrich Wiegand und die Industrie*, in: Roder (wie Anm. 2), S. 122 ff.; R. Thiel, *Das Ende einer Ära*, in: *Die Geschichte des Norddeutschen Lloyd 1857–1970*, III, Bremen 2003, S. 172 ff.

5 Zum Mäzenatentum Heinrich Wiegands: Vgl. den Katalog der Kunsthalle von A. Röwer-Kann und A. Keul, Hgg., *Altes, Neues, Allerneuestes, Sammeln um 1900*, Bremen 2007; weiter zu den Bremen-spezifischen Aktivitäten Wiegands H. Entholt, *Bremer Biographie des 19. Jh.*, Bremen 1912, S. 518 ff., bes. S. 524.

6 *Frankfurter Zeitung* vom 3. Juni 1909, 1 f.; ausführliche Würdigung Barths durch G. Gothein, *Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog* 40, 1910, S. 337 ff.;

I.

Geboren wurde Theodor Barth am 16. Juli 1849 in Duderstadt, die Familie zog vier Jahre später in das aufstrebende Bremerhaven um, wo der Vater Carl Barth eine Apotheke eröffnete. Der Junge studierte nach der Matura in Bremen Jura und Volkswirtschaft in Heidelberg und Leipzig und war dort Schüler des einflussreichen Nationalökonomen Wilhelm Roscher, Begründer der historischen deutschen Nationalökonomie, mit dessen Namen die wissenschaftliche Disziplin in Deutschland recht eigentlich verbunden ist.⁷ Von ihm dürfte Barth den weiten historisch vergleichenden Blick auf die Zeitumstände geerbt haben. Als erfolgreicher Rechtsanwalt in Bremen, dann als Amtsassessor in Bremerhaven bewarb er sich auf die von der Handelskammer zum 15. November 1876 ausgeschriebenen Stelle eines Syndikus, die er dann auch 1877 antrat und bis 1883 dynamisch führte. Das Amt des Syndikus, das in der Antike den öffentlichen und privaten, bei Gesellschaften und Vereinen tätigen Rechtsbeistand bezeichnet und in Bremen seit 1492 überliefert ist,⁸ ist in seinen Zuständigkeiten leicht, in seinem realen Einfluss schwer zu bestimmen. Die Person prägt das Amt, diese alte Weisheit galt für Barth in besonderer Weise. Ihm wurden gemäß seines Vertrages die Bereiche Handel und Schifffahrt, Auswanderungen, Haushaltsangelegenheiten, Münz- und Bankwesen übertragen, womit auch das heiß umstrittene Problem des Zollanschlusses auf ihn zukam.⁹ Zu diesen zentralen Wirtschaftsressorts traten andere Aktivitäten hinzu: Er wurde Generalvertreter der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffsbrüchiger, er war Bevollmächtigter der Nationalbank in Bremen, er war Vertreter der Hansestädte in der vom Bundesrat eingesetzten Tabak-Enquete-Kommission, in der er scharf gegen die Zollpolitik Bismarcks Front machte. »Es war eine wunderliche Erscheinung«, wie die Voßsche Zeitung (3. Juni 1909, Nr. 254,1) schrieb, »wie der jugendliche Vertreter der Bremer Handelskammer im Jahre des zollpolitischen Umschwungs 1879 als Vertreter der Hansestädte in der bundesrätlichen Tarifkommission den Plänen des Fürsten Bismarck mit Mut und Nachdruck entgegentrat.«

J. Rösing, *Bremer Biographie des 19. Jahrhunderts*, Bremen 1912, S. 24 f.; Th. Heuss, *Neue Deutsche Biographie* (im Folgenden: NDB) I, 1953, S. 606 f.; K. Wegner, *Theodor Barth und die freisinnige Vereinigung*, Konstanz 1968; K. Holl, Ludwig Quidde, eine Biographie, Düsseldorf 2007, S. 20 u. ö.

7 Zu Wilhelm Roscher (1817–1894) Chr. Scheer, Hg., *Die ältere historische Schule*, Berlin 2005; H. Kurz, NDB XXII, 2005, S. 39 ff.; H. Betz, *Deutsche biographische Enzyklopädie* (im Folgenden: DBE) VIII, 2007, S. 525.

8 Zum Amt des Syndikus in der Stadt vgl. Schwarzwälder, *Bremen Lexikon* (wie Anm. 3), S. 716; L. Niehoff, *Tradition und Unabhängigkeit, 500 Jahre Bremer Handelskammer*, Bremen 2001, S. 52 (der Syndikus als Protokollant der Kaufmannsbeschlüsse zum Jahr 1609); in der Satzung der Handelskammer vom 16. 9. 2002 obliegt den Syndici die Geschäftsführung der Kammer (§ 11). Präses und Erster Syndikus vertreten die Kammer rechtsgeschäftlich und gerichtlich (§ 13).

9 Vgl. die Aufteilung der Tätigkeitsfelder auf der Sitzung des Vorstandes vom 29. November 1876 unter Vorsitz des Präses Franz Schütte, Niederschrift im Archiv Handelskammer Syndici 1875 bis 1883 (H. III 2,2; No. 75).

Diesen Kampf gegen die Zollpolitik Bismarcks im Allgemeinen und das Tabakmonopol im Besonderen führte Barth auf verschiedenen Ebenen: Als Mitglied der »Liberalen Vereinigung«, die sich 1880 von den Nationalliberalen als »Session« getrennt hatte, wurde er 1881 für den Wahlkreis Gotha in den Reichstag gewählt. Gleichzeitig trat er publizistisch in mehreren Denkschriften für den Freihandel ein, der für die Bremer Handelsinteressen fundamental war. »Gegen das Tabakmonopol« lautete eine Denkschrift der Handelskammer von 1878, die höchstwahrscheinlich Barth zum Verfasser hatte. In der Broschüre »Die handelspolitische Stellung der deutschen Seestädte« (1879) warb er im nationalen Interesse für den ungehinderten Handelsverkehr. »Der sozialistische Zukunftsstaat«, eine Broschüre aus dem Jahre 1879, warnte vor den umstürzlerischen Gefahren der Sozialdemokratie und ihren utopischen Wirtschafts- und Gesellschaftsplänen.

Das Eintreten für eine liberale Handelspolitik, die den Warenaustausch mit England und Übersee möglichst ungehindert abwickeln wollte, verstimmte den Reichskanzler Bismarck so sehr, dass er über den Reichsresidenten (? August Nebelthau, 1839–1888, ab 1879 Präses der Handelskammer) die Entfernung des unbequemen Widersachers betrieb.¹⁰ Barth reichte, wie das entsprechende Schreiben im Archivbestand der Handelskammer belegt, am 15. Mai 1883 selbst sein Entlassungsgesuch als Syndikus ein, als Nachfolger wurde Dr. Johannes Knoop am 5. Oktober 1883 gewählt und wenig später eingeführt. Barth siedelte nach Berlin um; von der Hauptstadt aus nahm er seine Pflichten als Reichstagsabgeordneter wahr, als Vertreter diverser linksliberaler Parteien, über die noch zu reden sein wird. Vor allem gründete er mit Hilfe von Ludwig Bamberger,¹¹ dem berühmten, aus einer jüdischen Familie stammenden Bankier und einem der Väter der deutschen Zentralbank, die Wochenzeitschrift »Die Nation«, die von 1883 bis 1907 das Sprachrohr des deutschen Linksliberalismus war und, wie es die Frankfurter Zeitung vom 7. Juni 1909 schrieb, »die glänzendsten Federn im liberalen Lager als Mitarbeiter gewinnen konnte.«

Wir wollen an dieser Stelle, einer gewissen Zäsur im Leben Barths, kurz innehalten, um das Profil dieses hochbegabten und vielversprechenden jungen Mannes auf dem Hintergrund allgemeiner Zeitumstände besser zu verstehen: Wirtschaftsfachmann, politischer Abgeordneter und vehementer Gegner Bismarcks, Herausgeber und Publizist eines herausragenden liberalen Organs in der Wilhelminischen Zeit – es war eine Kombination, wie sie für das Kaiserreich in dem, was sie leisten, und auch: was sie nicht leisten konnte typisch, vielleicht nur in ihrer Brillanz außergewöhnlich war.

10 Zum Vorgang Holl, Quidde (wie Anm. 6), S. 29. Als Ministerresident für alle drei Hansestädte fungierte Dr. Daniel Christan Friedrich Krüger, Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bremen 1997, Bd. 2, S. 316; F. Nebelthau, Aus meinem Leben, Stuttgart o. J., S. 42 f.

11 Zu Ludwig Bamberger (1823–1899) DBE I, 2005, S. 357, vgl. Anm. 14 und 20.

II.

Keine Frage, der Wirtschaftsfachmann und Interessensvertreter der Handelskammer war bei seinem Amtsantritt im Jahre 1877 in besonderer Weise gefordert. Die glanzvolle, nahezu 20 Jahre währende Ära einer liberalen Wirtschaftspolitik ging erkennbar ab 1876 zu Ende,¹² äußerlich sichtbar an Bismarcks Bündnis mit den Konservativen und Nationalliberalen und seiner Entscheidung für eine energische staatliche Interventions- und Zollpolitik. Dem Wirtschaftsliberalismus verdankte Deutschland die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsraums und die Aufhebung der binnenwirtschaftlichen Zölle, die Vereinheitlichung der Maße und Gewichte, ein einheitliches Aktien- und Handelsrecht mit der Gründung eines Handelsgerichtshofes in Leipzig; vor allem kam es zu einer Ausweitung, einer Konzentration und einer Vereinheitlichung des Geld- und Finanzwesens, greifbar in der Kreierung von Zetteln bzw. Banknoten, welche die reine Metallwährung ergänzten; sichtbar auch in der Ablösung der chaotischen Münzvielfalt durch ein einheitliches Geldsystem, das etwa in Bremen bereits am 20. April 1872 eingeführt wurde: Taler, Grote und Schwaren wurden abgelöst und die Deutsche Mark auf Dezimalbasis eingeführt.¹³ Es waren die großen liberalen Politiker Eduard Lasker und Ludwig Bamberger,¹⁴ der Vater der Deutschen Mark, die mit Unterstützung Bismarcks und des Kanzleramtes für Deutschland eine einheitliche Goldwährung und eine zentrale Reichsbank schufen, die Vorgängerin unserer Bundesbank. So wurde in den Dezennien vor und nach der Reichsgründung von 1870/71 hauptsächlich durch liberale Aktivitäten der Wirtschaftsstandort Deutschland fundiert und im Kreis der europäischen Großmächte und Amerikas partner- und konkurrenzfähig gemacht.

III.

Inwieweit waren Bremen und die Handelskammer in diesem Prozess involviert? Die Goldwährung erleichterte den Außenhandel vor allem mit England und Amerika in wünschenswerter Weise; aber die von Bismarck intendierte Zollpolitik, gedacht als Schutzinstrument für die Landwirtschaft und Schwerindustrie, vor allem die Aufhebung des Tabakmonopols, liefen Bremens Handels- und Hafeninteressen stark zuwider; freilich war die Bremische Antireichsfront durchaus nicht einheitlich. Für das Gewerbe und ihre Vertretung, die Gewerbekammer, bot die Zollpolitik des Reiches und die Beseitigung des Bremer Freihandels durchaus Vorteile. Und selbst Teile der Handelskammer

12 Michael North, Glanz und Elend des Wirtschaftsliberalismus, in: Deutsche Wirtschaftsgeschichte, München 2005, S. 262 ff. zu den Einzelheiten.

13 Zu den Widerständen gegen die Einführung der neuen Währung vgl. Harald Wixforth, 150 Jahre Bremer Bank, Bremen 2006, S. 95.

14 Zu Eduard Lasker (1829–1884) M. Matthiesen, DBE VI, 2006, S. 266 f.; R. Schuder, Der »Fremdling aus dem Osten« Eduard Lasker – Jude, Liberaler, Gegenspieler Bismarcks, Berlin 2008. Zu Bamberger H. Kloft, Theodor Mommsen und die antike Goldwährung, in: Jahrbuch 2008 der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, Braunschweig 2009, S. 70 ff., bes. S. 77 ff.

lehnten die bedingungslose Zurückweisung der Bismarckschen Wirtschaftspolitik ab.¹⁵ Bei aller Sonderstellung war Bremen ja doch ein Teil des neuen deutschen Reiches und wollte es sein. So war mit der Entlassung Barths der Weg für eine Kompromisslösung frei, welche die Zollgrenzen 1888 von der Stadt an die Grenzen der neugeschaffenen Freihäfen verlegte,¹⁶ eine eindrucksvolle Demarkationslinie, die vielen von uns noch in Erinnerung ist.

Aber das Einschwenken Bismarcks auf den Schutzzoll und die Interessen der Großagrarien und der Schwerindustrie rief nicht nur den Ökonomen Barth auf den Plan, sondern nicht minder den liberalen Politiker, der seine Grundsätze, seine politische Weltanschauung durch den Reichskanzler fundamental in Frage gestellt sah. Die Gegnerschaft des jungen Liberalen entzündete sich nicht nur an der Schutzzollpolitik, die den freien Welthandel erheblich einschränkte, sondern nicht minder an den von Bismarck ab 1883 erlassenen Maßnahmen der Sozialversicherung. Sie waren strategisch auf die Gewinnung der Arbeiterschaft angelegt, von dem Historiker Hans Rosenberg nicht ganz zu Unrecht als »kollektive Massenbestechung potentiell staatsfeindlicher Gruppen« bezeichnet,¹⁷ wenn sie sich auch im weiteren Verlauf als der Beginn einer im Ganzen erfolgreichen und integrativen Sozialpolitik des Deutschen Reiches erweisen sollte.

Die deutsche Parteienlandschaft,¹⁸ die sich etwa nach 1840 zu formieren begann, war bekanntlich in ihren Kindertagen Honoratioren- und, man möchte fast sagen, dogmenbestimmt. Das galt für die Sozialisten ebenso wie für die katholischen Kreise, das Zentrum, für die Konservativen und ganz besonders für die Liberalen. Die jeweilige Programmatik diente der Identitätsstiftung ebenso wie der Abgrenzung – Konservative als Partei der Junker, die Sozialisten als Partei des Umsturzes, das Zentrum als Vertretung des Ultramontanismus und des Pfaffentums, die Liberalen endlich als Anhänger eines sozial kalten Manchestertums – die Schlagworte fungierten, vor allem durch die Verbreitung in der Presse, als Erkennungsmerkmale, die umso dogmatischer wirkten, als die Parteien im obrigkeitlich-bürokratischen System der Kaiserzeit von der Teilhabe an der Regierung ausgeschlossen waren und trotz ihrer bedeutenden Wählerbasis an politischer Auszehrung, an Machtlosigkeit litten. Die Programmatik musste die fehlenden Aktivitäten ersetzen.

15 Lydia Niehoff, Die Zollanschlussfrage, in: Tradition und Unabhängigkeit (wie Anm. 8), S. 118 ff.; Wixforth (wie Anm. 13), S. 95 f.

16 Zum Zollanschluss und den Freihäfen Bremens Ludwig Beutin, Bremen und Amerika, Bremen 1953, S. 134 ff.; K. Schlotten, D. Tilgner, Hgg., Der Bremer Überseehafen, Bremen 1999, S. 20 ff.; Wixforth (wie Anm. 13), S. 106 ff.

17 Vgl. North, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 12), S. 276 ff. zu den Einzelheiten der Bismarckschen Sozialpolitik; 279 das Zitat von Hans Rosenberg. Weiter zu Inhalt und Absicht der Sozialmaßnahmen E. Engelbert, Bismarck, II, Das Reich in der Mitte Europas, Berlin 1990, S. 379 ff.; O. Pflanze, Bismarck, der Reichskanzler, München 1998, S. 399 ff.; G. A. Ritter, Sozialpolitik im deutschen Kaiserreich, in: Historische Zeitschrift 282, 2006, S. 123 ff.

18 Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866, München 1991⁵, S. 286 ff. und 377 ff.; R. Hofmann, Geschichte der deutschen Parteien, Frankfurt 1993; P. Lösche, Kleine Geschichte der deutschen Parteien, Stuttgart 1994.

Sich in diesem politisch frustrierenden Zustand auf Felder zu werfen, die mehr öffentlichen Einfluss versprochen – diesen Weg ist Theodor Barth wie viele andere auch gegangen. Angetreten war er als Mitglied der linksliberalen Gruppe des Fortschritts, wurde 1881 Mitglied des Reichstages für die Liberale Vereinigung, schloss sich später der sogenannten Freisinnigen Vereinigung an und gründete 1908, ein Jahr vor seinem Tode, zusammen mit Rudolf Breitscheid und Hellmut von Gerlach die Demokratische Vereinigung.¹⁹ Es ist die Entwicklung eines Linkliberalen, der zunächst innerhalb des konstitutionellen monarchischen Systems einen konsequenten Wirtschaftsliberalismus vertritt, um sich im Verlauf der Zeit mehr und mehr der Sozialdemokratie, und damit der sozialen Frage, zu öffnen und für eine parlamentarische Demokratie einzutreten. Diesen bewundernswerten und zugleich schmerzlichen Lernprozess hat er, wie viele Zeitgenossen, in der Auseinandersetzung mit der Tagespolitik und seinen politischen Gegnern und Weggefährten vollzogen. Im Nachhinein gesehen waren dies wichtige Wegemarken im Prozess einer Demokratisierung Deutschlands, die freilich erst nach dem Ersten Weltkrieg Gestalt gewann.

IV.

Man muss die Schlagworte der Zeit: Liberalismus, Sozialismus, Konservatismus und Obrigkeitsstaat mit Anschauung füllen und auf ihre Kernkonflikte zurückführen, um gewahr zu werden, wie aktuell viele Probleme in der Epoche vor dem Ersten Weltkrieg waren und mit welcher hoher politischer Kultur um sie in der Öffentlichkeit gerungen wurde. Und damit kommen wir zu Barths vielleicht nachhaltigster Wirksamkeit, seiner Herausgeberschaft einer der bewundernswertesten Presseorgane der Wilhelminischen Zeit, eben »Die Nation, Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaften, Kultur«. Der Name war Programm, gerade in der Auseinandersetzung mit den Konservativen, welche das Nationale für sich gepachtet zu haben wähnten, ein Programm auch angesichts der Sozialisten und »Ultramontanen«, die als »vaterlandslose Gesellen« abgetan wurden und dem Nationalen offensichtlich nicht viel abgewinnen konnten. Barth hätte diesen Schritt vom wohlbezahlten Syndikus der Bremer Handelskammer zum freien Publizisten und Editor nicht gehen können, wenn nicht Ludwig Bamberger, der bedeutende jüdische Bankier und linksliberale Parteifreund, die finanzielle Rückendeckung übernommen hätte.²⁰ Bamberger personifiziert in eindrucksvoller Weise den großen Anteil des Judentums an der Errichtung des neuzeitlichen Bank- und Pressewesens, nicht nur in Deutschland. Erinnerung sei, was die Presse betrifft, an die Herausgeber

19 Vgl. Holl, Quidde (wie Anm. 6), S. 174; zur demokratischen Vereinigung vgl. B. Gutleben, Die demokratische Vereinigung (1908–1918), in der Zeitschrift Liberal 30, 1988, S. 81 ff.

20 Zu Bambergers Initiative bei der Gründung der »Nation«: W. von Kieseritzky, Liberale Parteieliten im Kaiserreich, die Vernetzung von Partei und Presse, in: D. Dowe, J. Kocka, H. U. Winkler, Parteien im Wandel vom Kaiserreich zur Republik, München 1999, S. 100 f.

der Neuen Freien Presse Eduard Bacher und Moritz Benedikt in Wien, an Leopold Sonnemann (1831–1909), den Herausgeber der Liberalen Frankfurter Zeitung (ab 1867), an Rudolf Mosse (1843–1920) und Leopold Ullstein (1826–1899), die den Berliner und deutschen Zeitungsmarkt durch so renommierte Blätter wie das »Berliner Tageblatt« oder die populäre »Berliner Illustrierte Zeitung« maßgeblich prägten.²¹ Bamberger war es auch, der »Die Nation« für viele grundsätzliche Stellungnahmen zur Wirtschafts- und insbesondere zur Währungspolitik nutzte. Die Verteidigung der Goldwährung in Deutschland, die dem internationalen Handel diene, gegenüber einer Doppelwährung, der Kampf gegen die sogenannten Silberleute im konservativen Lager, waren ihm ein Herzensanliegen.²² Als liberale Ökonomen, als Abgeordnete und als Publizisten haben Barth und Bamberger die »Nation« gemeinsam geführt, die bereits im Jahr ihrer Gründung auf 5.000 Abonnenten verweisen konnte und damit eine für eine Wochenschrift erstaunlich hohe Leserschaft erreichte.²³

Barth hat in der ersten Nummer der Nation (I, 1883/1884, S. 1-2) die Aufgaben seines Wochenblattes eindrucksvoll umrissen: Wie in England sollte sein Organ eine der stärksten Stützen der öffentlichen Meinung neben der Tagespresse sein, eine Arbeitsteilung, welcher dieser die aktuelle und regionale Berichterstattung überlässt, während das wöchentliche Organ die politischen, ökonomischen und kulturellen Geschehnisse deuten, langfristig und prinzipiell einordnen und sich damit von den »Vorurteilen des Augenblickes« lösen sollte. »Die Nation« versteht sich, so Barth, »als Vertretung des Individualismus auf allen Ebenen; sie plädiert für den individuellen Unternehmergeist und die wirtschaftliche Freiheit, für Selbstverwaltung gegen bürokratische Bevormundung; für Welthandel und modernes Börsenwesen.« Der Gegner: das sind die Agrarier und das Junkertum; das ist ferner der sogenannte »Staatssozialismus«, den Bismarck betreibt, die moderne Form des Absolutismus, wie Barth scharf formuliert; der Gegner: das ist schließlich der sich ausbreitende Sozialismus, die »sozialistischen Luftschlösser der Sozialdemokratie«, gegen die ebenfalls Front gemacht werden muss.

Man sieht, Barth übernimmt relativ bruchlos Bremer Vorstellungen, sein Kampf gegen Bismarck und die Reichspolitik im Inneren wie im Äußeren, auf das neu gegründete Blatt: »Kühle, rücksichtslose Kritik ist eine patriotische Pflicht«, so formuliert Barth seine Fundamentalopposition.

Diese scharfen Töne, die der Situation des Jahres 1883 geschuldet sind, klingen zum zehnjährigen Bestehen der Nation im Jahre 1893 (X, 1893/94, S. 793 f.) gelassener, aber nicht weniger prinzipiell: »Die Nation ist das Organ der individualistischen Weltanschauung, das bedeutet Erziehung zur Freiheit, Streben nach Wahrheit, Bejahung der Vielseitigkeit«, gerade auf geistigem und kulturellem Gebiet. In dieser umfassenden Weise nimmt der Liberalismus in Anspruch, der wichtigste Kulturfaktor der Zeit zu sein.

21 M. A. Meyer, Hg., Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit III, München 1997, S. 188 ff.

22 Dazu Kloft, Mommsen und die Goldwährung (wie Anm. 14), S. 86 ff.

23 Die Zahlen nach Dowe, Kocka, Winkler (wie Anm. 20), S. 101.

Es ist die nach wie vor beeindruckende Faszination des Blattes, dass es derartige Abstraktionen immer wieder verknüpft und anschaulich macht an ganz konkreten Konflikt- und Problemfeldern. Dafür konnten Barth und Bamberger hervorragende Publizisten und Wissenschaftler der Zeit gewinnen, die sich dem liberalen Lager verbunden fühlten: Theodor Mommsen, berühmter Historiker und deutscher Professor par excellence, nicht minder prominent Rudolf Virchow, Mediziner und Anthropologe von internationalem Rang, Karl Helfferich, der Direktor der Deutschen Bank, Hugo Preuß (1860–1925), Staatsrechtslehrer und einer der Väter der Weimarer Verfassung; Heinrich Rickert (1863–1936), Sohn eines liberalen Reichstagsabgeordneten und bekanntester Vertreter des Neukantianismus in Deutschland; Georg Gothein, Hellmut von Gerlach und Rudolf Breitscheid, die als linksliberale Politiker bis in die Weimarer Zeit hinein gewirkt hatten; Lujo Brentano, der glänzende Vertreter der jüngeren Schule der Nationalökonomie in Deutschland, vor allem Friedrich Naumann, liberaler Publizist und Gründer der nationalsozialen Vereinigung, daneben Helene Lange und Anna Pappritz, die streitbaren Frauenrechtlerinnen der Zeit um die Jahrhundertwende; die Theaterkritiker und Publizisten Alfred Kerr und Maximilian Harden (1861–1927). Nicht von ungefähr war auch Bremer Prominenz unter den Autoren vertreten: Constantin Bulle, linksliberaler Abgeordneter und Direktor des Alten Gymnasiums, Otto Gildemeister (1823–1902), Publizist, Literat und von 1871 bis 1875 und von 1884 bis 1886 Bürgermeister in Bremen, Thomas Achelis und nicht zuletzt Arthur Fitger, der eine durchaus noble Art besaß, seine künstlerischen Ansichten zu präsentieren.²⁴ Von besonderer Bedeutung war die Entscheidung von Barth und Bamberger, Paul Nathan (1857–1927), den liberalen Politiker jüdischer Abstammung, für den Posten des stellvertretenden Herausgebers der »Nation« zu gewinnen, einen Mann, der sich in vielfältiger Weise für das zeitgenössische Judentum zu engagieren wusste.²⁵

Namen sind ein Programm, sie fügen sich in das liberale Profil der »Nation« ein und geben ihr ein besonderes Gesicht. Helene Lange: sie kämpft für das Frauenstudium (XX, 1893/94, S. 619 f.) und setzt sich für die Mädchenbildung ein (XXIII, 1905/06, S. 291, 298). Ausgehend von dem Buch Alice Salomons »Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit« (Leipzig 1906) lenkte Anna Pappritz²⁶ bereits vor gut 100 Jahren den Blick auf ein soziales Ungleichgewicht und eine Ungerechtigkeit (XXIV, 1906/07, S. 214 ff.), die bis heute fortbesteht. »Die schlechte Entlohnung der Frauenarbeit gehört zu den ernstesten Problemen und zu den bedenklichsten Erscheinungen unseres sozialen Lebens.« (S. 214)

24 Zu Fitger vgl. Anm. 2; zu Th. Achelis (1850–1909) vgl. Bremer Biographien des 19. Jahrhunderts, Bremen 1912, S. 1 ff.; zu Constantin Bulle ebd. S. 71 ff., zu Otto Gildemeister ebd. S. 174 ff.

25 Zu Paul Nathan Meyer, Deutsch-jüdische Geschichte (wie Anm. 21), S. 364, F. Menges, NDB XVIII, 1997, S. 746 f.

26 Zu Helene Lange (1848–1930), der »bahnbrechenden Führerin der Frauenbewegung« (J. Wirth), A. Schaser, DBE VI, 2006, S. 236 f.; zu Anna Pappritz (1861–1939) K. Reinert, NDB XX, 2001, S. 55 f.

Dies ist nur eine, freilich eine wichtige Facette im Rahmen der Arbeiterfrage, die in unterschiedlichen Formen immer wieder auf dem Programm steht. Gegner waren nicht nur die Sozialdemokratie, sondern eben auch die Kathedersozialisten um Gustav Schmoller (IV, 1886/87), die dem Staatssozialismus Bismarcks wissenschaftlich vorgearbeitet und ihn begleitet hatten. Die Reform der Krankenkassen, die Lage der Landwirtschaft, Fragen der Parlamentsarbeit – all dies beschäftigte die »Nation« über Jahre hinweg.

Aber der Leser wird nicht nur über die deutschen Zustände unterrichtet. Die »Nation« veröffentlicht regelmäßig Berichte aus Amerika und England, die sie den großen Zeitschriften entnimmt: »The Nation« aus Amerika, »The Contemporary Review« und »The Spectator« aus England, zuweilen wird auch aus der französischen »Revue du Monde« zitiert. Die Offenheit, was über das Vaterland hinaus eine große Kulturnation bewegt, gehört zum Markenzeichen des liberalen Blattes.

V.

Die Frage nach dem Gehalt und den Chancen des Liberalismus ist in der »Nation« vor allem von Theodor Barth immer wieder, man möchte fast sagen: selbstquälerisch aufgeworfen worden. Barth sieht deutlich, dass liberale Ideen – er nennt die Handels- und Verkehrsfreiheit, die Verbesserung des Erziehungswesens, die Verbreitung des Wohlstandes (XI, 1893/94, S. 404 - 406) – *»mächtig, liberale Parteien aber schwach sind«*. *»Liberale Anschauungen finden sich wie edle Metalle in totem Gestein vielfach eingesprengt in nicht-liberalen Gruppen«* (XI, S. 404). Er wendet sich nachdrücklich gegen den, wie er sagt, landesüblichen Frosch-Mäuse-Krieg der liberalen Fraktionen, *»um eine möglichst umfassende fortschrittliche Basis im Parteienwesen zusammen zu bringen.«* Damit führt er die Linksliberalen ganz allmählich in die Nähe der Sozialdemokratie, die linken Schmuddelkinder, mit denen keiner bisher spielen wollte. Sie werden zu potentiellen Partnern, was eine Wende auf der Seite der Sozialdemokratie und nicht minder auf derjenigen der Liberalen bedeutet.

Unter dem Titel »Sozialistische Theorie und sozialdemokratische Praxis« veröffentlichte Barth bereits 1898 einen Artikel, der die Richtung wies:

»Unsere Reaktionäre befinden sich in schwerer Bedrängniß. Seit vielen Jahren arbeiten sie erfolgreich mit der Angst vor der Sozialdemokratie. Nun hat diese schlimme Partei in ihrer Bosheit aber seit geraumer Zeit sich darauf verlegt, sich möglichst vor Gesetzesübertretungen zu hüten und auch sonst zu bekunden, daß sie von einem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung nichts mehr wissen will. Die Führer der Sozialdemokratie erklären bei jeder Gelegenheit rund heraus, daß die gewaltsame Revolution nicht bloß Angesichts der entgegenstehenden Machtfaktoren ein unsinniges Beginnen sein würde, sondern daß die Sozialdemokratie, seitdem sie den revolutionären Kinderschuhen entwachsen ist, längst begriffen habe, daß selbst ein erfolgreicher gewaltsamer Umsturz der Sozialdemokratie nur schwere Verlegenheiten bereiten müsse, so lange nicht die geistige Belehrung des Volkes zur

Sozialdemokratie vorangegangen sei. Mit anderen Worten: die Sozialdemokratie erwartet alles von der geistigen Evolution, nichts von der gewaltsamen Revolution.« (XVI, 1898/99, S. 294)

Was Barth hier beifällig kommentiert, kennen wir unter der Bezeichnung »Revisionismus«,²⁷ jene reformatorische Bewegung, die mit dem Namen Eduard Bernstein (1850–1932) verbunden ist, der sein Hauptwerk »Zur Geschichte und Theorie des Sozialismus« 1904 veröffentlichte. Mit dieser Öffnungsstrategie gegenüber den einst so verpönten Fundamentalisten steht Barth nicht allein. Im Jahre 1900 veröffentlichte Friedrich Naumann²⁸ seine aufsehenerregende Studie »Demokratie und Kaisertum«, über die Barth in der »Nation« ausführlich berichtet (XVII, 1899/1900, S. 428 ff.). Sie ging von der möglichen Einbindung der Arbeiterklasse in das konstitutionelle System aus und versuchte, dem Kaisertum eine neue Legitimität zu sichern. Gleichzeitig forderte Naumann für den Liberalismus Sozialreformen ein, Gleichberechtigung und Koalitionsfreiheit der Arbeiter, Anerkennung der Gewerkschaft, Ausdehnung der Sozialversicherung, um das Wichtigste zu nennen.

VI.

Welchen Wandel haben Barth und der Linkliberalismus vollzogen, wenn man 20 Jahre zurück denkt, eine Zeit, in der Barth sich als Anhänger einer rigiden Manchesterpolitik einen Namen gemacht hat. Nach der Jahrhundertwende versteht er sich selbst als Vertreter eines »liberalen Revisionismus« (XXI, 1903/04, S. 194), vielfach auch als »Sozialliberalismus« tituliert. Man sieht, dass die »Veralltäglichsung des Charismas«, wie Max Weber dieses Abschleifen des Grundsätzlichen in den politischen Tagesfragen nannte, die Parteiengeschichte von jeher begleitet hat. Es ist dies der Prozess einer pragmatischen Integration, wie ihn so manche Partei und weltanschauliche Gruppierung gegangen ist und bis auf den heutigen Tag geht.

Die gewaltigste Stimme, die dem Zusammengehen von Liberalen und Sozialdemokraten das Wort redete, war die des alten Patriarchen Theodor Mommsen, der ein Jahr vor seinem Tode unter der Überschrift »Was uns noch retten kann« im Jahre 1902 ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie empfahl.²⁹

27 Th. Nipperdey, *Deutsche Geschichte II*, München 1993², S. 567 ff., weiter zu Bernstein und dem Revisionismus Th. Meyer, *Bernsteins konstruktiver Sozialismus*, Bonn 1977.

28 Zu Friedrich Naumann (1860–1919) R. von Bruch, Hg., *Friedrich Naumann in seiner Zeit*, Berlin - New York 2001, T. Theiner, *DBE VII*, 2007, S. 364 f. Zum Programm Naumanns Nipperdey, *Deutsche Geschichte II*, 531 f., der zutreffend vom »Mythos« Naumanns spricht, nicht zuletzt geformt durch seinen Schüler Theodor Heuss, den ersten Präsidenten der Bundesrepublik.

29 Abgedruckt bei L. M. Hartmann, *Theodor Mommsen*, Gotha 1908, S. 255 ff.; dazu J. Malitz, »Ich wünschte ein Bürger zu sein«, *Theodor Mommsen im wilhelminischen Reich*, in: K. Christ, A. Momigliano, Hgg., *Die Antike im 19. Jh. in Italien und Deutschland*, Berlin 1988, 338 ff.; St. Rebenich, *Th. Mommsen*, München 2002, S. 180 ff.

»Aber es ist leider wahr, zur Zeit ist dies die einzige große Partei, die Anspruch hat auf politische Achtung. Von dem Talent ist es nicht nötig zu reden; jedermann in Deutschland weiß, dass mit einem Kopf wie Bebel ein Dutzend ostelbischer Junker so ausgestattet werden könnten, dass sie unter ihresgleichen glänzen würden. Die Hingebung, die Opferbereitschaft der sozialdemokratischen Massen imponiert auch den, der ihre Zwecke nichts weniger als teilt.« (S. 257 f.)

Barth, der 1904 noch einmal die Grundsätze des Liberalismus auf die Bedürfnisse der Zeit bezogen hatte (Was ist Liberalismus? Leipzig 1904), hat dann in den Jahren 1907 und 1908 den letzten Schritt getan und die zukünftige Entwicklung in der Demokratie gesehen.

»Es gibt nur einen einzigen Weg, um Deutschland aus seiner verlogenen politischen Lage herauszuführen und zu einem wirklich konstitutionellen Reich zu machen: man muß mit Konsequenz eine Demokratie anstreben.« (XXIV, 1906/07, S. 116)

Es war deshalb nur folgerichtig, dass er bei der Gründung der Demokratischen Vereinigung maßgeblich beteiligt war (vgl. Anm. 19), eine Organisation, der neben den bereits Genannten auch der spätere Nobelpreisträger C. von Ossietzky angehörte und Julius Moses, der bedeutende Gesundheitspolitiker und Parlamentarier der Weimarer Republik, der als Jude 1942 nach Theresienstadt deportiert und dort ermordet wurde.³⁰

VII.

Es ist keine Frage, dass durch derartige tastende Versuche und publizistische Stellungnahmen der Boden bereitet wurde für die Abkehr vom monarchischen System und sich die Hinwendung zu einer parlamentarischen Demokratie abzeichnete mit einer festgelegten politischen Verantwortlichkeit der Exekutive gegenüber den Volksvertretern. Indem Deutschland den Weg beschritten hatte vom Agrar- zum Industriestaat, war auch die Ablösung der alten staatstragenden Eliten und eine neue politische Form, welche den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen Rechnung trug, überfällig: Dieses Credo der »Nation« und seines Herausgebers Barth gewann zum Zweiten Gestalt in eben der Kritik an den retardierenden Kräften und ihren Exponenten, dem agrarischen Junkertum, den Konservativen, der Kritik an Bismarck und zunehmend an Wilhelm II., den Thomas Nipperdey treffend als das fleischgewordene Unglück der deutschen Geschichte vor Hitler bezeichnet hatte.³¹ Die Fundamentalopposition zu Bismarck und seinen Kombattanten gehört gleichsam zu den Grundaxiomen der »Nation«.

30 Zu C. von Ossietzky (1889–1938) E. Suhr, DBE VII, 2007, S. 610 f.; zu Julius Moses D. Fricke, Jüdisches Leben in Berlin und Tel Aviv 1933–1939, Hamburg 1997; K. Nemitz, Julius Moses: Arzt und Parlamentarier, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart, Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 2007, S. 135 ff.

31 Nipperdey, Deutsche Geschichte II (wie Anm. 27), S. 421; ausführlich J. C. G. Röhl, vgl. Anm. 37; eine treffliche Skizze von G. Fesser, Kaiser Wilhelm II. und

»Es gibt heute wohl keine einzige politische Frage, bei der sich eine innere Übereinstimmung der freisinnigen Partei mit dem Fürsten Bismarck konstatieren läßt«, stellte Barth 1886 fest (III, 1885/86, S. 565). Das Ausspielen des Parlamentes und die selbstherrliche Regierungsweise Bismarcks auf praktisch allen Ebenen, das musste bei einem entschiedenen Liberalen auf Widerstand stoßen: »Er hat nur eine Gefolgschaft, aber keine Jünger. Ein selbständiger politischer Charakter kann sich nicht unter ihm, wird sich nur gegen ihn entwickeln. Die Opposition hat deshalb gleichsam einen Sparfonds an Ideen und Charakter für jene Zeit anzulegen, in der Fürst Bismarck nicht mehr ist oder seine Politik völlig abgewirtschaftet hat.« (III, 1885/86, S. 565)

Den Rücktritt Bismarcks 1890 (»Der gefürchtetste Mann Europas tritt aus einer kaum je da gewesenen Machtstellung ins Privatleben zurück«) kommentiert Barth sarkastisch:

»Die Methode des ›Divide et impera‹ hat sich an ihm furchtbar gerächt, denn nachdem er mit wahrhaft dämonischer Geschicklichkeit alle ihm entgegenstehenden Kräfte gespalten, die Parteien wie Dominosteine hin- und hergeschoben und mit einer staatsmännischen Vorurtheilslosigkeit sondergleichen bald diese bald jene politischen Grundsätze seinen Zwecken dienstbar gemacht hatte, sah er sich schließlich vergeblich nach festen Stützpunkten für seine allzu persönlich gewordene Politik um. Er hinterläßt wenig persönliche und wenig politische Freunde und – wenigstens in der inneren Politik – nicht eine einzige Idee, deren Lebenskraft außer Zweifel stünde« (Der Rücktritt, VII, 1889/90, S. 361 f.)

Als Bismarck 1898 starb, versteht sich Barth in der »Nation« zu einer durchaus anerkennenden, aber doch auch kritischen Bestandsaufnahme der Leistungen wie der Defizite des bedeutendsten deutschen Staatsmannes des 19. Jahrhunderts.

»Der faszinierendste Reiz dieser Persönlichkeit [...] liegt ganz wesentlich mit in den tiefen Schatten, die seine Züge so klar hervortreten lassen. Unerschrockenheit, Genialität und Durchsetzungsfähigkeit, aber auch Skrupellosigkeit zeichnen den Politiker aus. [...] Es ist deshalb nur gerecht, wenn man Bismarck den eigentlichen Schöpfer des Deutschen Reiches nennt.«

Aber die Kehrseite dieser glänzenden Reichs- und Außenpolitik ist unübersehbar: »Es kann [...] jemand ein großer Architekt sein und es doch nicht verstehen, ein Haus wohnlich einzurichten.« Und natürlich sind die Schwächung des Liberalismus, das Paktieren mit den Konservativen und Agrariern, die nicht gewollte, aber doch faktische Stärkung der Sozialdemokratie und des Zentrums die fatalen Folgen einer verfehlten Innenpolitik. Und dennoch – »... niemand kann sich dem packenden Reiz dieser Persönlichkeit entziehen.« Barth fährt fort:

der Wilhelminismus, in: K. Holl, H. Kloft, G. Fesser, Caligula – Wilhelm II. und der Cäsarenwahnsinn, Bremen 2001, S. 117 ff.

»Dieses Gemisch von Junkertrotz und diplomatischer Schlauheit, in der mächtigen Gestalt mit dem kühnen Haupt und dem unter buschigen Augenbrauen hervorleuchtenden Blick, der faustische Witz, der biegsame elegante Stil, die Treffsicherheit im Ausdruck, der Humor der Unterhaltung, die Leidenschaftlichkeit des Hasses, die verschlagene Offenheit, die animalische Lebenskraft, die selbst im Essen und Trinken zum Ausdruck kam: das alles wirkt zusammen, um den großen Kanzler zu einer Monumentalfigur zu machen, die mit der Phantasie des deutschen Volkes dauernd verknüpft bleiben wird.« (XV, 1898/99, S. 641 f.)

Die Bilanz, die 1898 ein scharfsichtiger liberaler Publizist im Hinblick auf Bismarck und sein Lebenswerk zog, kann sich auch nach einem Jahrhundert durchaus noch sehen lassen. Wenn Thomas Nipperdey der Innenpolitik des eisernen Kanzlers einen machtbesessenen und misstrauischen Umgang mit Gegnern und mit Freunden attestierte, eine verheerende Wirkung auf die politische Kultur feststellte und die Methoden der Konfliktsverschärfung, der Polarisierung, des gegeneinander Ausspielens dafür verantwortlich machte, dann ist dieses Urteil von demjenigen Barths nicht sehr weit entfernt. *»Bismarck wollte keine Selbständigkeit neben sich dulden, nicht bei Personen, nicht bei Parteien, und keine Erben. Das war der Preis der Größe.«* Soweit das Urteil von Thomas Nipperdey.³² Es hätte von Barth sein können.

Die Hoffnung auf Wandel ruhten nach dem Tode Wilhelms I. im Jahre 1888 auf dem Kronprinzen Friedrich und seiner englischen Gattin Victoria, der konservative Hofkreise eine *»Vorliebe für die fortschrittlich-jüdische Clique«* unterstellten. Als Friedrich III. schon nach 99 Tagen starb, konnte Alfred Graf von Waldersee, der Generalfeldmarschall des deutschen Heeres,³³ zufrieden feststellen: *»Die Herren vom Fortschritt und der jüdische Anhang ist schwer geschlagen. Sie sehen die Hoffnung auf eine goldene Zeit schwinden und fürchten den Prinzen Wilhelm.«*

VIII.

Sie fürchteten den Prinzen Wilhelm, einen Hohenzollern, der seine Fotografie mit dem geflügelten lateinischen Wort: *oderint dum metuant* – »mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten« zu schmücken beliebte und seine körperlichen Gebrechen durch schneidiges Auftreten zu kompensieren suchte.³⁴ Der neue Kurs des jungen und ehrgeizigen Kaisers ist von der »Nation« mit gemischten Gefühlen aufgenommen und kommentiert worden. Der Wechsel entpuppte sich für die Liberalen je länger je klarsichtiger als schmerzlicher Versuch, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Als der aus Bremen stammende Ludwig Quidde 1894 die Exaltationen des Kaisers in seinem Pamphlet

32 Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte II (wie Anm. 27), S. 425 f.

33 Die Zitate bei Meyer, Deutsch-jüdische Geschichte III (wie Anm. 21), S. 262.

34 *Oderint dum metuant* – das Zitat in der Vita des römischen Kaisers Caligula bei Sueton (Cal. 30,1) war Ausgangspunkt für das ingeniose Unterfangen, das Monstrum Caligula mit dem deutschen Kaiser zu vergleichen, vgl. K. Holl (wie Anm. 31), S. 24 f.

»Caligula, eine Studie über römischen Caesarenwahnsinn« in ein historisches Gewand kleidete und lächerlich machte, konnte sich Theodor Barth zwar nicht entschließen, die wenig schmeichelhafte Rezension seines älteren Freundes Mommsen mit Rücksicht auf den jungen Autor abzudrucken,³⁵ aber die Presse und die Öffentlichkeit konstatierten ein beunruhigendes Phänomen: der Kaiser glich sich immer mehr dem antiken Despoten an. Die Theatralik des Kaisers, sein Säbelrasseln und seine Flottenpolitik, schließlich sein tief verinnerlichtes Gottesgnadentum – die Kritik der »Nation«, die Theodor Barth und seine Mitstreiter in vielen Artikeln vortrugen, richteten sich vornehmlich gegen die schlimmen Entgleisungen in seinen Reden,³⁶ gegen den zunehmenden Byzantinismus am Kaiserhof (XXIV, 1906/07, S. 182 f.) und gegen das sogenannte persönliche Regiment des Kaisers, mit dem Barth scharf ins Gericht ging.³⁷

Inwieweit man in all diesen kritischen Stellungnahmen eine erfolgreiche Destabilisierung des monarchischen Systems sehen darf, muss letztendlich unentschieden bleiben. Die große Belastung der Monarchie durch die sogenannte Eulenburg-Affäre und das peinliche Daily Telegraph-Interview haben »Die Nation« und Theodor Barth in den Jahren 1907 und 1908 zum Leidwesen vieler Zeitgenossen nicht mehr kommentieren können.³⁸ So blieb es Maximilian Harden in der »Zukunft« vorbehalten, das Fazit der politischen Entgleisungen zu ziehen und festzustellen: »*Wilhelm II. hat bewiesen, dass er zur Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist [...] Der Kaiser ist nicht Monarch [...] Das Reich ist Souverän, nicht der Kaiser, der darf das Reich nicht ohne die Zustimmung Sachverständiger binden ... Das Reichsgeschäft*

35 H. Schlange-Schöningen, Theodor Mommsen über Ludwig Quiddes »Caligula«, in: Historisches Jahrbuch 123, 2003, S. 297 ff.

36 Th. Barth, Nat. XVII, 1899–1900, S. 626 f. zur berüchtigten »Hunnenrede« Wilhelms II. in Bremerhaven, H. Helfferich, Nat. XIX, 1901/1902, S. 215 ff. zu Wilhelms skurrilen Ausführungen über wahre Kunst, die Rede vom 18. Dezember 1901 (»Die Kunst muss erheben und darf nicht in den Rinnstein steigen«), M. Stather, Die Kunstpolitik Wilhelms II., Konstanz 1994, S. 63 ff.

37 Zum persönlichen Regiment W. J. Mommsen, War der Kaiser an allem schuld? Wilhelm II. und die preußisch-deutschen Machteliten, Berlin 2002, in: Auseinandersetzung mit dem monumentalen Werk von J. C. Röhl, Wilhelm II., Bd. I, München 1993, Bd. II, München 2003. Bd. III, München 2009, S. 588 ff. und 706 ff. die Skandale von 1907 und 1908.

38 Der letzte, 24. Jahrgang der »Nation« wurde im ersten Quartal 1907 ausgeliefert. »Politische Erwägungen bestimmen mich, die Herausgabe dieser Zeitschrift einzustellen«, schrieb Th. Barth, Nat. XXIV, 1907, S. 305; Grund waren nicht nur die Querelen im linksliberalen Lager, sondern offensichtlich ein Rückgang der Abonnentenzahlen, möglicherweise auch die Verlagerung des Profils hin zur literarisch-kulturellen Unterhaltung auf Kosten eines streng politischen Ductus, den der Herausgeber Barth freilich bis zum Ende gewahrt wissen wollte (»Diese Zeitschrift gehörte nicht zur unparteiischen Presse. Sie hat zu jeder großen Frage, die das Volk bewegt, resolut und oft leidenschaftlich Stellung genommen. Mit dem Streben nach subjektiver Wahrhaftigkeit hat sie nie das Streben nach einer Objektivität verknüpft, die in den Kämpfen des Tages nur zu oft als Denkmantel der Charakterlosigkeit dient«, Barth, Nat. XXIV, 1907, S. 402.

fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt, danken wir.«³⁹

IX.

Man würde das Profil der »Nation« verkennen, würde man sie einseitig auf die Politik, auf Haupt- und Staatsaktionen festlegen. Buch- und Theaterbesprechungen, Gedichte, Kurzgeschichten, Glossen, wie etwa die um den Hauptmann von Köpenick (Nat. XXIV, 1906/07, S. 40: »die operettenhafte Apotheose des Kadavergehorsams«) runden das Bild ab. Unterhaltung, aber vornehmlich Information und Belehrung: das trifft nun auf ein drittes Beispiel in besonderer Weise zu: die Entwicklung des Antisemitismus, der sich als immer stärker werdende Bewegung gegen Ende des 19. Jahrhunderts bemerkbar machte und in der »Nation« und ihren Mitarbeitern auf aufmerksame und kritische Beobachter stieß.

Wir erinnern uns: In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts gewann die anti-jüdische Bewegung in Deutschland, nicht zuletzt durch die Wirtschaftsturbulenzen und den Börsenkrach der frühen Gründerjahre eine neue Qualität. Wilhelm Marrs Streitschrift »Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum« von 1873 verhalf der Rassendeutung des Antisemitismus zum Durchbruch; der Hofprediger Adolf Stoecker (1835–1909) und der Historiker Heinrich von Treitschke trugen den Antisemitismus in die bürgerlichen Kreise und machten ihn hof- und salonfähig.

»Über unsere Ostgrenze [...] dringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schaar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinde dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen; die Einwanderung wächst zusehendst, und immer ernster wird die Frage, wie wir dieses fremde Volksthum mit dem unseren verschmelzen können. [...] wie aus einem Munde ertönt es heute ›die Juden sind unser Unglück‹.«

Die Wirkung des Artikels »Unserer Aussichten«, den Heinrich von Treitschke 1879 in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichte,⁴⁰ war durchschlagend, verheerend im eigentlichen Sinn des Wortes. An ihm entzündete sich der sogenannte Berliner Antisemitismusstreit, in dem Männer wie Theodor Mommsen, Ludwig Bamberger, der Historiker Harry Breslau und der Philosoph Hermann Cohen energisch gegen die Neuaufnahme und Verschärfung des alten Judenhasses Stellung bezogen.

39 M. Harden, Die Zukunft vom 21. Oktober 1908, zitiert bei Nipperdey, Deutsche Geschichte II (wie Anm. 27), S. 735 f.

40 Preußische Jahrbücher 44, November 1879, S. 572–576; W. Boehlich, Hg., Der Berliner Antisemitismusstreit, Frankfurt 1965, S. 5 ff., das Zitat 7, dazu Meyer, Deutsch-jüdische Geschichte III (wie Anm. 21), S. 201 ff.; Sh. Volkov, Antisemitismus als kultureller Code, München 2002², S. 31 ff.

»Das ist der eigentliche Sinn des Wahns,« schrieb Theodor Mommsen,⁴¹
»der jetzt die Massen erfasst hat und sein rechter Prophet ist Herr von
Treitschke. Was heißt das, was er von unseren israelitischen Mitbürgern
fordert, sie sollen Deutsche werden? Sie sind es ja so gut wie er und ich.«
(S. 414)

Und wenn ein Mann wie von Treitschke, fährt Mommsen fort, für sich in Anspruch nimmt, nichts anderes zu artikulieren, *»als die natürliche Reaktion des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element«*, dann nobilitiert er die antijüdischen Schmutzkampagnen durch seine Person und durch das einflussreiche Presseorgan, eben die Preußischen Jahrbücher.

»Daher die Bombenwirkung jener Artikel, die wir alle mit Augen gesehen haben. Der Kappzaum der Scham war dieser ›tiefen und starken Bewegung‹ abgenommen; und jetzt schlagen die Wogen und spritzt der Schaum.« (S. 419)

Ich bin auf den Berliner Antisemitismusstreit deshalb eingegangen, weil er gewissermaßen der Auslöser des gefährlichen neuen nationalen und rassistischen Antisemitismus darstellt, der unsere Wochenschrift, »Die Nation«, nach ihrem Erscheinen 1883 immer wieder beschäftigte. Ludwig Bamberger, einer ihrer Väter, tritt in einer Broschüre »Deutschthum und Judenthum« (Berlin 1880) nachdrücklich für die wichtige und fruchtbare Wirksamkeit der Juden in der deutschen Kultur ein und begreift den Kampf gegen das Judentum auch als einen Kampf gegen den Liberalismus und seine Vertreter in Deutschland. In einer großen Besprechung von Treitschkes »Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts«, die in der »Nation« des Jahres 1889 erschien (VII, 1889/90, S. 362 ff., 377 ff., 396 ff.), äußerte sich Bamberger kritisch und witzig zu Treitschkes Nationalismus und Antisemitismus, die in diesem populären historischen Standardwerk ihre pseudo-wissenschaftlichen Weihen erhielten.

Der Antisemitismus, der wie Shulamit Volkov gesehen hatte, sich zu einem bürgerlichen Code gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte, bedeutete nicht mehr und nicht weniger als der Versuch, die Judenemanzipation des neuzeitlichen Staates wieder zurückzunehmen, die Juden aus einer »deutschen Volksgemeinschaft«, wie das spätere Schlagwort hieß, zu eliminieren. In einem großen Artikel vom 9. August 1890 hat Heinrich Rickert⁴² in der »Nation« einen Beitrag veröffentlicht, der den Titel trug »Die Judenverfolgung in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts« und die Judenhetze und antisemitische Agitation konservativer Blätter anprangerte:

»Es wäre ein schwerer Fehler, die Gegenwehr zu verabsäumen. Dieselbe ist in erster Reihe eine Ehrenpflicht der Christen. Ihnen liegt es besonders

41 Th. Mommsen, Auch ein Wort über unser Judenthum (1880), in: »Reden und Aufsätze«, Berlin 1905, S. 410 ff. (danach zitiert), ebenfalls abgedruckt bei Boehlich (wie Anm. 40), dazu Rebenich, Mommsen (wie Anm. 29), S. 170 ff.

42 Zu Heinrich Rickert (1833–1902), neben Barth einer der führenden Linksliberalen des Kaiserreiches, von 1895–1902 Vorsitzender des »Vereins zur Abwehr des Antisemitismus«, vgl. A. Thier, NDB 21, 2003, S. 549 ff.

ob, Protest dagegen zu erheben, daß unser öffentliches Leben vergiftet werde durch eine unter ›nationaler‹ Firma betriebene, unchristliche und undeutsche Hetze gegen eine große Zahl gleichberechtigter Staatsbürger, von denen in Uebereinstimmung mit den Traditionen des Hohenzollernhauses ein deutscher Kaiser sagte, daß ›sie seinem Herzen gleich nahe stehen‹. Ehrenpflicht der Christen ist es ferner, nicht eher zu ruhen, als bis die gleiche Berechtigung, welche den jüdischen Mitbürgern nach unsern Gesetzen zusteht, auch in allen Beziehungen thatsächlich durchgeführt werde. Dieses Thema darf nicht von der Tagesordnung verschwinden. Das ist die beste Antwort auf die Freiheits- und kulturfeindlichen Bestrebungen der Antisemiten. Das deutsche Volk muß und wird mit der antisemitischen Bewegung fertig werden; denn sie ist und bleibt eine ›Schmach‹ für unser Vaterland.«

Dieser Artikel führte mit dazu, dass in Berlin 1891 der »Verein zur Abwehr des Antisemitismus« gegründet wurde; maßgeblich beteiligt waren der Frankfurter Bankier Charles Hallgarten, Ludwig Bamberger, Theodor Mommsen, der Jurist Rudolf von Gneist und eben die Herausgeber der »Nation« Paul Nathan und Theodor Barth.⁴³ Barth war es auch, der den Vorsitz der Vereinigung von 1903 bis 1909 übernahm. Ähnlich wie der wenig später gegründete »Zentralverein« ging der Abwehrverein von der Assimilation der Juden in Deutschland aus, forderte die staatsbürgerliche Gleichstellung⁴⁴ unter Wahrung der religiösen und kulturellen Eigenart und wandte sich scharf gegen jede Form von Diffamierung und Diskriminierung. In dieser Zielrichtung haben Barth und die »Nation« zur Aufklärung und Verständigung geworben und sich für die Unterstützung der Juden eingesetzt.⁴⁵ Dabei war diesem Vorhaben der Integration freilich die neu aufkommende zionistische Bewegung mit Theodor Herzl an der Spitze ein Dorn im Auge, die den anderen, im Endeffekt erfolgreicherem Weg zur Lösung der Judenfrage favorisierte, die Ansiedlung der Juden in Palästina, die Konstituierung einer eigenen Nation auf eigenem Territorium, welche die kulturelle und religiöse Sonderstellung sichern sollten.⁴⁶

Theodor Barth, Paul Nathan, die vielen Stellungnahmen in der »Nation« – sie formierten die Antworten, die das liberale Bürgertum auf den Antisemitismus der Zeit gab, eingeschränkt, was die Träger angeht, wohl auch die gewaltige Wucht, das Ausmaß und den Flächenbrand des Antisemitismus unterschätzend, der in der Agitation vor und im Ersten Weltkrieg einen Höhepunkt erreichte. In einem Interview, das der Publizist und Schriftsteller Hermann Bahr in seine Broschüre »Der Antisemitismus« aus dem Jahre 1894 aufnahm, hatte

43 Meyer, Deutsch-jüdische Geschichte III (wie Anm. 21), S. 250 f.; A. Zeiß-Horbach, Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus, Leipzig 2008.

44 Zum »Zentralverein« Meyer, Deutsch-jüdische Geschichte III (wie Anm. 21), S. 253 ff.

45 Ich notiere nur einiges: H. Rickert, Theodor von Hippel über die Juden, Nat. VIII, 1890/91, S. 142 f., Nat. XXIII, 1905/06, S. 154 f.; Nat. XXIII, 1905/06, S. 404; zum Hilfsverein Nat. XXIII, 1905/06, S. 438 u. ö.

46 Zu Th. Herzl und seinen zionistischen Absichten Volkov (wie Anm. 40), S. 96 ff., Meyer, Deutsch-jüdische Geschichte (wie Anm. 21), S. 288 ff.

sich Theodor Mommsen ausgesprochen pessimistisch geäußert, was die Aussichten des Abwehrkampfes betrifft:

»Der Antisemitismus ist [...] wie eine schauerliche Epidemie, wie die Cholera – man kann ihn weder erklären noch heilen. Man muß geduldig warten, bis sich das Gift von selbst austobt und seine Kraft verliert.«⁴⁷

Man hat von einem Fehltrichter des großen Historikers gesprochen, das letztlich nur aus einer resignativen Weltsicht des Alters zu verstehen sei, wie sie sich in vielen anderen Äußerungen Mommsens spiegelt. Bamberger, Barth und Nathan haben da viel genauer hingesehen. *»Die Juden sollten sich klar machen, daß man den Antisemitismus nicht dadurch los wird, daß man über ihn lamentiert und ihn ausschließlich definitiv bekämpft. Der Antisemitismus ist nur im Rahmen der allgemeinen Politik wirksam zu bekämpfen.«* Dieses Statement Barths zitiert Julius Moses in seinem schönen Nachruf auf Barth unter dem Titel *»Theodor Barth und die Judenfrage«*, den er 1909 nach Barths Tode veröffentlichte und ihn als *»einen der vornehmsten und edelsten Naturen des öffentlichen Lebens«* würdigte.⁴⁸

X.

Die große Anerkennung und die Würdigung seiner Person weit über den Kreis seiner Parteifreunde hinaus kommt in den Nachrufen der deutschen Zeitungen im Juni 1909 zum Ausdruck, aus denen wir bereits zitiert haben und die durchaus auch kritische Töne anschlagen. *»Barths Leben ist nun abgeschlossen«*, schrieben die Bremer Nachrichten vom 4. 6. 1909, *»ohne daß ihm ein politischer Erfolg beschieden war, wie er ihn seiner großen Begabung nach hätte erzielen müssen [...]; das liegt in der Hauptsache an dem ausgesprochenen Individualismus des Mannes, der an Eigenbrötelei streifte. Barth war in seinen Folgerungen logisch und unerbittlich und eben deshalb mangelte es ihm an politischer Wirkungsfähigkeit.«* Den *»Mißerfolg eines mit reichen, schönen Gaben ausgestatteten Menschenlebens«* setzt die Weser Zeitung (4. 10. 1909) dagegen zurecht auf das Konto der äußeren Umstände, *»der Übermacht der feindlichen Gewalten«*, eine wolkige Umschreibung der konservativen Kräfte und des bürokratisch-obrigkeitlichen Systems, das dem Liberalen und Demokraten keine Entfaltungsmöglichkeit ließ. Barths Avancen gegenüber den Sozialdemokraten werden aber ausgesprochen negativ beurteilt. *»Sie haben dem Zwangssystem des Junkertums nichts entgegenzustellen als das Zwangssystem der sozialdemokratischen Arbeiter«*, letztlich haben diese Sondierungen das liberale Lager geschwächt, Barth habe *»sich zwischen zwei Stühle gesetzt.«* Anerkennung erntet er dagegen für seinen heldenhaften

47 H. Bahr, *Der Antisemitismus, ein internationales Interview*, Berlin 1894, S. 27. Malitz (wie Anm. 29), S. 329 f.

48 Julius Moses, *Theodor Barth und die Judenfrage*, in: *Das Blaubuch, Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst* 4, 1909, S. 560 ff. Begründet hatte das Blaubuch der Bremer Pastor Albert Kalthoff, zu ihm Schwarzwälder, *Bremen Lexikon* (wie Anm. 3), S. 377.

Kampf gegen das Tabakmonopol. »Wir erinnern an jene Versammlung des Kaufmannskonvents in der Börse, wo er das geflügelte Wort sprach: Setzen wir dem eisernen Kanzler einen stählernden Widerstand entgegen. ... Wir Bremer wollen nicht vergessen, daß er unter den streitbaren Helden in aller erster Reihe stand.« (Weser Zeitung, Freitag, den 4. Juni 1909)

Die Reserve auf liberaler Seite entsprach derjenigen auf der streng sozialistischen, wie sie die Leipziger Volkszeitung vertrat. »Die ökonomische Entwicklung hat den Gegensatz zwischen Kleinbürger und Arbeiter bis zur Sprengung aller Harmonien verschärft. So war es vorauszusehen, daß Barth, der das preußische Bürgertum zur Bekämpfung der Junkerherrschaft den revolutionären Arbeitern angliedern wollte, nur Enttäuschungen erleben mußte.« (Leipziger Volkszeitung vom 2. Juni 1909, Beilage Nr. 124)

Verständnisvoller äußert sich der sozialdemokratische »Vorwärts«. Er zollt dem aufrechten Demokraten Respekt, der Proletariat und Bürgertum auf parlamentarischer Ebene zusammenbringen wollte, lobt mit den Worten Franz Mehrings die »Nation« als »die gehaltvollste und gescheiteste Wochenschrift der deutschen Bourgeoisie« und betrauert ihn als den »letzten bedeutenden Repräsentanten des deutschen Liberalismus«. Der »Vorwärts« schließt mit den Worten:

»Wir Sozialdemokraten aber grüßen den toten Kämpfer, der anderer Weltanschauung Gegner war und dessen beste Hoffnung zuletzt doch die Kraft und der Kampfeswille des deutschen Proletariats gewesen ist, das mit starker Hand, wenn auch in anderm Geist erfüllen wird, was Barths Kampfesziel war: Die Freiheit und Gleichheit der verbrüdernten Nationen.« (Vorwärts vom 4. Juni 1909).

Damit hat der »Vorwärts« ein Ideal Barths angesprochen, das er als Person und in der »Nation« immer wieder programmatisch vertreten hat und das ursprünglich zum Credo des Liberalismus gehörte: die Offenheit gegenüber anderen Ländern, der Wille zur Zusammenarbeit gerade mit England und Amerika, das Lernen von den schon bestehenden demokratischen und parlamentarischen Einrichtungen. Es war die Frankfurter Zeitung vom 3. Juni 1909, die in ihrem Nachruf gerade auf die intimen Kenntnisse Barths hingewiesen hatte, die dieser bei verschiedenen Reisen im Hinblick auf die amerikanischen Verhältnisse gewonnen und in einer Broschüre unter dem Titel »Amerikanische Eindrücke« (Berlin 1907) herausgebracht hatte. Das Büchlein zeigt die Weite und die Klarheit seines Blickes; in der Charakteristik der amerikanischen Demokratie knüpft er an Alexis de Tocquevilles klassische Studie »De la Démocratie en Amérique«⁴⁹ an und benutzt diese gleichsam als Folie, als Meßlatte für das, was er konkret auf seinen Reisen gesehen und erfahren hatte. Und so stellt er als Essentials der politischen Kultur Amerikas heraus: die Gewaltenteilung, die lokale Selbstverwaltung, die Organisation der Wählerschaft nach den »business principles« – deren bedenkliche Auswüchse Barth noch nicht kennen konnte – die Pflege der Bürgertugenden, der

49 Erschien in Paris 1835 und 1840, deutsch: Zürich 1987, M. Hereth, in: Th. Stammes u. a., Hg., Hauptwerke der politischen Theorie, Stuttgart 1997, S. 494 ff.

Intelligenz und Tatkraft auch und gerade dort, wo es um die Bekämpfung der Korruption geht. Insgesamt sieht er in den Vereinigten Staaten einen robusten Staatskörper, der auch die unleugbaren Fehler erträgt und übersteht.

Die heutigen Freunde Amerikas hätten dieses demokratische Potential der Neuen Welt nicht treffender formulieren können. Und man geht sicher nicht fehl in der Annahme, dass Barth in diesen amerikanischen Skizzen, die er zunächst in der Frankfurter Zeitung einer größeren Leserschaft unterbreitet hatte, seine eigene demokratische Vision mitformuliert hatte, die freilich nicht eins zu eins auf Deutschland zu übertragen war, aber in ihrem klassischen Ausgleich von Freiheit und Gleichheit ungeheuer anregend, provozierend auch und gerade für die deutschen Verhältnisse war. Nicht umsonst hatte ihm die Harvard University 1907 den Ehrendoktor zuerkannt als »representative of German democratic idealism«.⁵⁰

Unsere traditionsreiche Hansestadt, die im vergangenen Jahr die 650-Jahr-Feier der Aufnahme in die Hanse feierte und ihr Weltkulturerbe vor allem mit dem tätigen Bürgergeist begründet hat, tut gut daran, sich dieser bedeutenden Persönlichkeit und ihres Wirkens zu erinnern, eines Mannes, wie die Frankfurter Zeitung schrieb, »*der ein unentwegter, unerschrockener Vertreter freiheitlicher Anschauungen war, der seine letzte Kraft für das Wohl des deutschen Volkes eingesetzt hat.*«⁵¹ Die Mitgift Bremens, wenn man es einmal so bezeichnen will, bestand im wachen Sinn für das Interkontinentale in Wirtschaft und Politik, in einer freiheitlichen Grundhaltung, die er, ähnlich wie Ludwig Quidde, der Friedensnobelpreisträger des Jahres 1927, dem republikanischen Stadtstaat verdankte; in der immer wieder neu herzustellenden Gleichung von regionalem und nationalem Interesse; nicht zuletzt in der nachdrücklichen Berücksichtigung der *décentralisation administrative*, wie sie Tocqueville voll Bewunderung an Amerika herausgestellt hatte. In all diesen Anschauungen präsentierte sich Barth, auch hier wiederum mit Ludwig Quidde vergleichbar, als Unzeitgemäßer, über den so etwas wie das »*Verhängnis der frühen Geburt*« waltete, das seinen Vorstellungen keinen angemessenen Raum bot. Theodor Heuss, der Schüler und Freund Friedrich Naumanns, sah in ihm »*den weltläufig gebildeten Sprecher eines humanistisch aufgeschlossenen Bürgertums*« und beklagte sein Scheitern als das eines »*tragisch Verbitterten*«.⁵² Das Urteil unseres ersten liberalen Bundespräsidenten mag vielleicht dramatisch überzogen scheinen, ist aber in der Tendenz durchaus zutreffend.

50 So Rösing, Theodor Barth wie (Anm. 6), S. 25.

51 Theodor Barths Credo eindrucksvoll in der letzten Nummer der »Nation« XXIV, 1907, S. 344 (nach Viktor von Scheffel):

»Stoß an: ein Hoch dem Deutschen Reich,
an Kühnheit reich, dem Adler gleich,
mög's täglich neu sich stärken.
Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
und Rassenhaß und Massenhaß und derlei Teufelswerken.«

52 Theodor Heuss, NDB I, 1950, S. 607: »Seiner Begabung entsprach nicht die öffentliche Wirkung: in kämpferischer Leidenschaft sich verzehrend endete Barth als tragisch Verbitterter.«

Es bedurfte der gewaltigen Erschütterungen der beiden Weltkriege, bis Barths Überzeugungen Rückhalt und Verwirklichung in der Nachkriegsgesellschaft fanden. Im Gedächtnis bleibt er als streitbarer Publizist, der die Brücke zwischen Journalismus und Politik gemäß den Zeitvorgaben in bewundernswerter Weise zu schlagen wusste. Die Ziele, für die der streitbare Liberale kämpfte, sind alles andere als erledigt und stehen heute nach wie vor auf der Tagesordnung: Barths Eintreten für einen freien Welthandel jenseits nationaler Sonderinteressen und Beschränkungen; sein Kampf für demokratische Verhältnisse und Teilhabe aller Bürger; seine Betonung der Eigenverantwortlichkeit in der Kranken- und Sozialversicherung; seine Absage an jede Form des Antisemitismus und der Diskriminierung aufgrund religiöser oder rassischer Besonderheiten. In Bremen erinnert an ihn eine Straße im Osterholzer Industriegebiet, eine Namensgebung, die seinerzeit Karl Holl, Historiker und weiland liberaler Abgeordneter der Bremer Bürgerschaft, vorgeschlagen hatte. Dass Barth auf diese Weise, wenn auch, topographisch gesehen, eher randständig, mit der Bremer Industrie verbunden bleibt, hat seinen guten Sinn. Aber als aufrechter Demokrat und Vertreter der Handelsfreiheit hätte er nicht minder ein Denkmal im Herzen Bremens verdient.

Ludwig Quidde und Kurt Hiller. Zeugnisse des Exils

Von Karl Holl

Von dem Nachlass Kurt Hillers¹ und von der darin enthaltenen Exilkorrespondenz Ludwig Quiddes mit Hiller erhielt ich Kenntnis erst nach der Drucklegung meiner Biographie Quiddes² und der Edition dreier in dessen Exil entstandener Texte³. Deshalb war mir zu meinem großen Bedauern die Möglichkeit versagt, davon in gebührender Weise Gebrauch zu machen. Wenn dies jetzt nachgeholt wird, so vor allem, weil manche mir zuvor unbekannte Informationen in den rund fünfzig Dokumenten jener Korrespondenz Quiddes Biographie zusätzliches Profil verleihen. Für einen solchen Nachtrag spricht schon die Erwartung, dass der Lebensweg des 1858 geborenen Mittelalterhistorikers und liberaldemokratischen Politikers, des 1927 mit dem Friedens-Nobelpreis ausgezeichneten bedeutendsten Repräsentanten der deutschen Friedensbewegung und 1933 zum Verlassen Deutschlands gezwungenen Bremers gerade in seiner Vaterstadt Interesse beanspruchen darf. Überdies mag der Briefwechsel zwischen Quidde und Hiller in besonderer Weise dazu beitragen, Quiddes politische Haltung zu würdigen und sich der Deutung seines Charakters zu nähern.

Das zu Beginn der Weimarer Republik angespannte Verhältnis beider Männer zueinander war im Laufe der Jahre einer auf wechselseitiger Toleranz beruhenden, um Sachlichkeit bemühten Beziehung gewichen, um gegen Ende der zwanziger Jahre sogar Züge von Sympathie füreinander anzunehmen. War Hiller⁴ anfangs an den Versuchen radikalpazifistischer Kräfte lebhaft beteiligt gewesen, Quidde, den 27 Jahre älteren Vorsitzenden der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG), aus seinem Amt zu verdrängen, so gehörte er später zu jenen, die Quidde im Amt zu halten wünschten, da die Überzeugung sie leitete, dass Quiddes ausgleichendes Naturell für den Zusammenhalt der deutschen Friedensbewegung mit ihren einander heftig widerstreitenden Tendenzen inzwischen unverzichtbar geworden sei.

1 Nachlass Kurt Hiller (künftig: NL Hiller), Kurt Hiller-Gesellschaft, Leipzig. Soweit nicht ausdrücklich vermerkt, handelt es sich um handschriftliche Briefe und Postkarten. Für die Überlassung von Kopien dieser Korrespondenz bin ich der Kurt Hiller-Gesellschaft zu Dank verpflichtet. Für wertvolle Hinweise und Unterstützung danke ich Anne C. Kjelling, Nobel-Institut, Oslo, und Dr. Reinhold Lütgemeier-Davin, Kassel.

2 Karl Holl, Ludwig Quidde (1858–1941). Eine Biografie, Düsseldorf 2007.

3 Ludwig Quidde, Deutschlands Rückfall in Barbarei. Texte des Exils, herausgegeben und eingeleitet von Karl Holl, Bremen 2009.

4 Zur politischen Biographie Hillers: B. L. D. Wurgart, *The Activists. Kurt Hiller and the Politics of Action on the German Left 1914–1933*, Philadelphia 1977.

Vielleicht wirkte bei dieser Entwicklung der »logokratisch« begründete Elitarismus Hillers⁵ in nicht unerheblicher Weise mit, stand Hiller doch in dem Dauerkonflikt Fritz Küsters mit Quidde auch deshalb auf dessen Seite, weil Küster für ihn überwiegend das geistig abhängige Werkzeug Friedrich Wilhelm Foerstes darstellte, Quidde ihn indes als Politiker aus eigenem Recht, als Intellektueller von unabhängiger Haltung beeindruckte. Während also Hillers Urteil über Küster gewissermaßen als Äußerung intellektuellen Hochmuts erschien, so lag der nie zum Ende kommenden Auseinandersetzung der beiden dennoch ein konkreter politischer Dissens zugrunde, ein Konflikt, der sich aus der Einschätzung der Politik Frankreichs und Sowjetrusslands ergab. Vereinfacht und oberflächlich betrachtet, ließe sich Küsters Position in den großen Weimarer Auseinandersetzungen, so um den Vertrag von Versailles, um die Ruhrkrise, um die Reparationen als eine besonders aus antipreußischer Gesinnung gespeiste pro-französische Einstellung, Hillers Position dagegen als eine der französischen Politik in national-deutscher Sicht kritisch gegenüberstehende erklären. Überdies war Küster (ebenso wie sein Mentor Foester) weit davon entfernt, Hillers Sympathien für die junge Sowjetmacht zu teilen. Mochte auch aus der beiden Männern gemeinsamen Radikalität ihrer pazifistischen Gesinnung in dem einen oder anderen Fall eine taktische Übereinstimmung hervorgehen, so schloss doch Hillers in aller Regel bewusst verletzend Polemik bis zuletzt jede Versöhnung zwischen beiden aus. Quidde, der sich weder mit dem »revolutionären Pazifismus« Hillers noch mit dem auf Massenwirkung zielenden Pazifismus Küsters anzuwenden vermochte, blieb in dem stets persönlich gefärbten Streit zwischen Hiller und Küster streng auf seine Aufgabe als Moderator und Mediator bedacht. Jedenfalls war es nicht Hiller mit seiner um ihn gescharten kleinen »Gruppe Revolutionärer Pazifisten«⁶, sondern der auf den westdeutschen Landesverband der DFG gestützte machtbewusste Küster mit seinem im Laufe der Jahre beträchtlich angewachsenen organisatorischen Einfluss⁷, der Quidde resignieren ließ und 1929 zum Verzicht auf seine Führungsstellung veranlasste.⁸

5 Vgl. Kurt Hiller, Logokratie oder ein Weltbund des Geistes, Leipzig 1921; Leben gegen die Zeit. Bd. 1. Logos, Reinbek 1969.

6 Vgl. Rolf von Bockel, Kurt Hiller und die Gruppe Revolutionärer Pazifisten (1926–1933). Ein Beitrag zur Geschichte der Friedensbewegung und der Szene linker Intellektueller in der Weimarer Republik, Hamburg 1990.

7 Vgl. Stefan Appelius, Fritz Küster (1889–1966), in: Michael Frölich (Hg.), Die Weimarer Republik. Portrait einer Epoche in Biographien, Darmstadt 2002, S. 354–363.

8 Quiddes später Kommentar dazu: »...ich glaube, mein Hauptverdienst war, die verschiedenen Richtungen des Kartells u. sonst [?] zusammenzuhalten, ohne irgendeine an freier Betätigung zu hindern, nur nicht bei den ›Westdeutschen‹. Das lag wohl z.T. an der unduldsamen und beschränkten Persönlichkeit K. s [Küsters], z. T. an der örtlichen Trennung. Hätte ich die Führer der Westdeutschen in persönlicher Berührung in Berlin gehabt, wäre es mir vielleicht gelungen, mich mit ihnen zu verständigen, – sie zu ›zähmen...‹« Quidde an Hiller, Genf, 17. Juli 1937, in: NL Hiller.

Noch bevor Hitler und der Nationalsozialismus am 30. Januar 1933 an die Macht gelangt waren, hatten sich die erbitterten Kontroversen innerhalb der deutschen Friedensbewegung durch Auflösungserscheinungen gegen Ende der zwanziger Jahre weitgehend von selbst erledigt. Sogar aus der Perspektive der ungewissen politischen Verhältnisse der frühen dreißiger Jahre war es noch nicht ganz auszuschließen, dass es zu einem organisatorischen Neuanfang der deutschen Friedensbewegung kommen würde.⁹

Jedoch bereitete der Beginn der NS-Herrschaft solchen Chancen ein jähes Ende. Sofort waren die Anhänger der Friedensbewegung Gefahren an Leib und Leben ausgesetzt, das DFG-Führungspersonal von ehemals und alle der Friedensorganisation verbundenen Pazifisten gleichermaßen. Küster zum Beispiel, der sich nicht durch Flucht in Sicherheit bringen wollte oder konnte, erlitt mehrere Jahre hindurch Inhaftierung in Konzentrationslagern, Hiller glückte es, nach seiner mit entsetzlichen Misshandlungen verbundenen Haft, zunächst nach Prag, dann von dort nach England zu entkommen, Quidde gelangte im März 1933 von München aus in sein Schweizer Exil, von wo aus er ungeachtet der eigenen Notlage exilierte Gesinnungsgenossen, darunter Hiller, mit bescheidenen Geldzuwendungen unterstützte. Soweit sie der unmittelbaren Verfolgung hatten entgehen können, befanden sich nicht wenige der bekannten deutschen Pazifisten seit dem Frühjahr 1933 in einer trügerischen Sicherheit im Ausland.¹⁰ Sie lebten nun zumeist und zunächst in den demokratischen Nachbarländern des Deutschen Reiches. Die nach Prag entkommenen pazifistischen Hitlerflüchtlinge flohen angesichts der drohenden Einverleibung der Tschechoslowakei in den deutschen Machtbereich zumeist nach England oder nach Frankreich, seit der Niederlage Frankreichs im Sommer 1940 von dort in den meisten Fällen in die USA, falls ihnen die erneute Flucht, diesmal aus dem französischen Gastland, gelang.

Die finanzielle Unterstützung, die Hiller in seiner Exilzeit von Quidde und aus dessen Hilfsfonds für exilierte Pazifisten seit dem November 1936 empfing, förderte die emotionale Beziehung, die sich zwischen beiden aufgebaut hatte. Das lässt der briefliche Austausch von Informationen, Ratschlägen, Kommentaren, auch von Rückblicken auf die stürmischen Vorgänge in der DFG deutlich erkennen, welche die mittels Bankscheck getätigten Zahlungen und die Bestätigung ihres Eingangs häufig begleiteten.¹¹ Zunehmend gewannen Quiddes Mitteilungen an Hiller eine persönliche Färbung. Bereits bald wurde dabei für ihn die Frage wichtig, wie weit er mit öffentlichen Äußerungen politischen Inhalts gehen könne. Wie in vielen ähnlichen Fällen verwies

9 Dazu siehe Otmar Jung, Spaltung und Rekonstruktion des organisierten Pazifismus in der Spätzeit der Weimarer Republik, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 34 (1986), S. 207-243.

10 Vgl. Karl Holl, Pazifisten, in: Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen, Gerhard Paul, Lutz Winckler (Hg.), Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945, Darmstadt 1998, Sp. 570-584.

11 Dazu Karl Holl, Ludwig Quiddes Prager »Schützlinge«, in: Exil. Forschung. Erkenntnisse. Ergebnisse. 14 (1994), Nr. 2, S. 70-77.

Quidde auf das damit für ihn verbundene Risiko.¹² Bei späteren Gelegenheiten präzierte er: Er müsse unter allen Umständen vermeiden, dem NS-Regime Gründe für seine Ausbürgerung zu liefern und zwar wegen der daraus erwachsenden gefährlichen Auswirkungen für seine ihm nicht ins Exil gefolgte und in München lebende Frau.¹³ Öffentliche Angriffe auf Nazi-Deutschland seien deshalb für ihn ausgeschlossen.

Es lag nahe, dass diese Korrespondenz vor allem der materiellen Notlage der Prager Exilgenossen und den bescheidenen Möglichkeiten galt, sie zu lindern. In einem besonders bemerkenswerten Falle reichte Quiddes oft bewährte Hilfsbereitschaft weit über das bei ihm inzwischen längst erwartete und gewohnte Maß hinaus. Als sich unter der pazifistischen Prager Exilgruppe das Gerücht verbreitete, die tschechoslowakische Regierung plane die Verpflanzung deutscher Hitlerflüchtlinge in Provinzstädte, wies Hiller Quidde besorgt auf die Konsequenzen hin: Wegen ihrer ohnedies geringen Möglichkeiten des Broterwerbs aus intellektueller Tätigkeit sei für ihn wie für die anderen pazifistischen Exilgenossen die Nähe zu den Prager Bibliotheken und Zeitungsredaktionen unverzichtbar.¹⁴ Quidde bot ohne Zögern an, sich bei dem tschechoslowakischen Staatspräsidenten Edward Beneš, der ihm seit einer flüchtigen Begegnung offenbar freundlich zugetan sei, für eine Zurücknahme der Pläne einzusetzen.¹⁵

Das Schreiben Quiddes an Beneš vom 2. August 1937 enthielt die für Quiddes Haltung charakteristischen Passagen, die ihr besonderes Gewicht im Lichte der Ereignisse des folgenden Jahres erhalten sollten:

»Es wird mir gesagt, dass die Regierung bzw. der Minister des Innern einerseits einem von Berlin aus geübten Druck weiche und andererseits aus Besorgnis vor nationalsozialistischer Spionage, die sich in der deutschen Emigration eingeschlichen habe, im Staatsinteresse glaube handeln zu müssen.

Darf ich mir gestatten, dass es gegenüber jenem Druck nur eine Haltung gibt, die erfolgreich behauptet werden kann? Es ist die von Sympathien oder Antipathien unabhängige Berufung auf die einer zivilisierten Nation obliegende Pflicht der Duldsamkeit gegenüber politischen Flüchtlingen, so lange diese die Gesetze des Gastlandes respektieren und sich nicht in Verschwörungen gegen die Regierung ihres Heimatlandes

12 Quidde an Hiller, Genf, 25. November 1936, in: NL Hiller.

13 So in dem unten genannten maschinenschriftlichen Schreiben Quiddes an Edward Beneš, Genf, 2. August 1937 (Durchschrift), in: NL Hiller. Quidde blieb ohne Antwort – Die Rücksicht auf seine Frau wird von Quidde gegenüber Hiller erstmals erwähnt: Genf, 7. August 1937; erneut: Quidde an Hiller, Genf, 14. Mai 1939 (Postkarten), in: NL Hiller.

14 Hiller an Quidde, Prag, 23. Juli 1937; Hiller an Quidde, Prag, 28. Juli 1937 (Postkarten), in: Nachlass Ludwig Quidde, Bundesarchiv, Koblenz, 1212 (31), künftig: NL Quidde.

15 Quidde an Hiller, Genf, 21. Juli 1937; Genf, 26. Juli 1937; Genf, 3. Juli 1937 (Postkarten); 3. August 1937 in: NL Hiller.

einlassen. Jede Nachgiebigkeit gegenüber unberechtigten Eingriffen ermutigt zu immer neuen Forderungen.»¹⁶

Das besorgte Interesse Quiddes richtete sich in dieser Zeit ebenso stark auf das Schicksal pazifistischer Weggefährten, die NS-Deutschland nicht oder noch nicht hatten ins Exil verlassen wollen oder können. Das war zum Beispiel der Fall bei Katharina (Käthe) Kupsch, der ehemaligen Chefsekretärin der DFG und des Deutschen Friedenskartells, Quiddes »rechter Hand« während seiner Zeit im Vorsitz beider Organisationen. Danach war sie bei der Deutschen Liga für Völkerbund, dann bei der in das NS-System integrierten Nachfolgeorganisation »Deutsche Gesellschaft für Völkerbundfragen« tätig geworden.

Die Quidde aus Budapest anonym zugegangene Nachricht von ihrer Verhaftung und eine angebliche Pressemeldung von der Verhaftung der ehemaligen Reichstagsabgeordneten der Deutschen Demokratischen Partei Else (Marie Elisabeth) Lüders (1878–1966) waren mehrfach Gegenstand von Überlegungen und Vermutungen in seiner Korrespondenz mit Hiller.¹⁷ Quidde konnte Hiller am 27. August 1937 von einer erneuten anonymen Nachricht aus Budapest berichten, in der er gebeten wurde, von weiteren Postsendungen an Käthe Kupsch abzusehen, da sie »deswegen Unannehmlichkeiten« habe. Daraus lässt sich schließen, dass sie durch derartige Sendungen (auch Quiddes?) ins Visier der Gestapo geraten war.¹⁸ In den nächsten Wochen lagen Quidde weitere Informationen aus mehreren Quellen über sie vor. Sie sei »so unvorsichtig gewesen« und habe »ihr zugegangene verbotene Drucksachen weiter gegeben, gar nicht um Propaganda zu machen«, obwohl sie »genau wusste, dass sie unter Beobachtung stand.« Sie sei »mit genauer Not [...] dem Gefängnis u. dem Volksgericht entgangen.« Sie dürfe keine »halbpolitische Stellung mehr annehmen« und hoffe »ins Ausland gehen zu können.«¹⁹ Ihre Hoffnung auf eine Immigration in die USA sollte sich – nach Jahren in prekären beruflichen Stellungen und unter ständiger Bedrohung durch Überwachung und Verhaftung – erst nach Kriegsende, gegen Ende der vierziger oder zu Beginn der fünfziger Jahre erfüllen.²⁰

16 Hiller, der von einem der deutschen Emigration zugemuteten »Massentransfer in Indianerreservationen« schrieb, übermittelte Quidde für seinen Schritt »namens aller meinen innigen Dank«: Hiller an Quidde (maschinenschriftlich, Durchschrift), Prag, 5. August 1937, in: NL Hiller.

17 Quidde an Hiller, Genf, 3. August 1937; Hiller an Quidde, Prag, 5. August 1937 (maschinenschriftlich, Durchschrift); Quidde an Hiller, Genf, 7. August 1937 (wie Anm. 12, Postkarte); Quidde an Hiller, Paris, 27. August 1937 (Postkarte); alle in NL Hiller.

18 So Quiddes Vermutung: Quidde an Hiller, Genf, 1. September 1937, in: NL Hiller.

19 Quidde an Hiller, 24. September 1937, in: NL Hiller

20 So nach der im Nachlass Veit Valentin, S1/1-309, Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main, in Kopie vorliegenden Korrespondenz zwischen Käthe Kupsch und Kurt Grossmann aus den Jahren 1946 bis 1948: Grossmann an Kupsch, o. O., 29. Juli 1946, maschinenschriftlich, Durchschrift; Kupsch an Grossmann, Berlin-Zehlendorf, 22. August 1946, maschinenschriftlich; Grossmann an Kupsch, o. O., 19. November 1946; Kupsch an Grossmann, 7. Januar 1947, maschinenschriftlich, Durchschrift; Grossmann an Kupsch, Kew Gardens, New York, 22. Februar 1947,

Seine aktive Teilnahme am Kongress der Friedensgesellschaften in Paris Ende August 1937 hinderte Quidde nicht, sich dem »*Schicksal von Todeskandidaten des Hitler-Regimes*« zuzuwenden, wie er Hiller wissen ließ. Die Frau des zum Tode verurteilten früheren Reichstagsabgeordneten Robert Stamm habe ihn aufgesucht, und er habe »*ausländische Kongress-Mitglieder zu einer Aktion (natürlich auch für Lilo Herrmann u. Genossen) beim deutschen Botschafter veranlasst.*«²¹

Als Quidde am 23. März 1938 seinen achtzigsten Geburtstag beging, befand sich unter den Gratulanten auch Hiller und zwar mit einer warmherzigen Huldigung.²² Hillers Glückwunschartikel, für den er von Quidde Detailinformationen erhalten hatte, war gestimmt auf den Ton aufrichtiger Verehrung, der die Erinnerung an Meinungsverschiedenheiten keinen Abbruch tat. Er erwähnte die wissenschaftlichen Leistungen Quiddes, hob – mit Seitenhieben gegen Quiddes Widersacher – besonders dessen Verdienste um die deutsche Friedensbewegung hervor, er gedachte Quiddes als Autor des »Caligula«, er rühmte Quiddes noble Gesinnung und unabhängige Haltung und sprach verächtlich über die Deutsche Demokratische Partei (DDP), Quiddes parteipolitische Heimat zwischen 1919 und 1930, die es nicht über sich gebracht habe, Quidde seinem geistigen und politischen Rang gemäß im Dienste der Republik einzusetzen. Nicht alle pazifistische Aktivisten teilten Hillers mit gewohnter Schärfe formulierten Urteile über Quiddes Gegner in der Friedensbewegung:

maschinenschriftlich, Durchschrift; Kupsch an Grossmann, Berlin-Zehlendorf, 16. Oktober 1947, maschinenschriftlich; Grossmann an Kupsch, o. O., 31. Januar 1948, maschinenschriftlich. Besonders in ihrem Brief an K. Grossmann vom 22. August 1946 berichtet K. Kupsch über ihre ständige Gefährdung im NS-Staat. – Dass Käthe Kupsch zu den Mitgliedern der deutschen Friedensbewegung gehörte, welche die NS-Herrschaft überlebt hatten, hatte Grossmann der Liste entnommen, die Hans Wehberg 1946 in der »Friedens-Warte« veröffentlichte: »Aus der deutschen Friedensbewegung«, in: Die Friedens-Warte, 46. Jahrgang, Nr. 3, 1946, S. 155-159 (S. 156). – Vgl. Lora Wildenthal, Human Rights Activism in Occupied and Early West Germany: The Case of the German League for Human Rights, in: The Journal of Modern History, Vol. 80, Nr. 3, September 2008, S. 515-556 (S. 528 f.)

21 Quidde an Hiller, Genf, 24. September 1937, in: NL Hiller; Robert Stamm (1900–1937), war Mitglied des Reichstages (KPD) vom Juli 1932 bis zum 30. März 1933, wurde am 27. März 1933 verhaftet, am 4. Juli 1937 zum Tode verurteilt und am 4. November 1937 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. – Liselotte (Lilo) Herrmann (1909–1938) war als Studierende der Biologie und Chemie an der Technischen Hochschule Stuttgart und an der Universität Berlin im Kommunistischen Jugendverband Deutschlands und in der KPD tätig und beteiligte sich am Widerstand gegen das NS-Regime. Nach ihrer Festnahme im Dezember 1935 wurde sie nach langer Untersuchungshaft am 12. Juni 1937 in Stuttgart zum Tode verurteilt und nach einem weiteren Jahr Gefängnisshaft am 20. Juni 1938 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

22 Kurt Hiller, Ludwig Quidde achtzig Jahre; in: Kurt Hiller, Profile. Prosa aus einem Jahrzehnt, Paris 1938, mit einer längeren Nachbemerkung abgedruckt in: Kurt Hiller, Köpfe und Tröpfe. Profile aus einem Vierteljahrhundert, Hamburg-Stuttgart 1950, S. 231-237. – Quidde dankte Hiller, Genf, 10. März 1938, in: NL Hiller.

»Ihr Artikel hat begreiflicher Weise die Entrüstung von Lehmann-Rußbült²³ erregt. In seinem Gratulationsbrief hielt er mir ein Sündenregister vor und verlangte dann, dass ich Ihrem Artikel öffentlich entgegenträte. Das tue ich natürlich nicht, wenn ich es auch lieber gesehen hätte, wenn die Spitzen gegen die ›Subalternen‹, d. h. Küster und Genossen, bei dieser Gelegenheit gefehlt hätten, wie auch der scharfe Ausfall gegen [Friedrich] Ebert. Aber dann wäre es ja kein echter Hiller gewesen.«

Indes war in Hillers Hommage für Quidde vor allem das Thema der lebenslangen Enttäuschung angeschlagen, die Quidde empfand, wenn er sich die geringe Wirkung seines politischen Engagements vor Augen hielt und wenn er seine persönliche Erfolglosigkeit als herausragendes Mitglied der linksliberalen Parteien bilanzierte, denen er im Kaiserreich und in der Weimarer Republik angehört hatte. Er brachte Hiller gegenüber seine Ablehnung des Friedensvertrags von Versailles und die heftige Kritik in Erinnerung, die er damals aus der Mitte der deutschen Friedensbewegung deshalb erfahren habe.²⁴ Obwohl Quidde mit seiner Haltung dem Versailler Vertrag gegenüber andererseits der Mehrheitsentscheidung der DDP eine der Partei durchaus willkommene pazifistische Begründung verschafft hatte, blieb ihm die erhoffte Anerkennung durch seine Partei mit einer Aufstellung als Kandidat für die Reichstagswahl vom 6. Juni 1920 versagt. Damit hatte die Befürchtung der von dem Kapp-Lüttwitz-Putsch vom März 1920 in Panik versetzte DDP-Führung ihren Ausdruck gefunden, die Partei werde Stimmenverluste an die rechtsliberale Konkurrenzpartei, die Deutsche Volkspartei Gustav Stresemanns, erleiden: vor allem wegen ihrer Teilnahme an der Koalition mit SPD und Zentrumspartei, wegen der wirtschafts-, sozial- und kulturpolitischen Zugeständnisse, die sie dabei hatte machen müssen, und wegen der Friedensbedingungen, die um so härter empfunden wurden, wenn man sie an den illusionären Erwartungen an einen »pazifistischen«, einen »Wilson-Frieden«, maß. Die Ausbootung Quiddes als Kandidat für ein Reichstagsmandat hatte insofern als eine bewusste Distanzierung der Partei vom Pazifismus gelten sollen.²⁵

23 Otto Lehmann-Rußbült (1873 – 1964), führender Repräsentant der deutschen Friedensbewegung und politischer Publizist, Gründungsmitglied des »Bundes Neues Vaterland« und von dessen Fortsetzung, der »Deutschen Liga für Menschenrechte«, deren Generalsekretär 1922–1926, emigrierte 1933 über die Niederlande nach England, von wo er 1951 nach Berlin zurückkehrte.

24 Quidde an Hiller, Genf, 6. Dezember 1937 (Postkarte): *»Ich bin s. Z. wegen Ablehnung des Versailler Diktats von einem Teil d. Pazifisten, insb.[esondere] Lehmann [Otto Lehmann-Rußbült] sehr erbittert angegriffen worden. Ich habe darauf erwidert, es sei ja schön, dass L. u. Genossen so national geworden seien; denn v. nat. [vom nationalen] Standpunkt konnte man natürlich sehr zweifeln, ob annehmen oder ablehnen, während unter pazif[istischem] Standpunkt Ablehnung unbedingt geboten war. Vielleicht mein größter rednerischer Erfolg war meine Rede zu den Friedensbedingungen in der Aula der Berl[iner] Universität im Mai 19. Ich war der einzige von 15 Rednern, der ganz frei sprach. Alle anderen lasen Manuskripte.«*

25 Dazu die Information Quiddes an Hiller, Genf, 10. März 1938, in: NL Hiller: *»Sie stellten [...]die Frage, weshalb ich 1920 nicht wieder aufgestellt sei. Darauf habe*

Mit Bitterkeit erläuterte er Hiller, wie er inzwischen gerade in Bayern und besonders in München, auf seinem langjährigen politischen Wirkungsfeld, die Unterstützung seiner Partei ungeachtet seiner erheblichen Verdienste um sie eingebüßt hatte:²⁶

»Man konnte den Pazifisten, dem man im Nov. 18 zugejubelt hatte, nicht mehr brauchen. Außerdem hatte man in meiner Abwesenheit die Satzungen des Demokr.[atischen] Vereins München rückwärts revidiert und alle wichtigen Befugnisse der Generalversammlung an einen ›Vertretertag‹ übertragen. Dieser war, wie ein Freund sagte, ›die Crème der Elite des Spießbürgertums‹. In der Generalversammlung würde ich, wie Freunde meinten, noch immer die Mehrheit für mich gewonnen haben. Bei den Spießern des ›Vertretertages‹ war ich verloren. Hatte ich doch gegen den Kapp-Putsch zum Generalstreik aufgefördert! Wichtiger die Wirkung der Friedensbedingungen.«

Seit dem Scheitern aller Hoffnungen auf eine universitäre Karriere als Folge des »Caligula«-Skandals²⁷ hatte Quidde auf eine Kompensation in Gestalt einer erfolgreichen politischen Laufbahn hingearbeitet. Seine kommunalpolitische Tätigkeit in München, dann sein Wirken als Abgeordneter des Bayerischen Landtags konnten in einer derartigen Perspektive allenfalls als Vorbereitung und als Vorstufe neuer Aufgaben als Mitglied des Reichstags dienen. Das hätte ihm dann für seine demokratischen und pazifistischen Überzeugungen gleichermaßen eine Tribüne verschafft. Und doch blieb ihm außer für die Zeit als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung 1919/20 die Erfüllung dieser Wünsche versagt.

Die ihn zeitlebens schmerzende Enttäuschung über das Ausbleiben des erträumten Erfolgs hatte einen frühen Anlass. Hiller gegenüber setzte er auseinander, wie die Serie seiner politischen Misserfolge angefangen hatte: als er 1898 als Kandidat der Deutschen Volkspartei²⁸, der fast ausschließlich in

ich ja geantwortet. Ergänzen möchte ich nur, dass Petersen mir sagte, er sei dafür, meinen Namen auf die Reichsliste zu nehmen. Ob er ernsthaft dafür eingetreten ist, weiß ich nicht.« Carl Petersen, (1868–1933) war im Dezember 1919 nach dem Tod Friedrich Naumanns zum Vorsitzenden der DDP gewählt worden.

26 Quidde an Hiller, Genf, 10. Januar 1938 (Postkarte), in: NL Hiller.

27 Der Skandal, der durch die Veröffentlichung der gegen Kaiser Wilhelm II. gerichteten satirischen Schrift Quiddes »Caligula. Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn« 1894 ausgelöst wurde. Vgl. Karl Holl – Hans Kloft – Gerd Fesser, Caligula. Wilhelm II. und der Cäsarenwahnsinn. Antikenrezeption und wilhelminische Politik am Beispiel des »Caligula« von Ludwig Quidde, Bremen 2001; Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Ludwig Quidde, Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus, Frankfurt a. M. 1977.

28 Zur Entstehung, Geschichte, Programmatik und Wirksamkeit der Partei siehe Dieter Langewiesche, Liberalismus und Demokratie in Württemberg zwischen Revolution und Reichsgründung, Düsseldorf 1974, S. 317-324; 335-377; 410-423; Ludwig Elm, Süd-Deutsche Volkspartei (SDVp) 1868–1910. Deutsche Volkspartei, in: Dieter Fricke (Hg.) und Herausgeberkollektiv, Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789–1945), Bd. 4, Köln 1986, S. 171-179.

Süddeutschland als Bewahrer der Tradition der Märzrevolution tätigen linksbürgerlichen »Demokraten«, im bayerischen Reichstagswahlkreis 6 (Pfalz-Kaiserslautern) vergeblich nach einem Reichstagsmandat strebte²⁹:

»Die größte Enttäuschung in meinem polit.[ischen] Leben, auch von dauernder (negativer) Bedeutung für meine Entwicklung war die Niederlage bei der Reichstagswahl in Kaiserslautern 1898. Jedermann, auch jeder Gegner hielt meinen Sieg für sicher, d. h. Stichwahl gegen den Agrarier Roesicke³⁰ u. dann Wahl mit Hilfe der Soz. D. [Sozialdemokraten]. Stattdessen kam der Soz. Dem. [Sozialdemokrat] mit 400 Stimmen Vorsprung in die Stichwahl u. unterlag dem Agrarier, obwohl die Demokraten für ihn eintraten. Hauptursache meiner Niederlage: zu große Siegeszuversicht der Parteifreunde u. falsche Taktik vom Wahlkampfleiter aufgezwungen. Taktik: Wahlkampf nur mit Front gegen rechts, da wir Soz. [die Sozialdemokraten] für die Stichwahl brauchten.

Damals hätte sich mir im Reichstag eine große Wirksamkeit geboten; denn unsere politisch fähigen Führer Payer³¹ und Haußmann³² waren im württemb.[ergischen] Landtag festgelegt u. gaben nur hier u. da Gastrollen im Reichstag. Bei wichtigsten Gelegenheiten musste Eugen Richter³³ uns mitvertreten. Es wäre mir ganz von selbst die Vertretung der Partei bei den meisten politisch wichtigen Aktionen zugefallen u. ich würde mir (damals 40jährig) eine Stellung im Reichstag verschafft haben. Dem kann ich noch heute nachtrauern – Schade!«

Solche Reminiszenzen an wichtige Vorgänge in seinem Leben hat Quidde anscheinend in größerem Umfang Hiller zugänglich gemacht.³⁴ Sie sollten ihm offenbar als eine Grundlage für die Abfassung seiner Lebenserinnerungen oder auch nur der Erinnerungen an seine Jugendzeit dienen, wie sich aus einer an Hiller gerichteten Bitte entnehmen lässt:

»Sie könnten wohl so gut sein, mir meine Ergänzungen zu den autobiogr.[aphischen] Notizen zurückzuschicken. Ich werde sie vielleicht brauchen können, da ich versprochen habe, wenn ich 80 Jahre alt wäre, mit der Niederschrift meiner Memoiren zu beginnen. Ich habe auch schon allerhand Material dafür gesammelt. Augenblicklich bin ich dabei, mir für die Schilderung des Bremens meiner Knabenjahre die Ausrufe der

29 Quidde an Hiller, Genf, 27. Dezember 1937, in: NL Hiller.

30 Gustav Roesicke (1856–1924), in der Reichstagswahl 1898 Kandidat für den Bund der Landwirte.

31 Friedrich von Payer (1847–1931), Mitglied des Reichstages und der Württembergischen Abgeordnetenversammlung.

32 Conrad Haußmann (1857–1922), Mitglied des Reichstages und der Württembergischen Abgeordnetenversammlung.

33 Eugen Richter (1838–1906), führend in der Deutschen Fortschrittspartei, der Deutschen Freisinnigen Partei, der Deutschen Freisinnigen Volkspartei, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, des Reichstages des Norddeutschen Bundes, ab 1871 des Deutschen Reichstags.

34 So Quidde an Hiller, Genf, 18. Dezember 1937, in: NL Hiller.

Straßenverkäufer zu vergegenwärtigen u. meine Erinnerung durch Auskünfte an Ort u. Stelle zu kontrollieren.«³⁵

Bevor deutsche Truppen im März 1939 in den tschechischen Reststaat einmarschierten, war es Hiller im Dezember 1938 gelungen, sich durch einen Flug von Prag nach England in Sicherheit zu bringen und der drohenden Verhaftung durch Nazi-Verfolgung zu entgehen.³⁶

Das die Vernichtung des tschechoslowakischen Staates einleitende Münchener Abkommen hatte Quidde mit schneidender Kritik an der britischen und französischen Politik kommentiert,³⁷ so, wie er vorher mit Verachtung über den gewaltsamen »Anschluss« Österreichs an Deutschland geurteilt hatte. Eine den »Anschluss« in einem Brief an den vormaligen Präsidenten der Deutsch-Böhmischen Völkerbundliga vom 25. Juni 1938 geißelnde Stellungnahme Quiddes hatte für Quidde fatale Folgen: Die Entdeckung des Briefes bei seinem Empfänger – Dr. Nelböck in Brünn – Anfang 1940, nach Errichtung des »Reichsprotectorats Böhmen und Mähren« führte zur Ausbürgerung Quiddes.³⁸

Quiddes Ehefrau starb am 25. April 1940 in München. Im Exil deutscher Pazifisten mochte der eine oder andere, der die Rücksichtnahme Quiddes auf das gefährdete Leben seiner Frau bisher respektiert hatte, erwarten, Quidde werde jetzt seine Stimme gegen das NS-Reich erheben. Zu ihnen gehörte auch Hiller, der auf die Nachricht vom Tode von Quiddes Frau mit einem Kondolenzbrief besonderer Art reagierte.³⁹ In seinem Brief in französischer Sprache drückte er Quidde nicht nur sein Beileid aus, sondern forderte ihn auf, sich nunmehr, gestützt auf sein Ansehen, in den Kampf gegen den Nationalsozialismus einzureihen:

»... Ich wäre sehr glücklich, wenn Sie von nun an nichts mehr hinderte, uns Ihre Unterstützung zu leihen. Ihr Name hat seinen guten Klang im Ringen mit der Barbarei nie eingebüßt, Sie sind der Mann des Friedens-Nobelpreises, und die Kühnheit, mit der Sie die alte und die neue Verpreußung bekämpft haben, bleibt unvergessen. Zwar bestehen gewisse Meinungsverschiedenheiten zwischen Ihnen und der politischen Gemeinschaft, in der ich mit einigen meiner Freunde arbeite, aber heute sind diese Unterschiede bedeutungslos, und die großen Ideen, die uns gemeinsam sind, werden den Sieg davontragen. Wenn Sie es möchten, könnte ich Ihnen Vorschläge machen...«⁴⁰

35 Quidde an Hiller, Genf, 5. Januar 1938, in NL Hiller. – Die Aufgabe des »Kontrollierens« hatte Quidde seinem Bruder Rudolf zugedacht. Siehe: Holl, Ludwig Quidde, S. 567 f.

36 Hiller meldete Quidde sofort sein Eintreffen in London: Hiller an Quidde, London, 17. Dezember 1938, (Postkarte, maschinenschriftlich), in: NL Quidde (wie Anm. 14); Quidde beglückwünschte Hiller umgehend: Quidde an Hiller, Genf, 20. Dezember 1938, Postkarte, in: NL Hiller.

37 Quidde, Deutschlands Rückfall in Barbarei, S. 111-115 (»Die Kehrseite des Friedens«).

38 Siehe Holl, Quidde, S. 550, S. 580 f.

39 Hiller an Quidde, London, 23. Mai 1940 (maschinenschriftlich), in: NL Hiller.

40 »... Je serais très heureux si, dorénavant, rien ne vous empêche plus de nous

Quidde konnte die Mahnung nicht missverstehen. Indes erklärte er sich außerstande, Hillers Aufforderung gerecht zu werden. Es sei »*ein Irrtum*«, dass der Tod seiner Frau ihn »*frei mache für den offenen Kampf gegen die Nazis*«, antwortete er Hiller.⁴¹ Zunächst sei er »*durch die sehr schwierige u. komplizierte Ordnung des Nachlasses [seiner Frau] gefesselt*.« Den Ausschlag für Quiddes Haltung gab ein anderes Argument: »... *Dann aber hat die Entwicklung des Krieges ein Hindernis geschaffen, an das ich früher nicht gedacht habe. Ich hier habe die Panik für unbegründet gehalten, die sich nach dem Einmarsch der Deutschen in Belgien u. Holland eines großen Teiles der Emigranten in der Ostschweiz und auch vieler Schweizer bemächtigte. Es setzte damals eine förmliche Massenflucht aus Zürich, Basel usw. ein. Ich glaube auch jetzt an keine nahe ernste Gefahr für die Schweiz, u. ich hoffe, dass in absehbarer Zeit der Rückschlag eintritt. Aber ich darf nicht außer Acht lassen, dass möglicherweise einmal die Deutschen hier einrücken. Meine Absicht ist, dann ruhig zu bleiben. Flucht wäre wohl kaum möglich. Aber einfache Vorsicht gebietet, sich nicht selbst ans Messer zu liefern...*«

Quidde schloss mit der Ankündigung einer anonymen Sendung und beschwor Hiller, »*die Anonymität streng zu respektieren*.« Zur gerechten Würdigung von Quiddes Stellungnahme bedarf es der Vergegenwärtigung der damaligen Situation im Verlauf des Zweiten Weltkrieges. Die gemeinsame Kriegführung Frankreichs und Großbritanniens stand vor ihrem Ende. Denn der unaufhaltbare deutsche Vormarsch zwang zwischen dem 28. Mai und dem 3. Juni 1940 das zuletzt um Dünkirchen zusammengezogene britische Expeditionskorps, sich über den Ärmelkanal nach England zurückzuziehen. Unter dem Druck der Entwicklung schloss Frankreich am 22. Juni 1940 einen Waffenstillstand mit Deutschland, während Großbritannien den Krieg fortsetzte. Angesichts dieser Lage würde es Quiddes mentaler Verfassung im Frühsommer 1940 wohl nicht ganz gerecht, in seiner Absage an die Aufforderung Hillers, sich dem offenen Widerstand gegen das NS-Regime aus dem Exil heraus anzuschließen, nur einen bestimmten Charakterzug Quiddes bestätigt zu finden: seine nicht selten gezeigte Neigung, endgültige Entscheidungen zu vermeiden. Indes, auch bei seiner Reaktion auf Hillers Drängen wählte Quidde eine jenen Charakterzug in gewisser Weise bestätigende Lösung.

Die Hiller von Quidde angekündigte anonyme Sendung⁴² bestand aus dem Entwurf für ein Flugblatt, das Quiddes zwischen passiver Verachtung des NS-Regimes und ihrer aktiven Bekundung schwankendes Verhalten dokumentiert. Adressaten waren außer Hiller zwei weitere im Londoner Exil lebende deutsche

donner votre aide. Votre nom n'a pas cessé d'être sonore dans le domaine de l'action antibarbare, vous êtes l'homme du prix Nobel, et l'on n'a pas oublié la bravoure avec laquelle vous avez combattu le prussianisme ancien et le prussianisme nouveau. Il est vrai qu'il y a de certaines différences entre vos opinions et celles de la contrée politique où je travaille avec quelques-uns de mes amis; mais à présent ces différences sont sans importance, et les grandes idées l'emportent! Si vous le voulez, j'aurais des propositions à vous faire...«

41 Quidde an Hiller, Genf, 7. Juni 1940 (Postkarte), in: NL Hiller.

42 Zweiseitiges maschinenschriftliches Dokument, mit der handschriftlichen Notiz Hillers »anonym von Ludwig Quidde, Genf, 7/VI 40 verschickt«, in: NL Hiller.

Wortlaut des Flugblattentwurfs von Ludwig Quidde, 1940:

D e u t s c h e S o l d a t e n !

Überlegt einmal, ob es nicht wahnsinnig ist, dass Ihr für die Verbrecherbande, die heute Deutschland beherrscht und vergewaltigt, Euer Leben einsetzt.

V e r b r e c h e r b a n d e ?

Jawohl! Sind es nicht Verbrecher, die (wie Göring im vertrauten Kreise ganz offen sich rühmte) den Reichstag angesteckt haben und dann dieses Verbrechen den Kommunisten in die Schuhe schoben, um bei den Wahlen eine wüste Hetze gegen diese entfesseln zu können?

Jawohl! Sind es nicht Verbrecher, die durch schamlosen Verfassungsbruch, indem sie die kommunistischen Mandate einfach kassierten, sich die Zweidrittelmehrheit verschafften, die sie für die Vollmachten brauchten, mit deren Hilfe es gelang, »streng gesetzlich« alle Freiheitsrechte abzuwürgen?

Jawohl! Sind es nicht Verbrecher, die in den Konzentrationslagern Tausende von politischen Gegnern auf das barbarischste misshandelt, zu Tode geprügelt, ja noch viel grausamer geschunden haben?

Jawohl! Sind es nicht Verbrecher, die zum Entsetzen aller anständigen Antisemiten die Juden, als ob sie keine Menschen wären, gehetzt, misshandelt und ausgeplündert haben?

Jawohl! Sind es nicht Verbrecher, die, während große Teile des Volkes darben, die öffentlichen Kassen und Sammlungen plündern, große Reichtümer ansammeln, in unerhörtem Luxus leben und Millionen ihres gestohlenen Besitzes ins Ausland verschieben?

Jawohl! Sind es nicht Verbrecher, die in der Person des Führers Wortbruch, Vertragsbruch, Lüge zum Grundsatz der Politik machen, ja verherrlichen?

Jawohl! Sind es nicht Verbrecher, die das heilige Recht jedes Menschen auf Gewissensfreiheit, auf das Recht, die eigene Überzeugung frei zu äußern, brutal vergewaltigen, so dass in Deutschland, wie Ihr alle wisst, niemand mehr wagen darf, außer im vertrauten Kreise, ein Wort der Kritik an dem herrschenden Regime zu äußern?

Jawohl! Sind es nicht Verbrecher, die den Krieg unter Vorwänden, die Niemand ihnen glaubt, in fremde Länder tragen und freie Nationen elend knechten, zuerst die Tschechen, dann die Polen, weiter die Dänen, die Norweger, zuletzt die Holländer und die Belgier?

Glaubt Ihr wirklich, dass diese Verbrecherherrschaft Bestand haben kann? Sie muss, trotz der bisherigen militärischen Erfolge, eines Tages mit einem furchtbaren Zusammenbruch enden.

Überlegt, was deshalb Eure Pflicht, zugleich Euer persönliches Interesse gebietet! Helft, die Menschheit und unser geliebtes Deutschland von der Verbrecherbande befreien! Rettet zugleich Euer eigenes Leben!

D e u t s c h e E m i g r a n t e n,
die um ihre Landsleute trauern.«

Pazifisten: Otto Lehmann-Rußbüldt und der zu Quiddes Prager »Schützlingen« gehörende Wilhelm Sternfeld [Quidde schrieb fälschlich »Sternberg«] sowie der Qidde gut bekannte britische Historiker, Pazifist und linksliberale Politiker George Peabody Gooch. Qidde bat sie, »*das Blatt an die zuständige Stelle der englischen Propaganda zu befördern und dabei die Anonymität des Absenders zu wahren.*« Qidde gab als Zweckbestimmung des Flugblattes an, »*in Massen über den deutschen Linien abgeworfen zu werden.*«

Das Flugblatt – eine Aufforderung zur Desertion und zur Kapitulation – schloss mit dem darin enthaltenen Register der elementaren Verbrechen des NS-Regimes an Quiddes erste unveröffentlicht gebliebene Abrechnung mit dem Nationalsozialismus aus dem Jahre 1933⁴³ an und aktualisierte diese, indem es sich zugleich auf die mit Mitte 1940 herrschende Situation bezog. Die Absicht, sich dabei an die deutschen Soldaten in ihrer Gesamtheit zu wenden, scheint eine Erklärung für die befremdliche Wendung »anständige Antisemiten« zu liefern.

Quidde war es nicht vergönnt, das Ende dieses Krieges und der NS-Herrschaft zu erleben. Es blieb ihm damit erspart, zu erleben, in welchem Ausmaß seine Prophezeiung »*eines furchtbaren Zusammenbruchs*« in Erfüllung gehen würde. Er starb in seinem Genfer Exil am 5. März 1941. Hiller kehrte 1955 aus der Emigration nach Deutschland zurück und lebte seitdem in Hamburg, wo er am 1. Oktober 1972 starb.

43 Siehe Anm. 3: Ludwig Quidde, Deutschlands Rückfall in Barbarei, S. 19 - 110 (S. 19 - 100).

Projekt 6/53

Ein gescheiterter Passagierschiffsentwurf des Bremer Vulkan für den Norddeutschen Lloyd

Von Harald Focke

1. Rettung vor dem Reißwolf

»Verloren geglaubt, doch wieder gefunden« schrieb der 82-jährige Joachim Buchwald aus Bremen-Aumund im August 2008 in markanten Großbuchstaben auf die Rückseite einer Zeichnung im ungewöhnlichen Format 21 mal 39 Zentimeter. Beim Kramen in den Tiefen seiner maritimen Sammlung hatte er sie nach mehr als fünf Jahrzehnten zufällig entdeckt. Zwei Tage später lag die Abbildung auf dem Schreibtisch des Verfassers. Sie entspricht nicht dem Originalformat, sondern ist im damals üblichen Lichtpausverfahren stark verkleinert worden.¹ Die Vorderseite des längst vergilbten Blattes zeigt den Seitenriss eines Passagierschiffs. Die winzige hellbraune Beschriftung auf Buchwalds Blatt ist selbst mit der Lupe kaum zu entziffern. Rechts unten steht »Projekt

1 Nach Buchwalds sonst so zuverlässiger Erinnerung entstand der Entwurf 1954, so dass ich in meinen bisherigen Veröffentlichungen dieses Jahr genannt habe, auch in meinem Beitrag »Wieder auf allen Meeren«. 1945 bis 1970. In: Dirk J. Peters (Hrsg.), Der Norddeutsche Lloyd. Von Bremen in die Welt. »Global Player« der Schifffahrtsgeschichte, Bremen 2007, S. 75-95, hier S. 85. – Informationen aus der Vulkan-Perspektive für diesen Aufsatz verdanke ich einem Gespräch mit Joachim Buchwald am 21. Februar 2009 in Bremen-Aumund sowie Telefonaten und Briefen. Ohne die bei der Geschichtsschreibung über den ND L nach 1945 inzwischen bewährte Methode der Zeitzeugenbefragung wäre dieser Aufsatz wie viele meiner bisherigen Veröffentlichungen zur Schifffahrtsgeschichte nicht möglich gewesen. Um zu verlässlichen Ergebnissen zu kommen, erfordert diese personalisierende Methode allerdings eine Gegenrecherche. Daher habe ich alle Hinweise, Namen und Daten aus Buchwalds Erinnerung anhand anderer Quellen überprüft und teilweise ergänzt. Manche Informationen beruhen allein auf mündlicher Überlieferung, da keine anderen Unterlagen nutzbar waren. Zur Befragungsmethode siehe die Erläuterungen im Vorwort meines Buches »Mit dem Lloyd nach New York«. Erinnerungen an die Passagierschiffe BERLIN, BREMEN und EUROPA, Bremen 2004, S. 8 f., und die Hinweise in meinem Aufsatz »Von der Maßenfertigung zum Standardprogramm. Schiffsinnenausbau beim Bremer Vulkan 1952–1982«. In: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, Bd. 86 (2007), Bremerhaven 2008, S. 213-248, hier S. 214 f. Joachim Buchwald hat freundlicherweise das fertige Manuskript noch einmal überprüft. Karsten Kunibert Krüger-Kopiske (Hamburg) danke ich für die Erlaubnis, seine Seitenrisse der ND L-Passagierschiffe abzdrukken (aus: Die Schiffe von Hapag-Lloyd. Zeichnungen und Lebensläufe. Hamburg 2003). Ganz besonders danke ich ihm, dass er eigens für diesen Aufsatz das BV-Projekt und Buchwalds alternativen Entwurf als Lloyd-Liner gezeichnet hat.

6/53«. ² Es ist der erste Plan eines deutschen Nordatlantik-Liners nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Bremer Vulkan hat ihn 1953 für den Norddeutschen Lloyd als künftige BREMEN entworfen.

Buchwald, seit 1952 beim Vulkan und von 1955 bis 1986 sein Chefinnenarchitekt, nahm die Kopie Anfang 1954 mit nach Hause. Dienstlich wurde sie nicht mehr benötigt: Das Projekt war gescheitert. Erst 2004 machte Buchwald den Entwurf bekannt. ³ »Bei der Ausstattung unserer Frachter haben wir immer wieder experimentiert, um zu zeigen, was wir konnten. Dadurch haben wir uns neue Aufträge erhofft«, sagt Buchwald. »Ein großes Passagierschiff hätten wir schon damals liebend gern gebaut.« ⁴

Obwohl das »Projekt 6/53« kein Initiativangebot der Werft war, sondern auf Wunsch des NDL geplant wurde, kam es über das Reißbrett nicht hinaus. Eine werftinterne Alternative, die Buchwald wenig später als handliches Holzmodell vorlegte, hatte erst recht keine Chance. Trotz beachtlicher technischer und ästhetischer Qualitäten scheiterten beide Entwürfe an zu hohen Baukosten.

Entwurfsaufträge an nur einen Schiffbauer wie in diesem Fall vom Norddeutschen Lloyd an den Vulkan waren in den 1950er Jahren eher selten. Üblicherweise reagierten mehrere Werften gleichzeitig mit Angeboten auf Ausschreibungen einer Reederei. Meist entstanden zunächst grobe, nicht durchkonstruierte Konzepte mit Generalplan. Oft variierten sie frühere Entwürfe der Konstruktionsabteilung. Auf dieser Grundlage erstellten die Kalkulatoren ein tragfähiges Angebot, das der Reederei in der Hoffnung auf Auftragserteilung übermittelt wurde. Nach einer branchenüblichen Faustregel wurde aus zehn eingereichten Konzepten lediglich eine feste Order.

- 2 Die Zahl links des Schrägstrichs gibt die werftinterne Projektnummer an, die zweistellige Ziffer rechts das Jahr, hier also das Projekt Nr. 6 des Jahres 1953.
- 3 Von einem Liner-Projekt des Bremer Vulkan für den NDL war in der schifffahrts-historischen Literatur bislang keine Rede, nicht in Kludas' Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt und auch nicht in Thiels fünfbandiger Lloyd-Dokumentation, sodass ich davon ausgehen kann, dass es bis zu meiner Veröffentlichung 2004 unbekannt war (s. Anm. 4). Siehe Reinhold Thiel, Die Geschichte des Norddeutschen Lloyd 1857–1970, Band V: 1945–1970, Bremen 2006, sowie Arnold Kludas, Die Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt, Band V: Eine Ära geht zu Ende 1930 bis 1990, Hamburg 1990. Vielleicht erfahren wir mehr über dieses wichtige Projekt in Reinhold Thiels breit angelegter Werftchronik, die seit 2008 unter dem Titel »Die Geschichte des Bremer Vulkan 1805–1997« im Bremer Hauschild-Verlag erscheint. Der abschließende dritte Band über die Zeit nach 1945 ist 2010 zu erwarten.
- 4 Gespräch am 1. März 2003 in Bremen-Aumund. Buchwald stellte mir die Zeichnung im August 2008 zur Verfügung. Das war der Anlass zu diesem Beitrag. – Buchwald hat erstmals in Harald Focke, Mit dem Lloyd nach New York. Erinnerungen an die Passagierschiffe BERLIN, BREMEN und EUROPA, Bremen 2004, S. 24–27, von dem Passagierschiffsprojekt des NDL und seiner Alternative berichtet. Dort und in der unten genannten Publikation des Verfassers finden sich knappe biografische Angaben zu Buchwald, der die Vulkan-Schiffe 34 Jahre lang prägte. Zur Ausstattung der frühen NDL-Frachter Harald Focke, Von der Maßanfertigung zum Standardprogramm (Anm. 1), hier S. 215–218.

Die Idee zu diesem Beitrag basierte zunächst auf der schmalen Zufallsüberlieferung eines einzigen Seitenrisses aus der Sammlung Buchwald. Da in Werftarchiven in der Regel nur Akten von Neubauten archiviert wurden, war es erfahrungsgemäß unwahrscheinlich, auf weiteres Material zu stoßen. Nicht verwirklichte Pläne landeten für einige Zeit in der Ablage der Werft und dann irgendwann im Reißwolf. Deshalb ergibt sich bei Projekten meist eine problematische Quellenlage.⁵

- 5 Projekte, die nicht in Aufträge mündeten, sind nur vereinzelt in der Zeitschriftenliteratur überliefert. Eine Ausnahme findet sich im Historischen Archiv der Fr. Lürssen Werft in Bremen-Vegesack. Dessen Bestand über die 1836 gegründete und 2001 von Lürssen übernommene Werft Fr. Schweers in Bardenfleth umfasst einen Unterbestand über Projekte für das In- und Ausland aus 40 Akten von 1961 bis 1976 (Information von Christian Ostersehlte, Bremen, dem ich auch für weitere wertvolle Hinweise und Unterstützung danke). – Ein Beispiel für eine Studie über ein nicht gebautes Passagierschiff ist Hartmut Pophanken, AMERIKA – das Projekt eines Schnelldampfers des Norddeutschen Lloyd (1937–1939). In: Peter Kuckuk, Hartmut Roder, Hochschule Bremen (Hrsg.), Von der Dampfbarkasse zum Containerschiff. Werften und Schiffbau in Bremen und der Unterweserregion, Bremen 1988, S. 118-130, Anmerkungen S. 301-303; Arnold Kludas bietet einen Exkurs über nie gebaute Superliner in: Das Blaue Band des Nordatlantiks. Der Mythos eines legendären Wettbewerbs, Hamburg 1999. Darin ein erneuter Hinweis auf Johann Schüttes NDL-Projekt. Siehe Arnold Kludas, Die Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt. Band II: Expansion auf allen Meeren 1890 bis 1900, Hamburg 1987, Daten auf S. 156, Text und Zeichnung S. 168; Kludas verweist auf Pophanken: Ein bemerkenswertes 25-Kn-Schnelldampfer-Projekt aus dem Jahre 1902. In: Schiffbau, 28. Jg. 1927, Nr. 11/1. Juni-Heft). Auf das NDL-Projekt der Deschimag / AG »Weser« geht Kludas nur knapp ein, er bietet aber eine farbige Seitenansicht von Dietmar Borchert, S. 142 f; zuerst in Kludas, Passagierschiffahrt, Band V (Anm. 3), S. 44 f., dort ausführlich zu den NDL- und Hapag-Projekten AMERIKA / VIKTORIA und VATERLAND, S. 44 ff., Verweise auf L. L. van Munching, Ships that never sailed. In: Sea Breezes, 4/1963, S. 266 ff.; ders., De VIKTORIA... het ship dat nimmer voer. In: De blauwe Wimpel 1962, S. 314 f. (ebenfalls bei Pophanken genannt). Auch Hans Jürgen Witthöft, Neubau Nummer 523 – die nie vollendete VATERLAND. In: Schiffahrt international, Jg. 1973, S. 334 ff. Zu Passagierschiffsprojekten David C. Williams und Richard P. de Kerbrech, Damned by Destiny, Brighton 1982, zum Schütte-Projekt S. 19 ff. und zum NDL-Projekt AMERIKA / VIKTORIA, S. 161-162 und 166-168, mit interessanten Abbildungen. – Nicht realisierte Entwürfe Hamburger und Kieler Werften für die Hapag und die Hamburg Süd wurden über Jahrzehnte hinweg häufig veröffentlicht. Vgl. beispielhaft Christian Ostersehlte, Von Howaldt zu HDW, Hamburg 2004, S. 430. Hans Jürgen Witthöft, Hamburg Süd. Eine Chronik der Ereignisse, Hamburg 2008, bietet keine neuen Forschungsergebnisse, sondern wiederholt längst Bekanntes. Er zitiert auf S. 150 f. ausführlich die Mitarbeiterzeitschrift »Auf großer Fahrt« aus dem Jahre 1963 über eine geplante neue CAP ARCONA für den Nordatlantikdienst. Als Hamburger Liner sollte sie aus Prestigegründen natürlich länger und (trotz wesentlich geringerer Maschinenleistung?) schneller sein als die etwas größere BREMEN V (1959) des NDL. Die Baukosten wurden auf rund 130 Millionen DM geschätzt; so viel hatte 1961 die CANBERRA gekostet. Sogar ein Schwesterschiff werde diskutiert. Witthöft schreibt, die Pläne seien »unter dem Eindruck der rasch

Das Archiv des Bremer Vulkan hatte den Ruf, mehr aufzubewahren als in der Branche üblich.⁶ Für uns unerwartet ersparte dessen gewissenhafter Verwalter Otto Sellin auch den Unterlagen des »Projekts 6/53« die an sich fällige Vernichtung. Ein weiterer Glücksfall kam viele Jahre später hinzu: Es war die ebenso ungewöhnliche Entscheidung des Staatsarchivs, bei der Übernahme der Werftakten nach dem Konkurs des Bremer Vulkan auch die Zeichnungen eines nicht gebauten Schiffes aufzubewahren.⁷ Nur deshalb lässt sich ein wichtiges Bremer Schiffbauprojekt mehr als 50 Jahre nach seiner Entstehung dokumentieren und in die lokale Werft- und Reedereigeschichte sowie die internationale Passagierschiffahrt einordnen.

Erhalten geblieben sind zahlreiche Entwurfszeichnungen stattlicher Größe im Maßstab 1:200. Ihre Darstellungsqualität und -intensität unterscheiden sich. Deshalb erlauben sie Rückschlüsse auf die schrittweise Entwicklung des »Projekts 6/53«. Ausgangspunkte bei den Decksplänen waren Freihandskizzen, die mit einem weichen Bleistift auf Pergamentbögen unterschiedlicher Formate gezeichnet wurden.

Es war zunächst ein grober, dann schrittweise immer umfassenderer Entwurf aller Decks in drei Entwicklungsphasen »6/53«, »6/53 A« und schließlich »6/53 B«. Dessen Riss und alle Decks hat Karl Meihnsner, der als besonders versiert geltende Technische Zeichner in der Projekt- und Konstruktionsabteilung des Bremer Vulkan, mit Ausnahme des ausgesparten Maschinenraums professionell umgesetzt, sodass die Pläne abgabereif waren. Vergleiche mit den beiden ersten Versionen zeigen zahlreiche Korrekturen im Detail, aber keine konzeptionellen Abweichungen.⁸

Erstes Bearbeitungsdatum auf einem Rumpfwurf ist der 4. August 1953. Ein Seitenriss vom 9. September 1953 erhielt den handschriftlichen Vermerk »Ungültig«; die letzte Version »B« stammt vom 30. September 1953. Dass in so kurzer Zeit drei Projektvarianten entstanden, war üblich. Sie ergaben sich aus den werftinternen Diskussionen, technischen Prüfungen des Germanischen Lloyds und der Seeberufsgenossenschaft sowie aus Rückmeldungen der Reederei, die während des Entwurfsprozesses ihre Wünsche präzisierete.

zunehmenden Luftverkehrszahlen« und wegen »*Finanzierungsfragen*« nicht realisiert worden. Statt einer Entwurfsskizze bringt Witthöft nur ein Foto der CANNIBERRA (siehe Anm. 75). Anders die Werkzeitung der Deutschen Werft 1/2 - (19)63: Auf S. 6 wird »Der DW-Entwurf für ein neues Fahrgastschiff Ersatz-HANSEATIC« gezeigt.

6 Auskünfte von Joachim Buchwald, Gespräch in Bremen-Aumund am 5. September 2008.

7 StAB 7, 2121/3/Rolle 1681. Adolf E. Hofmeister machte dankenswerterweise das Material für mich ausfindig und ermöglichte mir die Auswertung. Zum 1997 vom Staatsarchiv Bremen übernommenen Archiv des Bremer Vulkan siehe Adolf E. Hofmeister, Das Archiv des Bremer Vulkan – ein Arbeitsbericht. In: Brem. Jb. 77, 1998, S. 284 - 290.

8 Die ursprüngliche Seitenhöhe von 13,15 Metern wurde um einen Meter verringert, um einen niedrigeren Schwerpunkt und damit eine höhere Stabilität zu erzielen.

2. Die Bauanfrage des NDL beim Bremer Vulkan

Obwohl der Neuaufbau der Frachterflotte ab 1950 Vorrang hatte, suchte der Vorstand des Norddeutschen Lloyd schon früh nach Möglichkeiten, trotz geringen Eigenkapitals den Passagierdienst auf seiner Traditionslinie Bremerhaven–New York wieder aufzunehmen.⁹ Aufgrund des schnell wachsenden Fahrgastaufkommens auf dem Nordatlantik erwartete der Vorstand mit Dr. Johannes Kulenkampff und Richard Bertram auf Jahre hinaus ein gutes Geschäft.¹⁰ Um international konkurrenzfähig zu sein, hatte ein Neubau Vorrang, zumal kaum geeignete ältere Schiffe auf dem Markt waren.

Für einen teuren Liner standen allerdings keine zinsgünstigen, langfristigen Darlehen aus ERP-Mitteln der Kreditanstalt für Wiederaufbau zur Verfügung. Bei Frachtern deckten sie damals bis zu 40% der Bausumme ab. Sie waren erst zu tilgen und zu verzinsen, wenn die Reederei eines fernen Tages Gewinne erzielte, die nicht wieder investiert wurden. Für ein Passagierschiff waren dagegen reguläre Bankkredite in beträchtlicher Höhe erforderlich. Staatliche Beihilfen, die wie in anderen Ländern von vornherein als endgültig verlorene Zuschüsse bewilligt wurden, gab es in Deutschland nicht. Deshalb mussten die Reeder zunächst die Bau- und Betriebskosten möglichst genau kennen, um die Finanzierungs- und Ertragschancen eines Passagierschiffs zu prüfen. Wie alle anderen Schiffe des NDL sollte ein möglicher Bremer Liner Geld verdienen und nicht verlieren.

Schließlich musste geklärt werden, wann das Schiff lieferbar wäre. Nur wenige deutsche Werften konnten in den frühen fünfziger Jahren einen technisch so anspruchsvollen Auftrag kompetent und zügig zugleich abwickeln. Ein großes Passagierschiff mit seiner komplizierten Maschinenanlage sowie der arbeitsaufwendigen Inneneinrichtung würde von der Kiellegung bis zur Ablieferung selbst bei exakter Planung, unmittelbar ineinander greifenden Arbeitsprozessen und mit Unterstützung leistungsstarker regionaler Zulieferer mindestens zwei Jahre reine Bauzeit benötigen. Die Detailplanung, die Konstruktion und die Seerprobung wären hinzurechnen.

In den frühen 1950er Jahren gab es hochwertigen Schiffbaustahl und andere wichtige Materialien in der notwendigen Qualität in Westdeutschland noch nicht jederzeit und überall in beliebigen Mengen.¹¹ Ab und zu traten Engpässe auf. Sie konnten die Fertigstellung eines Passagierschiffs ebenso verzögern wie der Frachtschiffsboom infolge des Korea-Krieges, der einige Werften trotz Expansion auf Jahre hinaus auslastete.¹² Der Baubeginn würde

9 Zu den Überlegungen in Bremen und Hamburg für eine Rückkehr in den Nordatlantikdienst vgl. allgemein Kludas (wie Anm. 3), S. 157-164 sowie 172-176.

10 Kulenkampff (1901–1987) gehörte von 1933 bis 1968 dem Vorstand des NDL an, Bertram (1904–1979) von 1937 bis 1970.

11 Offiziell galt ein 1949 von den Alliierten festgelegtes Produktionslimit von 11,1 Millionen Tonnen Stahl, das bereits ab 1950 überschritten wurde. Zum wirtschaftlichen Hintergrund Werner Abelshauser, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945*, München 2004, S. 160 ff., Edgar Wolfrum, *Die geglückte Demokratie*, Stuttgart 2006, S. 79 f., Adolf M. Birke, *Nation ohne Haus. Deutschland 1945–1961*, Berlin 1994, S. 393 ff.

sich deshalb nach der jeweils aktuellen Auftragslage des von der Reederei ausgewählten Schiffbauers richten.

Vor diesem Hintergrund würde ein Anfang 1954 georderter Liner mit enormen Anstrengungen noch rechtzeitig vor dem 100-jährigen Bestehen des Norddeutschen Lloyd im Februar 1957 auf Jungfernfahrt gehen können. Zu diesem runden Geburtstag käme den Bremern ein neuer Nordatlantik-Liner als unübertreffliches Prestigeobjekt gerade recht.

Erste Adresse für alle Schiffbaufragen war für den NDL nach 1945 der Bremer Vulkan in Vegesack. Er hatte seit 1951 zwei Fruchtschiffe sowie alle Frachter der RHEINSTEIN- und der BRANDENSTEIN-Klasse gebaut und sich damit als Hauswerft etabliert. Das aktuelle Bauprogramm war beeindruckend: Im Februar und im Juni 1953 hatte der Lloyd die Motorschiffe BIEBERSTEIN und BÄRENSTEIN in Dienst gestellt, im Juli die Turbinenfrachter WERRASTEIN und WESERSTEIN. Im Oktober 1953 sollten die MOSELSTEIN und das Kombischiff SCHWABENSTEIN vom Stapel laufen.

Im Juli 1953 entschloss sich der NDL-Vorstand nach wochenlangen Beratungen, den Vulkan um einen Entwurf für ein mittelgroßes Passagierschiff zu bitten, um mit ihm auf die Linie Bremerhaven–New York zurückzukehren. Die Fahrgastschiffahrt zwischen dem sich wirtschaftlich erstaunlich schnell erholenden Deutschland und den USA schien noch für lange Zeit gewinnbringend. Die Konkurrenz aus der Luft galt nicht als bedrohlich.

Mit der im Bau befindlichen SCHWABENSTEIN würde der Vulkan Ende Januar 1954 das erste von drei Kombischiffen für den Fracht- und Passagierdienst nach Ostasien abliefern. HESSENSTEIN und BAYERNSTEIN würden folgen. Sie hatten jeweils Platz für 86 Passagiere Erster Klasse.¹³ Mit ihnen machte der Vulkan aktuelle Erfahrungen bei der Planung und Ausführung größerer Fahrgasteinrichtungen, die ihm beim Bau eines reinen Passagierschiffs zugute kämen. Außer dem Vulkan beschäftigte sich damals nur die Deutsche Werft in Hamburg-Finkenwerder mit der Konstruktion großer Fahrgastschiffe, die sie ab 1955 auch baute, allerdings nicht für deutsche Reedereien.¹⁴

12 Focke, »Wieder auf allen Meeren« (Anm. 1), S. 78 f.

13 Ders., Von der Maßanfertigung zum Standardprogramm (Anm. 1), S. 218 - 222. Vor dem Krieg galten kombinierte Fracht- und Fahrgastschiffe mit so wenigen Kabinenplätzen als unrentabel. Dr. Walter Voß, (vor 1939 Leiter der Hapag-Passagabteilung, danach im Vorstand der Deutschen Amerika-Linie) bezweifelte, dass diese 1953 auch von der Hapag geordneten Kombischiffe ihre Kosten auf der Ostasienroute wieder einfahren könnten. Vgl. Max Schefters Bericht »Das Fahrgastschiff der Zukunft«. In: Schiff und Hafen, 8. Jg. 1954, Nr. 2, S. 101 f. Eine in Hansa, 91. Jg. /1954, S. 1303 ff., veröffentlichte Studie geht davon aus, »daß selbst bei vollbesetzten Kammern eine Rentabilität dieser Ostasienschiffe kaum erwartet werden kann«, S. 1303.

14 Im Auftrag der Bundesregierung lieferte die Deutsche Werft im Rahmen des 1952 vereinbarten Wiedergutmachungsabkommens mit Israel 1955/56 die Kombischiffe ISRAEL und ZION (138,3 m, 9.853 BRT, 10.500 PS, 19 kn, 7.000 t Ladung, 320 Passagiere) an die israelische Staatsreederei ZIM in Haifa ab. Am 1. Oktober 1956 lief mit der THEODOR HERZL der erste Neubau eines reinen Passagierschiffs in Deutschland seit 1938 vom Stapel. 1957 folgte das Schwesterschiff JERUSALEM

Bei jeder Auftragsvergabe durch den NDL übte die Dresdner Bank Einfluss im Hintergrund aus: Sie war nicht nur seine Hausbank, sondern auch die des Bremer Vulkan. Das schuf Abhängigkeiten und definierte Interessen. Die AG »Weser« in Bremen-Gröpelingen, die Bauwerft der BREMEN von 1929, kam dagegen beim Lloyd nach dem Krieg anders als vor 1939 mit keinem einzigen Neubau zum Zuge. Das hing entscheidend damit zusammen, dass ihre Hausbank die Deutsche Bank war.¹⁵

Anfang Juli 1953 bat Dr. Johannes Kulenkampff den Chef des Bremer Vulkan, Dipl.-Ing. Robert Kabelac, telefonisch um einen Termin, »um einmal in Ruhe etwas zu besprechen.«¹⁶ Schon wenige Tage später traf man sich im großen Sitzungszimmer im Verwaltungsgebäude des Vulkan an der Weserstraße/Ecke Schulkenstraße am Tor Fähr in Vegesack, nur wenige Schritte von den Werkstätten und Helgen entfernt. Wilma Döring, die Frau des Hausmeisters, reichte Kekse und »guten Bohnenkaffee«, wie man damals sagte.

Für den Lloyd saßen neben Kulenkampff sein Vorstandskollege Richard Bertram sowie der Leiter der Technischen Abteilung des NDL Oberingenieur Erich Schneider und dessen Inspektoren Kuper und Seekamp am Tisch. Beide waren tüchtige Diplom-Ingenieure, die Schneider die ihm lästige Detailarbeit abnahmen. Wie stets bei Spitzengesprächen war die Werft außer mit Kabelac, der zugleich Maschinenbaudirektor war, mit dem Technikvorstand und Schiffbaudirektor Dr.-Ing. Hermann Roester vertreten.¹⁷ Außerdem waren der seit März 1952 amtierende Leiter der Konstruktionsabteilung Dipl.-Ing. Hans-Martin Huchzermeier¹⁸ sowie der damals 38-jährige Chef der Projektabteilung Dr.-Ing. Kurt Hecht dabei.

Der Lloyd-Vorstand nannte dem Vulkan seinen Wunsch wie üblich ohne Umschweife: Er interessiere sich für ein möglichst wirtschaftliches Passagierschiff der Touristenklasse mit einer Kapazität von etwa 1000 Betten für den Liniendienst auf dem Nordatlantik. Die Strecke zwischen Bremerhaven und

(132,6 m, 9.914 BRT, 11.160 PS, 20 kn, 550 Passagiere, Stabilisatoren). Alle vier Schiffe erhielten AEG-Turbinen, obwohl Werftchef Dr. William Scholz schon seit dem Ersten Weltkrieg Motorschiffe favorisierte. Deutsche Werft Werkzeitung 10/1956, S. 3 f.; Ostersehlte, Von Howaldt zu HDW (Anm. 5), S. 447; Wolfram Claviez, 50 Jahre Deutsche Werft 1918–1968, Hamburg 1968; S. 114–116; Kurt Wagner, Deutsche Werft. 50 Jahre Handelsschiffbau in der Weltspitze, Bremen 2008, bietet schöne Fotos der JERUSALEM vor dem Stapellauf (S. 34) sowie der ISRAEL, ZION (S. 103) und der THEODOR HERZL (S. 54 und 104), aber keine Informationen. – Die Deutsche Werft rüstete 1968/69 auch das Passagierschiff HAMBURG für die Deutsche Atlantik Linie (die später MAXIM GORKYI) mit AEG-Turbinen aus.

15 Der NDL gab Aufträge eher nach Hamburg oder Lübeck als nach Bremen-Gröpelingen. Ausnahmen waren die Umbauten des Hilfsflugzeugträgers NABOB zum Frachter 1951 sowie der Turbinenfrachter WERRASTEIN und HAVELSTEIN zu Motorschiffen 1963/64.

16 Kabelac (1894–1976) wurde 1935 in den Vorstand des Bremer Vulkan berufen.

17 Roester (1892–1979) war seit 1917 beim Vulkan, kam 1944 in den Vorstand und trat Ende 1957 in den Ruhestand.

18 Huchzermeier (1917–1992) kam von der AG »Weser« zum Vulkan, wurde 1954 zum Dr.-Ing. promoviert und übernahm 1958 Roesters Sitz im Vorstand.

New York müsse es in einer Woche zurücklegen. Damit sei eine Dienstgeschwindigkeit von 20 Knoten vorgegeben. Alles Weitere müsse der Vulkan planen. Dann werde man sehen. Beim NDL war man besonders gespannt, welches Antriebskonzept die Werft empfehlen und wie sich das Schiff optisch präsentieren würde. Über den Bau aber würde letztlich der Preis entscheiden. Das wussten beide Seiten von Anfang an.

Der Entwurfsauftrag war Sache der Projektteilung, die in den engen Räumen unter dem Dach des Verwaltungsgebäudes untergebracht war. Kurt Hecht, der als besonders fähig galt, genoss Roesters Vertrauen und Unterstützung, so dass er bei seinem Entwurf weitgehend freie Hand hatte.¹⁹ Hechts eigenhändig skizzierter Plan war nach knapp zwei Wochen soweit gediehen, dass die erste Zeichnung des Rumpfes am 4. August 1953 von seinen Vorgesetzten Roester und Huchzermeier begutachtet werden konnte. Grundlage des Entwurfs war eine zunächst nur grobe Wirtschaftlichkeitsrechnung, aus der sich das Konzept eines 180 Meter langen Motorliners mit zwei Schrauben ergeben hatte.

In weiteren sechs Wochen wurde die endgültige Version B des »Projekts 6/53« unter Berücksichtigung von Roesters und Huchzermeiers Anregungen in der Projektteilung soweit vorangetrieben, dass es nun verlässlich kalkuliert werden konnte. Das war die Arbeit von Karl Kiel, der mit Oberingenieur Dietrich Scheidler vom Schiffbaubüro die Angebotspreise des Vulkan berechnete.

Höchste Sorgfalt hatte Hecht den Stabilitätsberechnungen gewidmet, die bei einem großen Passagierschiff naturgemäß wesentlich komplizierter ausfielen als bei einem Frachter. Das galt besonders für die Größe und Anordnung der Wasser- und Treiböltanks, wobei wichtige Vorentscheidungen zu treffen waren, damit das Schiff gut im Trimm lag. Dafür mussten die zu erwartenden Gewichte möglichst exakt ermittelt werden. Topplastigkeit war das Letzte, was ein Nordatlantikliner gebrauchen konnte.

Ende Oktober 1953 konnten Roester und Kabelac dem Lloyd »ihren« Entwurf vorstellen. Die Erläuterungen des Konzepts im Einzelnen überließen sie Hecht, der zuvor in Hamburg beim Germanischen Lloyd und der Seeberufsgenossenschaft gewesen war. Dort hatte er seine Projektdaten nach deren Vorschriften überprüfen und anschließend absegnen lassen. Jetzt wurde es spannend: Wie würde sich der Lloyd entscheiden?

3. Der Neubeginn des NDL im Passagierdienst auf dem Nordatlantik

Parallel zur Planung des Neubauprojekts beim Bremer Vulkan liefen beim NDL-Vorstand die Vorbereitungen, um zunächst ein anderes Passagierschiff in Fahrt zu bringen. Um nicht den Anschluss gegenüber der längst wieder aktiven internationalen Konkurrenz zu verlieren, suchte der Lloyd nach einer

¹⁹ Seit 1943 war Hecht Dipl.-Ing. für Schiffbau, bestand 1944 das Zweite Staatsexamen als Regierungsbaumeister und wurde 1956 von der Bundesmarine nach Kiel abgeworben. Schiff und Hafen, 27. Jg./1975, Nr. 9; Hansa, 112. Jg./1975, Nr. 17. Andrea Bohn-Möller von der Schiffbautechnischen Gesellschaft in Hamburg danke ich für wertvolle Informationen.

Zwischenlösung bis zur erhofften Indienststellung seines Neubaus. Er fand sie in der Kooperation mit der Svenska Amerika Linie (SAL), deren ältestes Passagierschiff GRIPSHOLM er seit 1950 auf dem Weg von Göteborg nach New York in Bremerhaven abfertigte. Aus dieser Zusammenarbeit erwachsen Gespräche, die darin mündeten, eine auf fünf Jahre befristete gemeinsame Tochtergesellschaft zu gründen, die Bremen–Amerika Linie. Sie sollte nach der Indienststellung des neuen SAL-Motorliners KUNGSHOLM im November 1953²⁰ die von den Schweden dann nicht mehr benötigte GRIPSHOLM unter deutscher Flagge auf der Route Bremerhaven–New York bereedern.²¹

Da der Lloyd angesichts des bekannt rauen Nordatlantikwetters höchstens auf der Weihnachtsreise eine ertragreiche Auslastung erwartete, wollte er das Schiff noch nicht im Dezember einsetzen. Er einigte sich mit den Schweden, die GRIPSHOLM erst zwei Monate später zu übernehmen. Zuvor wurden im Technischen Betrieb des NDL die SAL-Embleme von den beiden Schornsteinen entfernt, die anschließend den lloydtypischen ockergelben Anstrich erhielten. Die erste Ausreise der GRIPSHOLM unter deutscher Flagge wurde auf den 1. Februar 1954 festgelegt.

Die Svenska Amerika Linie hatte die 1925 in Newcastle gebaute GRIPSHOLM als ersten Liner mit Dieselmotoren auf dem Nordatlantik in Dienst gestellt. Im Krieg war die GRIPSHOLM als Diplomatschiff gefahren und hatte verwundete Soldaten aus der Gefangenschaft in ihre Heimat gebracht. 1950 war sie bei HDW in Kiel geringfügig modernisiert worden, was an den breiteren Schornsteinen und dem ausfallenden Bug zu erkennen war.²²

1959 musste der Lloyd vertragsgemäß die dann 34 Jahre alte GRIPSHOLM für 2,5 Millionen Dollar allein übernehmen. Das entsprach etwa dem Preis eines neuen Frachters. Das Risiko für den Lloyd schien also gering, allerdings wusste man wenig über die zu erwartenden Betriebskosten. Der Vorstand ging angesichts ihres Alters davon aus, die GRIPSHOLM, die ab Januar 1955 BERLIN hieß, längstens bis Anfang der 1960er Jahre in Fahrt halten zu können.²³ Die GRIPSHOLM war für den NDL also lediglich ein Provisorium in schwieriger Zeit.

Für den angestrebten regelmäßigen Nordatlantikdienst mit mehr als einer monatlichen Abfahrt benötigten die Bremer möglichst bald zwei moderne und deutlich schnellere Schiffe, um in allen Kategorien konkurrenzfähig zu sein. Die GRIPSHOLM lief nur 16 Knoten und brauchte für die Überfahrt zehn Tage. In dieser Zeit schaffte die brandneue UNITED STATES als schnellster

20 Harald Focke, *Bremens letzte Liner. Die großen Passagierschiffe des Norddeutschen Lloyd nach 1945*, Bremen 2002, S. 151-155.

21 Ein knappes Schiffsporträt in ders., *Mit dem Lloyd* (wie Anm. 4), S. 11 f.; ausführlich ders., *Bremens letzte Liner* (Anm. 20), S. 8-59. Siehe auch Frank O. Braynard & William H. Miller, *Fifty Famous Liners*, Cambridge 1982, S. 103-107. Zur Entwicklung des NDL nach dem Zweiten Weltkrieg Focke, »Wieder auf allen Meeren« (Anm. 1), S. 75-94. Zum Aufbau der Frachterflotte des NDL nach 1950 und den Kosten Christian Ostersehle, *Soll und Haben. Ein wirtschaftlicher Blick auf den Norddeutschen Lloyd (1857–1970)*. In: *Brem. Jb.* 86, 2007, S. 176-255.

22 Focke, *Bremens letzte Liner* (Anm. 20), S. 40-42.

23 Peter C. Kohler: *Germany's dowager flagship*. In: *Ships Monthly*, Vol. 43, No. 3, März 2008, S. 46-49.

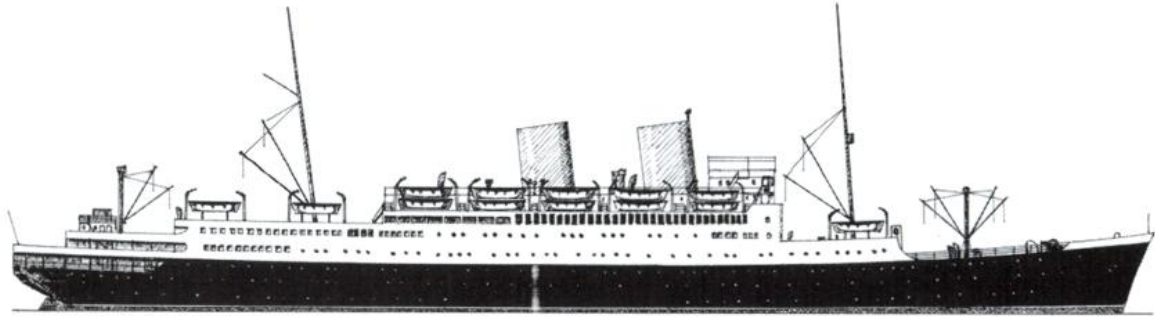


Abb. 1: Mit dem Motorschiff GRIPSHOLM (1925) der Schweden–Amerika Linie (SAL) nahm der NDL 1954 seinen Passagierdienst auf dem Nordatlantik wieder auf. Ab 1955 hieß es BERLIN und sah nun mit seinem schwarzen Rumpf, den weißen Aufbauten und dem ockerfarbenen Schornsteinen wie ein traditioneller Lloyd-Liner aus. (Karsten Kunibert Krüger-Kopiske)

Liner der Welt eine komplette Rundreise zwischen New York und Bremerhaven.²⁴ Das neue, größere Wunsch-Schiff sollte ab 1956 das Passageangebot des NDL ergänzen. Dieser mögliche erste neue deutsche Liner sollte das Flaggschiff der Bremer Reederei werden, sein Name BREMEN an das Prestige der berühmten Vorgängerin aus der Vorkriegszeit anknüpfen. Ein zweiter Neubau sollte die BERLIN Anfang der 1960er Jahre ersetzen, vorausgesetzt, der Lloyd konnte ihn finanzieren.

4. Der Passagierschiffs-Entwurf des Bremer Vulkan

Bei den Berechnungen und Planungen für das 1953 vom NDL gewünschte Zwei-Klassen-Motorschiff mit etwa 20.000 Bruttoregistertonnen gelang dem Vulkan ein bemerkenswert moderner Entwurf. Seine Länge über alles sollte 184,8 Meter, der Abstand zwischen den Loten 170 Meter und die Breite auf Spanten 23,40 Meter betragen. Die Seitenhöhe bis zum C-Deck lag bei 12,1 Metern. Damit ähnelten die wichtigsten Maße anderen zeitgenössischen Nordatlantik-Linern.

Interessant, aber nicht überraschend ist, dass Hecht als Antrieb keine Turbinen, sondern vier Dieselmotoren vorgesehen hatte. Eine andere Entscheidung hätte nicht in die Strategie des Vulkan gepasst. Alle Nachkriegsneubauten für den Lloyd rüstete er mit Motoren aus, die er stets in Kooperation mit MAN selbst herstellte. Die Diesel für das »Projekt 6/53 B« sollten über zwei Getriebe mit Drucklagern zwei Wellen und Schrauben antreiben. Das ist den Angaben auf der Buchwald-Zeichnung im Bereich des Unterwasserschiffs sowie den

²⁴ Sie hatte auf ihrer Jungfernfahrt im Juli 1952 mit 35,6 kn das Blaue Band als schnellstes Schiff des Nordatlantiks erobert. Ab Januar 1953 war Bremerhaven 16 Jahre lang ihr europäischer Endhafen. Vgl. Anja Benschmidt / Alfred Kube / Anja Dörfer, Die UNITED STATES in Bremerhaven. Bilder einer Ära transatlantischer Passagierschiffahrt, Bremerhaven 2000; Miller, William H., SS UNITED STATES. The Story of America's greatest Ocean Liner, Sparkford 1991, S. 43-75; ders., Passenger Liners American Style, London 1999, S. 136 f.

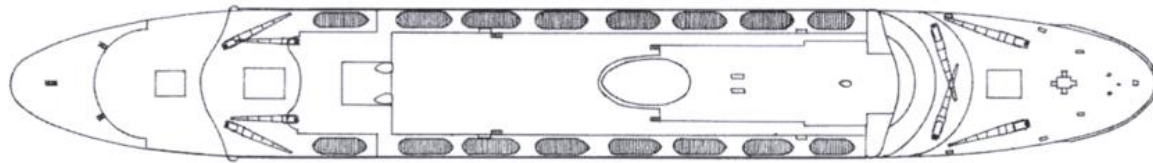
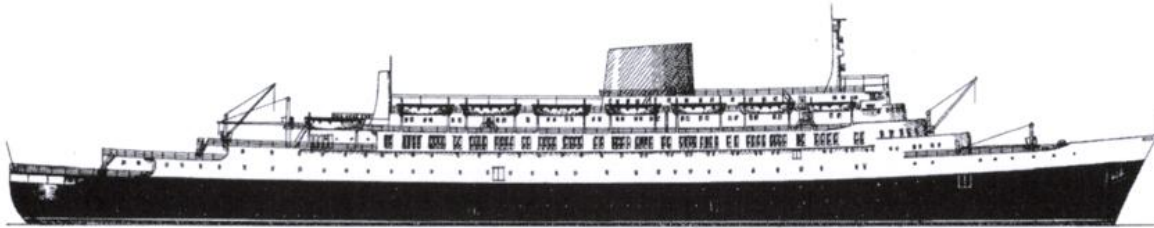


Abb. 2: Das »Projekt 6/53 B« des Bremer Vulkan als Lloyd-Liner. (Karsten Kunibert Krüger-Kopiske)

weiteren, im Vergleich zu den übrigen Teilen des Schiffes eher groben Skizzen der Maschinenanlage zu entnehmen. Deren Konzept stammt vom 16. September 1953.

Nicht vermerkt ist der beim »Projekt 6/53 B« vorgesehene Motortyp; deshalb kennen wir auch nicht die PS-Zahl. Wir dürfen aber vermuten, dass die Entscheidung für vier statt zwei Motoren darauf hinweist, dass jener Typ verwendet werden sollte, der für die Ostasien-Kombischiffe der SCHWABENSTEIN-Klasse vorgesehen war. Mit jeweils 5.280 PSe waren sie die stärksten Diesel, die der Vulkan damals baute.²⁵ Zwei dieser Motoren ermöglichten den knapp 164 Meter langen und 19,4 Meter breiten Kombis eine Dienstgeschwindigkeit von 17 Knoten.

Zum Vergleich: Die GRIPSHOLM/BERLIN hatte zwei Diesel mit zusammen 12.500 PSe, die bei dem 180 Meter langen und 22,5 Meter breiten Schiff für 16 Knoten sorgten. Die KUNGSHOLM/EUROPA schaffte mit 18.345 PSe 19 Knoten. Das »Projekt 6/53 B« hätte 21.120 PSe gehabt und bei ähnlicher Größe wie die beiden anderen Liner wohl die vom Lloyd geforderte Dienstgeschwindigkeit von 20 Knoten erreicht. Die Zeichnungen geben darüber keine Auskünfte, zumal der nur skizzierte Maschinenteil deutlich macht, dass das Projekt nicht durchkonstruiert war.

Entschieden war, dass der Motorenraum weit achtern liegen sollte. Daraus ergaben sich ein kurzer Wellentunnel und mehr Raum für Passagiere im Mittelschiff. Aus dieser Platzierung folgte, dass die Abgase der beiden Motoren nicht durch den fast mittschiffs angeordneten »Schornstein«, sondern durch zwei weit achtern liegende, niedrige und schmale Pfosten direkt über dem Motorenraum unauffällig ins Freie geführt werden sollten. Solche Abgaspfosten hatte 1954 in Europa noch kein anderes Schiff. Die ROTTERDAM präsentierte sie hier erstmals im September 1959.²⁶ In den USA hatte George Sharp diese

25 PSe = effektive PS, an der Kupplung gemessen.

26 38.645 BRT, 227,9 m lang, 28,7 m breit, Rotterdamse Droogdok Maatschappij. Vgl. Frank O. Braynard & William H. Miller, *Fifty Famous Liners 2*, Wellingborough

Idee schon 1946 verwirklicht, als er drei Kombischiffe DEL MAR, DEL NORTE und DEL SUD für den Südamerikadienst der Delta Line zwischen New Orleans und Buenos Aires entwarf. In deren Schornstein-Dummy waren unter anderem die Radar- und Funkanlagen sowie Generatoren untergebracht. Direkt dahinter ragten zwei hohe Abgaspfosten (»Samson Posts«) mit einem Durchmesser von nur rund 75 Zentimetern empor.²⁷ Somit waren sie auffallend dünn und von normalen Ladepfosten kaum zu unterscheiden. Sie störten die Silhouette nicht, erfüllten aber ihren Zweck, die Rauchgase in ausreichender Höhe glatt abzuführen und so die bisherigen Belästigungen auf dem Sonnendeck zu vermeiden.

Vermutlich hatte Hecht aus der Fachpresse vom innovativen Sharp-Konzept erfahren, das in Europa bisher keine Nachahmer gefunden hatte. Die Fachzeitschrift »Hansa« hatte schon 1950 darüber berichtet.²⁸ Im ersten Hecht-Entwurf standen die Abgaspfosten zu weit hinter dem Motorenraum, da der Seitenriss noch nicht auf das Deckslayout abgestimmt war, in dem der Motorschacht bereits achtern lag.

Die Anordnung der Motoren weit hinten war unüblich, allerdings bei weitem nicht so radikal wie bei der SOUTHERN CROSS der Shaw Savill Line, »*the most revolutionary liner of her time.*«²⁹ Sie wurde 1952 geordert und nach extrem kurzer Bauzeit schon im Februar 1955 nur ein halbes Jahr nach dem Stapellauf abgeliefert.³⁰ Kessel und Turbinen waren soweit zurück verlegt, wie es die

1985 S. 215-218; William H. Miller, *Going Dutch. The Holland America Line Story*, London, 1998, S. 70-77; *Beken of Cowes / Philip J. Fricker, Die schönsten Luxusliner*, London/Hamburg/Boston 1992, S. 260 f.; Theodor W. Scull, *Ocean Liner Odyssey 1958-1969*, London 1998, S. 41-47. Die ROTTERDAM fuhr bis 1997 für die Holland Amerika Lijn, dann noch drei Jahre als REMBRANDT für Premier Cruises. Über Freeport/Bahamas, Gibraltar, Cadiz, Danzig und Wilhelmshaven gelangte sie im August 2008 zurück nach Rotterdam, wo sie seit Sommer 2009 als einziges im Original erhaltenes Passagierschiff in Europa an die Zeit der letzten Nordatlantik-Liner erinnert.

27 Vgl. Miller, *Passenger Liners American Style* (wie Anm. 24), S. 62 f.; ders., *Picture History of American Passenger Ships*, Mineola 2001, S. 74; Watson, Milton H., *US Passenger Liners since 1945*, Wellingborough 1988, S. 136-139. Die Schwesterschiffe (Getriebeturbinen, 17 kn, 10.073 BRT, 151 m lang, 21 m breit) hatten 1946/47 als erste Handelsschiffe Radar. Sie waren vollklimatisiert und besaßen jeweils 41 Außenkabinen mit Dusche und Toilette für 120 Passagiere.

28 *Hansa*, 87. Jg./1950, S. 143-145.

29 Frank O. Braynard & William H. Miller, *Fifty Famous Liners 3*, Wellingborough 1987, S. 196. Ein ausführliches Schiffsporträt enthält die Reedereigeschichte Shaw Savill and the SOUTHERN CROSS. In: *See breezes* 19/1955, S. 340-365, besonders S. 352-365; vgl. auch H. Harms, SOUTHERN CROSS. In: *Schiff und Hafen* 19/1955, Heft 3, S. 145-147.

30 Vgl. Michael Moss / John R. Hume, *Shipbuilders to the World. 125 years of Harland & Wolff, Belfast 1861-1986*. Belfast 1986, S. 366 f.: »*Shaw Savill & Albion started negotiations for the SOUTHERN CROSS, a 20,204-gross-ton liner not formally ordered until 1952*«; S. 369: »*Shaw Savill's first approach was for a vessel of conventional design, but during negotiations the owners raised the possibility of moving the machinery aft. The detailed investigation and final design were*

schlanke Form des Hinterschiffs gerade noch erlaubte, sodass es mittschiffs keine Decksdurchbrüche gab. Dadurch waren in der ruhigen Schiffsmittle großzügige Gesellschaftsräume über die gesamte Breite und ein kompakter Wohnbereich möglich, allerdings mit einer relativ höheren Zahl von Innenkabinen. Deshalb war eine Klimaanlage erforderlich. Diese Merkmale weist auch das »Projekt 6/53 B« auf. Die SOUTHERN CROSS war in Größe und Geschwindigkeit mit ihm vergleichbar, sie hatte allerdings keine Abgaspfosten, sondern einen klassischen, hoch aufragenden Schornstein, was zu einer gewöhnungsbedürftigen Silhouette fast wie bei einem Tanker führte. Elegant wirkte die SOUTHERN CROSS jedenfalls nicht.³¹

Beim »Projekt 6/53« sollte das Schwimmbad zwischen einem Speisewassertank und einem der beiden Treiböltanks auf dem F-Deck über dem Doppelboden Platz finden. Zwischen dem Hauptmaschinenraum und dem Hilfs- und Kühlmaschinenraum lagen zusätzlich je vier Lade- und Treiböltanks.

Bemerkenswert ist, dass der Vulkan beabsichtigte, den künftigen Lloyd-Liner am Ende des vorderen Rumpfdrittels mit seitlich ausfahrbaren Denny-Brown-Stabilisatoren auszustatten, wie sie die BREMEN 1959 als erstes Schiff unter deutscher Flagge erhielt. Das Unterwasserschiff ohne Wulstbug war so konventionell wie alle damaligen Vulkan-Schiffe für den ND.

Äußerlich nahm Hechts Entwurf auch einige Stilelemente früherer Lloyd-Liner auf, sodass es insofern einen hohen Wiedererkennungswert besaß und daher von der Reederei und dem Publikum keine Eingewöhnung verlangte. Die Brückenfront war stark gerundet, wodurch sie formal an die ein Vierteljahrhundert zuvor gebaute BREMEN und die EUROPA anknüpfte. Im Profil wirkten die lang gezogenen, weit auf das Vorschiff hinausreichenden abgetreppten Aufbauten und der deutliche Sprung modern und harmonisch.

Hecht hatte die an ihrer Spitze abgeschrägte Schornsteinattrappe des »Projekts 6/53« mit einem eleganten, tropfenförmigen Grundriss auf dem Peildeck platziert. Sie verjüngte sich nach oben und sollte den Notdynamo aufnehmen. Außerdem sollten durch ihn die Abgase aus dem direkt unter ihm liegenden Hilfs- und Kühlmaschinenraum nach oben geführt werden. Ursprünglich hatte der »Schornstein« eine nach hinten abfallende, abgerundete Seitenansicht, wie sie erstmals der Hapag-Frachter KASSEL besaß, den der Vulkan im Januar 1953 abgeliefert hatte.

Die Risse zeigen beim »Schornstein« zwei Größenvarianten, die zweite hat einen schwarzen Topp.³² Die Version auf der von Buchwald verwahrten

carried out by Harland & Wolff, under the supervision of Rupert Cameron, the Company's assistant naval architect.« Den Hinweis auf diese Veröffentlichung verdanke ich Christian Ostersehlte.

31 Ende der 1950er Jahre wanderte das bisher mittschiffs angeordnete Brückenhaus nach achtern und wurde dort nach dem »all aft«-Prinzip mit dem Maschinenaufbau vereinigt. Beim ND war das erstmals 1958 bei der beim Bremer Vulkan gebauten BURGENSTEIN-Klasse der Fall. Siehe Focke, »Wieder auf allen Meeren« (Anm. 1), S. 86.

32 Der ursprünglich schwarze Topp könnte ein Hinweis darauf sein, dass der Vulkan davon ausging, der Lloyd wolle die künftige BREMEN zunächst unter der Schornsteinmarke seiner Tochtergesellschaften Roland-Linie oder Orlanda-Reederei

Zeichnung war höher und ähnelte den geraden Schornsteinen der NDL-Nachkriegsfrachter, sie war jedoch flacher und übertraf diese im Umfang deutlich. Im unteren Bereich wies der »Schornstein« zahlreiche Fenster auf, da hier das Kinderspielzimmer Platz finden sollte. Über eine Wendeltreppe war es aus dem darunter liegenden Deck zu erreichen.

Das »Projekt 6/53 B« war der Zeit entsprechend als Touristenklassen-Liner mit bis zu 880 Fahrgästen in dieser Kategorie konzipiert. Die Zeichnungen zeigen zwar Lage und Größe der Kabinen, nicht jedoch ihre Einrichtung. In der Ersten Klasse fanden bis zu 130 Passagiere Platz. Auf dem A-Deck lagen zwölf, auf dem B-Deck sechs Kabinen Erster Klasse, weitere 36 auf dem Brückendeck, sicher die bei Weitem teuersten. In der Touristenklasse gab es fast nur Zweibettkabinen mit 196 Plätzen auf dem A-Deck und 272 Betten auf dem B-Deck. Auf dem Promenadendeck waren keine Kabinen vorgesehen. Es war den Gesellschaftsräumen vorbehalten.

Während die Größe der Ersten Klasse dem Nachkriegsstandard entspricht, mag die hohe Fahrgastzahl in der Touristenklasse erstaunen. Doch ein Vergleich mit anderen Linern zeigt, dass auch hier ein damals durchaus üblicher Wert angepeilt wurde.

Tabelle 1: Passagier- und Besetzungszahlen der NDL-Liner im Vergleich

	Erste Klasse	Touristenklasse	Gesamt	Besatzung
GRIPSHOLM/BERLIN	98	878	976	354
KUNGSHOLM/EUROPA	122	721	843	405
BV-Projekt 6/53 B	130	880	1010	354
BREMEN V 1959 / Ex-PASTEUR	216	906	1122	545

Direkt unter dem Steuerhaus hatte Konstrukteur Hecht ein halbrundes »Café Belvedere« mit 36 Plätzen vorgesehen, das mit einem ungehinderten Ausblick auf das Vorschiff seinem Namen gerecht wurde. Dank großzügiger Verglasung hätte auch der Wintergarten mit seinen 52 Sitzplätzen eine eindrucksvolle Aussicht geboten. Er lag vor der kreisrunden Gesellschaftshalle der Ersten Klasse und war Teil der geschlossenen Promenade der Touristenklasse. Wintergärten hatten Tradition auf Lloyd-Schiffen: Sie waren meist mit leichten Korb- oder Rattansesseln möbliert und mit großen Grünpflanzen dekoriert, um eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich Passagiere erfahrungsgemäß wohl fühlten.

einsetzen. So machte er es mit seinen Frachtern, um zu verhindern, dass sie in ausländischen Häfen wegen ungeklärter Schulden aus der Vorkriegszeit beschlagnahmt würden. Eine in den USA aufgenommene Anleihe war noch nicht getilgt. Das Londoner Schuldenabkommen hatte 1952 die Rückzahlung zwar geregelt, doch der Lloyd fürchtete, amerikanische Gläubiger könnten dennoch zumindest in den USA vollstreckungsfähige Rechtstitel erstreiten. Deshalb erwarben Roland und Orlanda die Frachter pro forma und vercharterten sie an den NDL. Dieses Verfahren endete im Mai 1955. Auch die GRIPSHOLM/BERLIN war bis 1959 nicht offiziell auf den NDL eingetragen.

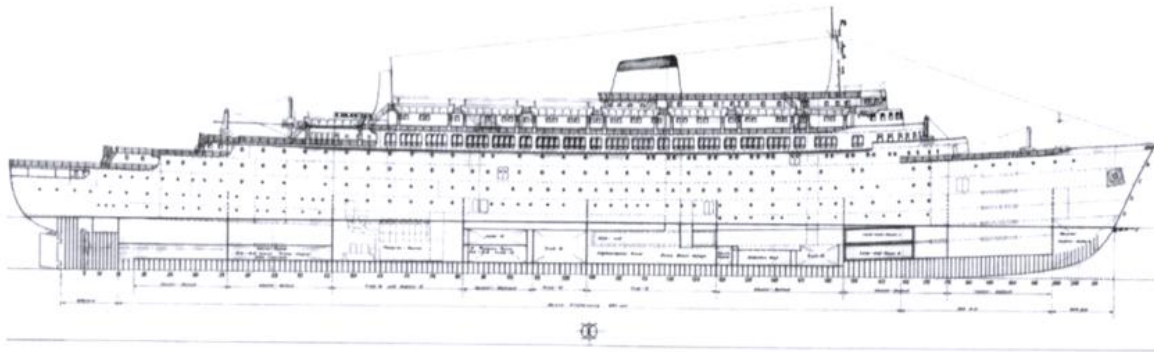


Abb. 3: »Projekt 6/53 B«. Entwurfszeichnung des Bremer Vulkan 1953. (Staatsarchiv Bremen)

Auf dem Promenadendeck lag mittschiffs die Gesellschaftshalle der Touristenklasse. Dahinter schloss sich nach achtern der Rauchsalon an, an dessen Wänden lange Sofas eingezeichnet waren, um die Kapazitätswünsche der Reederei zu erfüllen. Auf solchen Sofas lassen sich bei gleicher Grundfläche weit mehr Gäste unterbringen als in frei im Raum stehenden Sesseln. Zwischen den Gesellschaftshallen waren auf der Steuerbordseite die Schreib- und Lesezimmer beider Klassen sowie ihnen gegenüber zwei Cocktailbars angeordnet. Weit achtern war ein Außenschwimmbad vorgesehen. Es deutet auf einen alternativen Einsatz als Kreuzfahrtschiff in der Karibik hin. Auf dem Nordatlantik wäre es entbehrlich gewesen.

Der Speisesaal der Ersten Klasse mit 120 Plätzen befand sich auf dem C-Deck an der Backbordseite direkt neben der Küche, sodass die Stewards beim Servieren und Abräumen nur kurze Wege zurückzulegen hatten. Nach achtern schloss sich der Speisesaal der Touristenklasse mit 424 Plätzen an. Er war also auf zwei Tischzeiten eingerichtet, um die Küche nicht noch größer bauen zu müssen als ohnehin schon.³³ Der Speisesaal lag genau mittschiffs, also dort, wo bei Seegang die geringsten Bewegungen auftraten. In der überarbeiteten Fassung des »Projekts 6/53 B« erstreckte er sich entgegen dem ursprünglichen Entwurf über die volle Schiffsbreite.

Um die Pläne für die Gutachter des Lloyd zu veranschaulichen, waren in den Gesellschaftsräumen anders als in den Kabinen Standardmöbel eingezeichnet. Allerdings war die »Hs. E.« in diesem Stadium noch nicht beteiligt worden, die Werftabteilung für »Handelsschiffbau Einrichtung«, wie sie beim Vulkan hieß. Auch sie war im Verwaltungsgebäude untergebracht. »Wir haben die Deckgrundrisse gar nicht zu sehen bekommen«, sagt Schiffsinnenarchitekt Joachim Buchwald. »Die im Entwurf in den Gesellschaftsräumen platzierten Standardmöbel dienten den Konstrukteuren vornehmlich für die Kapazitätsermittlung. Wir hätten erst später unsere Vorschläge für Art und Form der Möbel und Beleuchtung, für die Materialauswahl, die Wand- und Deckengestaltung sowie die Farben gemacht und mit der Technischen Abteilung des NDL abgestimmt.

33 Keine Hotelküche an Land hat die Kapazität, Hunderte von Gästen nach kurzem Warten exakt zur selben Zeit mit warmen Speisen à la carte zu versorgen, wie es auf Schiffen üblich ist und von den Passagieren auch erwartet wird.

Mir fällt an den Plänen natürlich gleich auf, dass in den Speisesälen kein Kapitänstisch erkennbar ist. Er wäre von uns üblicherweise an einer Frontseite des Raumes platziert worden. Von dort aus hätte der Kapitän die ihm zugewiesenen besonderen Gäste beim Betreten des Speisesaals sofort erkennen können. Dieser Tisch muss außerdem frei im Raum stehen, damit der Kapitän zur höflichen Begrüßung der Passagiere aufstehen kann. Und noch ein Detail beweist, dass kein Innenarchitekt an dem Entwurf beteiligt war: Der Konzertflügel in der Gesellschaftshalle steht verkehrt herum! Den hätten wir natürlich schon in der Zeichnung gedreht. Er muss sich so öffnen lassen, dass sich sein Deckel zum Publikum öffnet und nicht umgekehrt. «³⁴

Auf dem Bootsdeck befand sich eine weitere offene Promenade. Auf dem Brückendeck lag hinter dem Schornstein das Sportdeck der Ersten Klasse. Es war doppelt so groß wie das der Touristenklasse, das sich ihm unmittelbar anschloss. Ganz vorn war auf beiden Seiten ein Motorrettungsboot vorgesehen. Die anderen Rettungsmittel waren Ruderboote und sollten im Notfall geschleppt werden. Für beide Klassen war auf dem E-Deck ein Kino mit einem Durchbau zum D-Deck vorgesehen.

Wir wissen nicht, ob Bertram und Kulenkampff der Entwurf für ihr erstrebtes NDL-Flaggschiff gefiel. Von Bertram ist bekannt, dass er bei Passagierschiffen zwei Schornsteine bevorzugte, obwohl er wusste, dass sie »*natürlich reiner Luxus waren, den Liner also teurer machen als nötig. Aber auch ein Schiff unterliegt den Gesetzen der Mode. Wenn wir sie nicht respektieren, laufen wir Gefahr, die notwendige Sympathie des Reisepublikums schon vor der ersten Fahrt zu verschenken*«, fürchtete Bertram. Deshalb wollte er auf optische Traditionspflege nicht verzichten: »*Die Leute werden das Schiff mit einem Schornstein nicht als Nachfolgerin der alten BREMEN akzeptieren.*«³⁵ Das also war das Ziel des Lloyd-Vorstands. Die BERLIN erfüllte es nicht, das war allen Beteiligten klar. Da nützten ihr auch ihre zwei Schornsteine nichts.

Am Schornsteinkonzept lag es sicher nicht, dass Bertram und Kulenkampff dem Bremer Vulkan keinen Bauauftrag für das »Projekt 6/53 B« erteilten. Der Grund ist eindeutig ein anderer: Der Lloyd konnte das anspruchsvolle und damit teure Projekt nicht solide finanzieren. Kabelac und Roester hatten es von Kiel und Scheidler bereits mit spitzem Bleistift durchrechnen lassen, da der Vulkan das geringe Eigenkapital, das ehrgeizige Frachterbauprogramm und nicht zuletzt Kulenkampffs Sparsamkeit kannte. Die Werft benötigte einerseits eine auskömmliche Gewinnmarge, andererseits wäre der Auftrag für die Vegesacker Werft ein Vorzeigeobjekt 1. Klasse gewesen, um weitere Bestellungen hereinzuholen, möglicherweise auch ein späteres Schwesterschiff als Ersatz für die BERLIN, das dann EUROPA hätte heißen können. Wie dem auch sei: Herausgekommen war ein Preis von 70 Millionen DM, berechnet auf den Zeitpunkt der Lieferung bis zum Frühjahr 1957.³⁶ Aus der Perspektive des

34 Das Verfahren hat Buchwald in Focke, Von der Maßanfertigung zum Standardprogramm (Anm. 1), S. 224 - 227, beschrieben.

35 Der Spiegel, 6. November 1957, S. 30. Bertrams Bemerkung bezog sich auf den Umbau des Ein-Schornsteiners PASTEUR zur BREMEN. Wenn Bertram Ende 1957 noch immer dieser Meinung war, galt das sicher auch 1953/54.

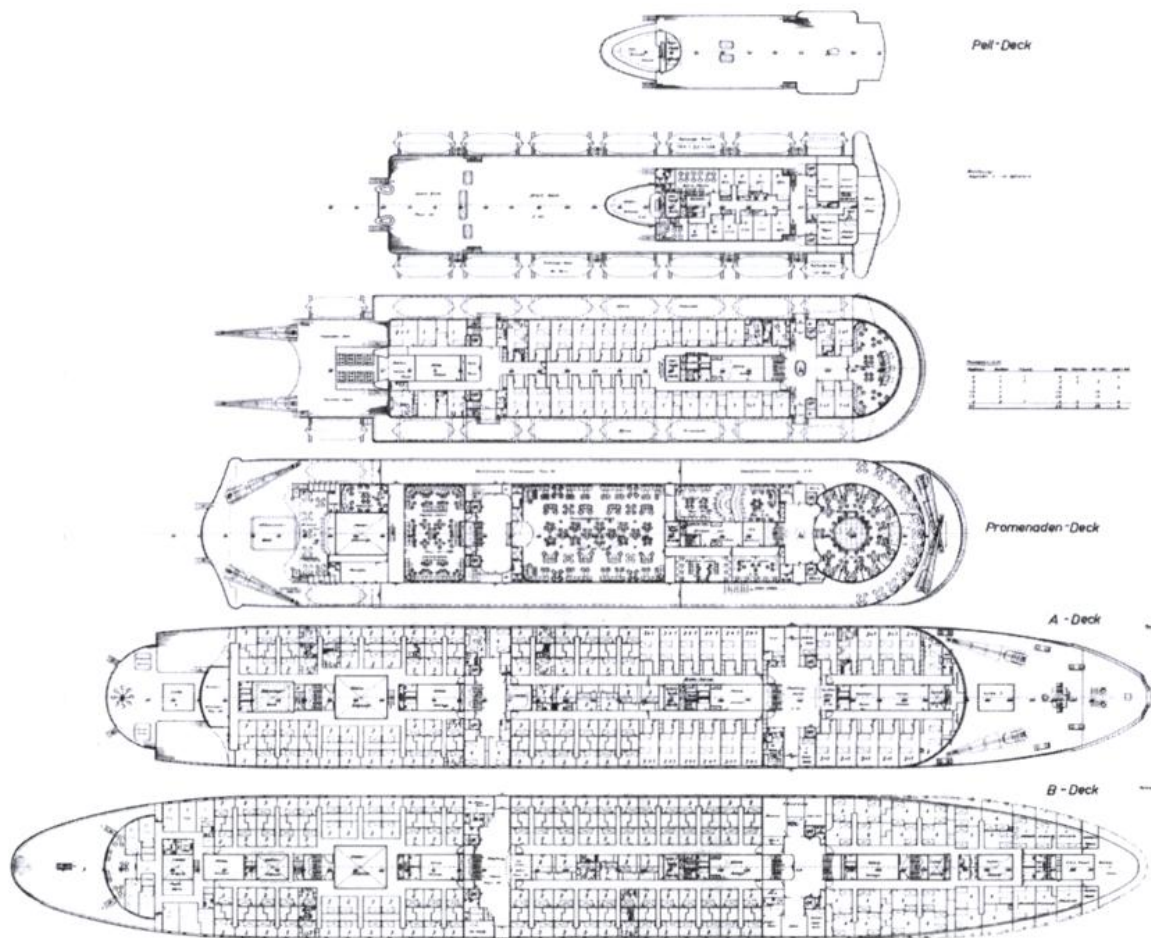


Abb. 4: Entwürfe des Bremer Vulkan für die oberen Decks des »Projekt 6/53 B«. (Staatsarchiv Bremen)

Jahres 1953 war dies zuviel für den Lloyd. Für etwa dieselbe Summe bekam er 1954/55 seine drei Ostasien-Kombischiffe, mit denen er ebenfalls an eine Vorkriegstradition anknüpfen wollte – an die seiner allerdings deutlich größeren und schnelleren Schnelldampfer SCHARNHORST, GNEISENAU und POTSDAM.³⁷ Erstaunlicherweise gab der NDL den Kombis den Vorzug gegenüber

36 Eine Meldung der Nachrichtenagentur UPI, zitiert nach Rhein-Neckar Zeitung vom 12. Januar 1954, spricht von 75 Millionen DM für einen »mittelgroßen« Liner, StAB NDL, 7,2010-166. Vgl. Hansa, 91. Jg./1954, S. 1303 ff. Dort ist von 70 Millionen DM die Rede. Kludas nennt für 1953 Kosten von 2500 bis 3000 DM pro BRT, hier also bis zu 60 Millionen DM. Er verweist auf Preisgleitklauseln der Werften hin, vgl. Kludas (Anm. 3), S. 176. – Der Preis für das »Projekt 6/53 B« 1953 relativiert sich, wenn man berücksichtigt, dass er den Umbaukosten der »Bremen V« von 1958/59 entspricht. Vgl. Anm. 78.

37 Vgl. Peter Kuckuk, Die Ostasienschnelldampfer SCHARNHORST, POTSDAM und GNEISENAU des Norddeutschen Lloyd, Bremen 2005. – Kurz zu den Nachkriegsschiffen Harald Focke, Erster Klasse nach Yokohama. Vor 40 Jahren verkaufte der Norddeutsche Lloyd die Kombischiffe der SCHWABENSTEIN-Klasse.

dem Nordatlantikliner, obwohl das Verkehrsaufkommen zwischen Deutschland und den USA schon 1953 ungleich höher lag als auf der Ostasienroute und auch für die folgenden Jahre eine wesentlich günstigere Prognose aufwies.³⁸ Hätte der Lloyd auf die Kombischiffe verzichtet, wäre das »Projekt 6/53 B« vielleicht umsetzbar gewesen. Doch ganz sicher ist das nicht. Denn für die Finanzierung des Amerika-Liners hätten Bertram und Kulenkampff eine Ausweitung der zinsgünstigen ERP-Darlehen auf Passagierschiffe erreichen müssen, wofür sie sich stets hinter den Kulissen und manchmal auch öffentlich einsetzten.³⁹

Außerdem hätte der Lloyd anstelle der Kombischiffe gleichzeitig drei normale Frachter der seit 1953 gebauten WESERSTEIN-Klasse für die Linie nach Yokohama ordern und bezahlen müssen. Sie wären beim Vulkan für jeweils rund 12 Millionen DM zu haben gewesen wären, von denen pro Schiff 4,8 Millionen DM zinsgünstig mit staatlicher Unterstützung kreditiert worden wären.⁴⁰

Dennoch: Vermutlich wäre ein im Herbst 1953 anstatt der drei Kombischiffe georderter Nordatlantikliner mit Ablieferung schon im Frühjahr 1956 die wirtschaftlich bessere Entscheidung gewesen. Er hätte etwa zehn »gute« Jahre vor sich gehabt, zumindest die Chance auf eine »schwarze Null«.

Nicht nur der NDL in Bremen, auch die Hapag in Hamburg prüfte Anfang der fünfziger Jahre mehrfach die Chancen auf eine Rückkehr in den Passagierdienst. Hapag-Direktor Emil Kipfmüller zog in seinem Büro an der Binnenalster für Journalisten gern die Schreibtischschublade auf. Zwanzig Entwürfe von Passagierschiffen soll sie enthalten haben, eines angeblich schöner als das andere. Zumindest die Zahl war wohl übertrieben und Kipfmüllers Fazit ernüchternd: »Wir haben die dazugehörigen Kalkulationsunterlagen hin- und hergerechnet. Es geht einfach nicht.«⁴¹ So hätte das auch Kulenkampff ausdrücken können, als er auf »Projekt 6/53 B« verzichten musste.

4. Das »Projekt 6/53 B« im Vergleich mit ausländischen Neubauten

Nicht nur der Norddeutsche Lloyd und die Hapag beschäftigten sich Anfang der fünfziger Jahre mit Überlegungen für einen neuen Liner. Reedereien

In: Niederdeutsches Heimatblatt. Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V., Nr. 686, Februar, S. 3.

38 Auch die Hapag entschied so. Siehe Kludas, Band V (Anm. 3), S. 173.

39 Dem Lloyd gelang es 1958/59 dank guter Kontakte zur Landes- und Bundespolitik wie zu Frankfurter Banken, die BREMEN dank der Kreditanstalt für Wiederaufbau günstig zu finanzieren.

40 Kulenkampff war ein erfahrener und geschickter Verhandlungspartner. Nach der von ihm stets sachkundig begleiteten Einigung über das technische Konzept der Schiffe legte er größten Wert auf einen reduzierten Preis. Das erzählt nicht nur der Küstenschnack, das beweisen auch Vermerke in den Akten des Bremer Vulkan und des NDL.

41 Hansa, 91. Jg./1954, S. 9. 1957 befürwortete Kipfmüller den Ankauf des schwedischen Kreuzfahrtschiffs PATRICIA, das der Hapag als ARIADNE enorme Verluste brachte. Nach drei Jahren verkaufte die Hapag sie für 15 Millionen DM, gekostet hatte sie 25 Millionen DM.

verschiedener europäischer Nationen stellten Passagierschiffe ähnlicher Größe für den Nord- und Südatlantikdienst zwischen 1951 und 1954 auch tatsächlich in Dienst. Deshalb ist es interessant, das NDL-»Projekt 6/53 B« mit den potenziellen Konkurrenten zu vergleichen.

Nach 1945 waren zunächst die Briten mit ihren stattlichen Ein-Schornsteinern EDINBURGH CASTLE⁴² und PRETORIA CASTLE⁴³ der Union Castle Line sowie CARONIA⁴⁴ der Cunard Line von 1948 formprägend. Sie und die italienischen Südatlantik-Liner GIULIO CESARE (1951) und AUGUSTUS (1952) sowie die elegante, wegen ihres frühen Endes aber unglückliche ANDREA DORIA (1952) für den Genua-New York-Dienst⁴⁵ waren deutlich größer als die meisten späteren Neubauten Anfang der Fünfziger. Sehr modern wirkte auch die norwegische OSLOFJORD (1949).

Mit ihren besonders im Vergleich mit heutigen Kreuzfahrtschiffen gut proportionierten Aufbauten sahen sich die meisten dieser Liner ziemlich ähnlich. Sie spiegeln unübersehbar die strukturellen Reduzierungen gegenüber den auf Prestige getrimmten Kolossen der dreißiger Jahre: In der Regel hatten sie nur einen, allerdings funktionalen Schornstein in klassischer Form statt dünner Abgaspfosten wie der Vulkan-Entwurf; sie waren meist mit etwa 20.000 BRT vermessen und rund 180 Meter lang. Die Dienstgeschwindigkeiten um 20 kn berücksichtigten wirtschaftliche Belange zulasten einer besonders kurzen Reise. Große Schnelldampfer waren Anfang der fünfziger Jahre nicht mehr zeitgemäß, ihre Kosten für die Reedereien nicht mehr finanzierbar.

Eine Ausnahme war die UNITED STATES. Deren Auslegung hatte strategische Planungen der US-Regierung für den Fall eines erneuten Krieges in Europa wesentlich geprägt. Mit der QUEEN MARY und der QUEEN ELIZABETH hatten die Engländer zwei relativ junge Schnelldampfer aus der unmittelbaren Vorkriegszeit, die sie nun vom Truppendienst reaktivierten. Die Franzosen hatten als Reparation die EUROPA des NDL von 1930 bekommen, die sie nach umfangreichen und langwierigen Umbauten als LIBERTÉ einsetzten. Die Neubauten auch dieser drei Länder orientierten sich an den Grundwerten mittelgroßer Liner, nicht am überholten Schnelldampferkonzept der dreißiger Jahre.

Außer bei den Skandinaviern, den Italienern und beim Bremer Vulkan führte noch die leistungsstarke Getriebeturbinen. Das Zweiklassensystem mit

42 Beken/Fricker (Anm. 26), S. 116 f.

43 Ebd. (Anm. 26), S. 212 f.

44 Ebd. (Anm. 26), S. 92 f.

45 Ihr Schwesterschiff CHRISTOFORO COLOMBO folgte 1954. Vgl. Maurizio Eliseo/Paolo Piccione, *Transatlantici. The History of the Great Italian Liners on the Atlantic*, Genua 2001, passim; William H. Miller, *Picture History of the ANDREA DORIA*, Mineola 2005; ders., *Picture History of the Italian Line 1932–1977*, Mineola 1999, S. 99–110; Braynard & Miller, *Fifty Famous Liners* (Anm. 21), S. 204–206; Scull (Anm. 26), S. 80–84. Zu den Südatlantik-Linern GIULIO CESARE (Cantieri Riuniti dell'Adriatico, Monfalcone 1951) und AUGUSTUS (Cantieri Riuniti dell'Adriatico, Triest 1952), ebd., S. 75–82. Zu den Passagierschiffen der Italia Line in den 1940/50er Jahren Peter C. Kohler: *The Renaissance Fleet*. In: *Ships Monthly*, Vol. 42, No. 12, Dezember 2007, S. 34–38.

einer sehr großen Touristenklasse und einer wachsender Zahl von Außenkabinen lag im Trend. Eigene Bäder und Toiletten blieben noch weitgehend der kleinen Ersten Klasse vorbehalten. Klimaanlage, Schwimmbäder und Kinos wurden Standard.⁴⁶ Bei all dem konnte der Vulkan-Entwurf in jeder Hinsicht mithalten.

Tabelle 2: Mittelgroße Liner der frühen 1950er Jahre im Vergleich zum BV-Projekt 6/53 B und den Passagierschiffen des NDL nach 1945⁴⁷

Jahr ⁴⁸	Name	Land	BRT	Länge	Breite	Passagiere	Antriebskonzept	Knoten	Bauwerft ⁴⁹
1949	OSLO-FJORD ⁵⁰	N	16.923	175,9	22,0	658	Motoren	20	Niederländische Dok & Scheepsbouw, Amsterdam
1951	OCEAN MONARCH ⁵¹	GB	13.654	157,5	22,0	438 1. Kl.	Turbinen	18	Vickers-Armstrong, Newcastle
1951	AUREOL ⁵²	GB	14.083	168,5	21,3	453	Motoren	16	Stephen & Sons, Glasgow
1951	RYNDAM ⁵³	NL	15.015	153,0	21,0	861	Turbinen	16,5	Wilton-Fijenoord, Schiedam
1952	AN-TILLES ⁵⁴	F	19.828	180,3	24,2	888	Turbinen	22	Marinewerft, Brest

46 Vgl. Ausländischer Fahrgastschiffbau. In: Hansa, 90. Jg./1953, S. 143 ff.

47 Die Namen und Daten der NDL-Schiffe sind kursiv gesetzt.

48 Indienststellung.

49 Das kleine Handbuch von Curt Frick, Passagierschiffe und Autofähren der Welt, Zürich/Stuttgart 1967, gibt einen zwar Überblick, nennt aber teilweise Daten, die sich mehrfach als nicht zuverlässig erwiesen haben. Ich orientiere mich daher vorzugsweise an der jeweils in den Anmerkungen genannten Literatur.

50 Bård Kolltveit, Amerikabåtene, Norsk Sjøfartsmuseum, Skrift nr. 44, Oslo 1984, S. 87-94; Frick (Anm. 49), S. 254.

51 Beken/Fricke (Anm. 26), S. 26 f.; Frick (Anm. 49), S. 194.

52 Frick (Anm. 49), S.178.

53 Schwesterschiff MAASDAM 1952, Frick (Anm. 49), S. 240. Auffällig war die besonders kleine Erste Klasse der beiden Schiffe mit 39 Betten auf dem Bootsdeck. Zu den Nachkriegs-Passagierschiffen der Holland Amerika Lijn Peter C. Kohler: It's good to be on a well-run ship. In: Ships Monthly, Vol. 43, No. 1, Januar 2008, S. 16-21.

54 William H. Miller, Picture History Of The French Line, Mineola 1997, S. 79-84; ders., Passenger Liners French Style, London 2001, S. 61-63; Beken/Fricke (Anm. 26), S. 26 f.; Frick (Anm. 49), S. 194, S. 120.

1952	FLANDRE ⁵⁵	F	20.477	180,3	24,2	888	Turbinen	22	Ateliers et Chantiers de France, Dünkirchen
1952	BRE-TAGNE ⁵⁶	F	16.335	177,0	22,3	1290	Turbinen	18	Chantiers et Ateliers de St. Nazaire
1953	SANTA MARIA ⁵⁷	P	20.906	185,5	23,0	1080	Turbinen	20	John Cockerill, Hoboken
1953	KUNGS-HOLM/ EUROPA	S	21.514	182,9	23,5	843	Motoren	19	De Schelde, Vlissingen
1953	OLYMPIA ⁵⁸	G	22.979	186,0	24,0	1307	Turbinen	22	Stephen & Sons, Glasgow
1954	SAXONIA ⁵⁹	GB	21.637	182,8	24,1	925	Turbinen	19,5	John Brown, Clydebank
1955	SOUTHERN CROSS ⁶⁰	GB	20.204	184,1	23,8	1160	Turbinen	20	Harland & Wolff, Belfast
1925	GRIPS-HOLM/ BERLIN	S/D	18.600	179,8	22,7	976	Motoren	16	Armstrong, Whitworth & Co, Newcastle
1956	PROJEKT 6/53	D	20.000	184,8	23,4	1010	Motoren	20	Bremer Vulkan
1939 1959	PASTEUR/ BREMEN ⁶¹	F/D	32.360	212,4	26,8	1122	Turbinen	23	Chantiers et Ateliers de St. Nazaire/ Bremer Vulkan

55 Scull (Anm. 26), S. 13-18; Miller, French Line (Anm. 54), ebd.; Braynard & William H. Miller, Fifty Famous Liners 3 (Anm. 29), S. 183-186; Miller, French Style (Anm. 54), S. 54-60; Frick (Anm. 49), S. 120.

56 Beken/Fricker (Anm. 26), S. 72 f.; Miller, French Style (Anm. 54), S. 134.

57 Braynard & Miller, Fifty Famous Liners (Anm. 21), S. 200-203; Frick (Anm. 49), S. 260.

58 Braynard & Miller, Fifty Famous Liners 3 (Anm. 29), S. 187-190; Frick (Anm. 49), S. 144.

59 Braynard & Miller, Fifty Famous Liners 3 (Anm. 29), S. 191-195; Beken/Fricker (Anm. 26), S. 88 f.; William H. Miller, Ocean Liner Chronicles. Great Passenger Ships And Their Stories, London 2001, S. 99-102. Schwesterschiffe IVERNIA (1955), CARINTHIA (1956) und SYLVANIA (1957). Ausführlich Clive Harvey, The Saxonia Sisters. The Story Of Four Splendid Liners, London 2001.

60 Braynard & Miller, Fifty Famous Liners 3 (wie Anm. 29), S. 196-199; William Miller, British Ocean Liners. A twilight era, 1960-85, Wellingborough 1986, S. 118 f.

61 Nur Daten der BREMEN V.

5. Das »Projekt 6/53« und die EUROPA (Ex-KUNGS HOLM) des NDL

Aus Bremer Sicht liegt ein Vergleich des »Projekts 6/53« mit der in den Niederlanden gebauten KUNGS HOLM nahe.⁶² Sie fuhr von 1966 bis 1970 als EUROPA für den NDL und danach noch bis 1981 für Hapag-Lloyd.⁶³

Betrachten wir zunächst das Problem der Lieferzeit. Am 1. April 1950 erteilte die Svenska Amerika Linie der Werft de Schelde in Vlissingen den Auftrag. Am 20. Januar 1951 begann der Bau; am 18. Oktober 1952 lief das Schiff vom Stapel. Nach einer langen Bauzeit von 42 Monaten sowie erfolgreichen Probefahrten im Juli 1953 übergab die Werft den Liner am 16. Oktober 1953 an die Reederei. Die Jungfernfahrt der KUNGS HOLM begann am 24. November 1953. Großzügig gerechnet vergingen also vier Jahre von der Planung bis zu ihrer Indienststellung. Die SOUTHERN CROSS wurde wesentlich schneller fertig. Aus diesen Beispielen können wir schlussfolgern, dass der Lloyd bei einem vergleichbar großen Neubauftrag unter optimalen Umständen von etwa zwei Jahren reiner Bauzeit ausgehen konnte. Der Vulkan hätte Konstruktion und Bauvorbereitung für das »Projekt 6/53 B« vermutlich bis Ende 1953 abschließen können, wenn er den Auftrag im Herbst erhalten hätte. Seine Helgen waren 1954 allerdings schon weitgehend für andere Bauten verplant, so dass mit Verzögerungen zu rechnen gewesen wäre. Dennoch wäre der Liner spätestens zum Reedereijubiläum Anfang 1957 fertig geworden.⁶⁴

Die KUNGS HOLM und das »Projekt 6/53 B« waren mit ihren Dieselmotoren auf Wirtschaftlichkeit ausgerichtet. Ihre Dienstgeschwindigkeit und ihre Dimensionen waren fast identisch: Die KUNGS HOLM lief 19 Knoten und war nur einen Meter und damit unwesentlich kürzer und 70 Zentimeter schmaler. Markant war der Unterschied im Schornstein-Layout: Die niederländische Werft hatte sich – sicher in Absprache mit der SAL und ganz nach Bertrams Geschmack – für die zeitlose Silhouette eines klassischen Zwei-Schornsteiners entschieden.⁶⁵ »Im Gegensatz zu den jüngsten Neubauten ähnlicher Größe in anderen Ländern (vor allem England und Italien) hat die KUNGS HOLM zwei stattliche Schornsteine erhalten, die den harmonischen Aufbau des Schiffes wirkungsvoll zum Ausdruck bringen«, hieß es in der führenden deutschen Fachzeitschrift »Schiff und Hafen«.⁶⁶

62 Focke, Bremens letzte Liner (wie Anm. 20), S. 151 ff.

63 Die Reederei Costa setzte sie ab Dezember 1981 unter Panama-Flagge als COLUMBUS C ein. Ende Juli 1984 endete ihre Karriere mit einer Havarie in Cadiz. Ab März 1985 wurde das Schiff in Barcelona abgewrackt. Ebd. (Anm. 4), S. 161.

64 Kludas (wie Anm. 3) erwähnt die Bauanfrage von 1953 nicht, berichtet aber auf S. 176, »Mitte der 50er Jahre« hätten »Hapag und Lloyd auch die Möglichkeit von Neubauten sondiert. Sofern deutsche Werften überhaupt ein Angebot abgaben, wurden Liefertermine von fünf bis sechs Jahren genannt, wobei das Preisrisiko durch Gleitklauseln voll beim Reeder lag«. Diese Lage führte den NDL 1957 zum Zeit und Geld sparenden Umbau der PASTEUR zur BREMEN.

65 Der vordere war funktionslos. Vgl. Fifty Famous Liners 2 (Anm. 26), S. 206-210; Scull (Anm. 26), S. 23 f.

66 Heft 9/1953, S. 441. Heft 7/1953, S. 327, stellt die Technik der KUNGS HOLM vor.

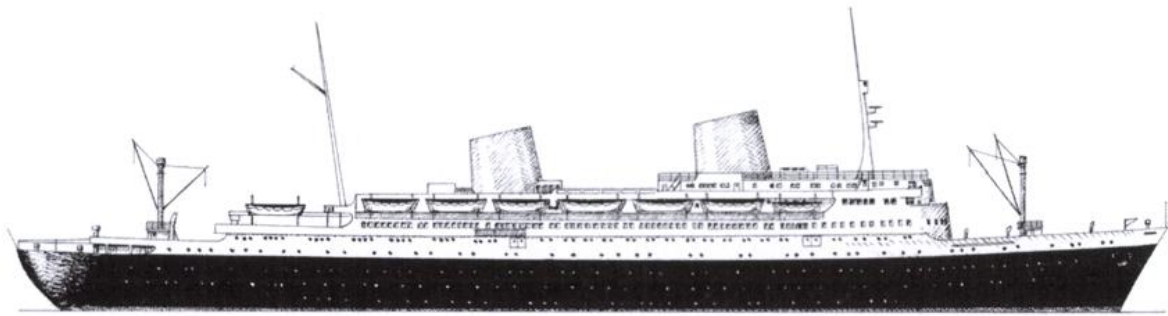


Abb. 5: Im Herbst 1964 kaufte der NDL von der SAL deren Motorschiff KUNGS-HOLM (1953), das er ein Jahr später als Nachfolgerin der BERLIN übernahm. Anfang 1966 stellte der Lloyd sie nach einem Teilumbau in seinem Technischen Betrieb in Bremerhaven als EUROPA in Dienst. (Karsten Kunibert Krüger-Kopiske)

Die geringere Fahrgastzahl der KUNGSHOLM erklärt sich dadurch, dass sie anders als das BV-Projekt nur Außenkabinen besaß, die mehr Decksfläche beanspruchen als ein Mischkonzept aus Innen- und Außenkabinen. Offensichtlich hatte der Lloyd den Vulkan beauftragt, die Kapazität der künftigen BREMEN mit bis zu 1010 Passagieren an der BERLIN zu orientieren, um mit möglichst vielen Fahrgästen möglichst schnell möglichst viel Geld zu verdienen. Das Schiff sollte unbedingt rentabel sein. Aus diesem Grund lag die projektierte Größe der Besatzung eher niedrig. Mit 365 Mann entsprach sie in etwa der BERLIN, die der Lloyd und der Vulkan als Maßstab für die Kapazität nahmen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Männer des Vulkan bei der Festlegung wichtiger Planungsfaktoren wie Größe, Aussehen, Kapazität und Antrieb des NDL-Projekts hohe Kompetenz und eine glückliche Hand bewiesen.

6. Aus der Tischlerei auf die Fensterbank

Schiffsinnenarchitekt Joachim Buchwald beurteilte das »Projekt 6/53« dagegen eher negativ: *»Es war kein besonders schöner Entwurf. Damals gefiel er mir jedenfalls nicht. Er hatte konservative Linien und wirkte auf mich nicht mehr zeitgemäß.«*⁶⁷ Mit Blick auf die Entwürfe anderer Werften war das ein hartes Urteil und sicher auch Geschmacksache. Aus heutiger Sicht kann Hechts solider Vorschlag technisch und optisch problemlos bestehen, soweit dies aufgrund der Silhouette, der Deckgrundrisse und der vorliegenden technischen Daten zu beurteilen ist. Der Lloyd hätte sich mit dem von Hecht konzipierten Schiff ab Mitte der fünfziger Jahre im Vergleich zur real schwimmenden internationalen Konkurrenz zweifellos sehen lassen können, selbst auf längere Sicht. Das räumte auch Buchwald freimütig ein, nachdem er im Februar 2009 erstmals alle Projektzeichnungen gründlich begutachtet hatte. Damit relativierte er sein Urteil aus dem Jahre 1953.⁶⁸

67 Gespräch am 1. März 2003 in Bremen-Aumund.

68 Gespräch am 21. Februar 2009 in Bremen-Aumund.

Damals wollte sich der junge Buchwald nicht damit begnügen, innerlich den respektablen BV-Entwurf abzulehnen. Obwohl gar nicht zuständig, traute er sich selbstbewusst zu, eine konkrete, moderner wirkende Alternative anzubieten. Buchwald wollte sich werftintern profilieren und für höhere Aufgaben empfehlen. Für ihn als Schiffsinnenarchitekten gab es nichts Verlockenderes, als einmal ein Passagierschiff mit seinen vielen Sälen und Salons auszustatten, zumal seine Chefs ihm von Anfang an freie Hand gelassen hatten, seine Ideen auf den jeweiligen Frachterneubauten des Vulkan zu verwirklichen.

Die genauen Pläne des »Projekts 6/53 B« kannte Buchwald 1953 nicht, nur die kleine Kopie des Risses. Von dem Entwurfsauftrag hatte er durch seinen damaligen Wohnungsnachbarn in der Kaspar-Ohm-Straße 20 in Bremen-Aumund erfahren: dem Technischen Zeichner der Projektabteilung Karl Meihnsner!

In der Tischlerei der Werft suchte sich Buchwald ein passendes Stück Weichholz und fertigte auf eigene Faust ohne eine einzige Entwurfszeichnung ein knapp 40 Zentimeter langes Handmodell. Mit ihm wollte er zeigen, wie nach seinen Vorstellungen ein moderner Lloyd-Liner aussehen sollte. Über die Technik seiner Alternative machte sich Buchwald keine Gedanken. Ob das Schiff mit Turbinen oder Motoren ausgerüstet werden sollte, spielte für ihn keine Rolle. Entscheidend für ihn war allein die Ästhetik.

Buchwald malte sein Schiff in den Farben des NDL mit schwarzem Rumpf, weißen Aufbauten und ockergelbem Schornstein detailgenau an. Selbst den Wasserpass vergaß Buchwald nicht, den lloydtypischen weißen »Schnelldampferstreifen« oberhalb des traditionellen Rots unmittelbar über der Konstruktionswasserlinie.⁶⁹

Kaum war der Lack trocken, übergab er das Modell seinem Förderer Roester, der ihn 1952 als Nr. 2 hinter Chefinnenarchitekt Fritz Niemeier eingestellt hatte. Dessen Reaktion war enttäuschend: »*Der hat kein Wort dazu gesagt, damals nicht und auch später nicht*«, bedauert Buchwald.⁷⁰ Dessen Initiative konnte Roester nur als Kritik an der Optik des offiziellen Vulkan-Entwurfs auffassen, was sie im Grunde ja auch war. Das erklärt die Reaktion des konservativen Ingenieurs. Immerhin platzierte Roester Buchwalds Schnitz-Werk zwischen den Doppelscheiben seines Bürofensters im Verwaltungsgebäude der Werft. Da stand es zwei Jahre, dann nahm es Buchwald mit nach Hause. In seinem Arbeitszimmer liegt es noch heute im Regal.

Vom Designstandpunkt aus betrachtet war Buchwalds schickes yachtähnliches Muster einer künftigen BREMEN seiner Zeit tatsächlich voraus. Noch heute verblüfft es mit italienischer Eleganz: Es hat einen schrägen Steven und auffällig stark abgerundete Aufbauten, wie sie in Deutschland zuerst Cäsar F. Pinnau 1952 bei dem Kombischiff SANTA TERESA der Hamburg Süd gezeigt hatte.⁷¹ Eine abgerundete Front bekamen ab 1955 auch die Fahrgastschiffe der

69 Die BERLIN bekam ihn Anfang 1955 noch. Für die BREMEN und die EUROPA waren dem Lloyd die jährlichen Kosten für Maler und Farbe zu hoch.

70 Telefonat am 7. September 2008.

71 8.996 BRT, 144,3 m lang, 18,7 m breit, Howaldtswerke, Hamburg. Vgl. Arnold Kludas, *Die Schiffe der Hamburg-Süd 1871–1951*, Oldenburg / Hamburg 1976, S. 154–155; ders.: Band V (Anm. 3), S. 169.

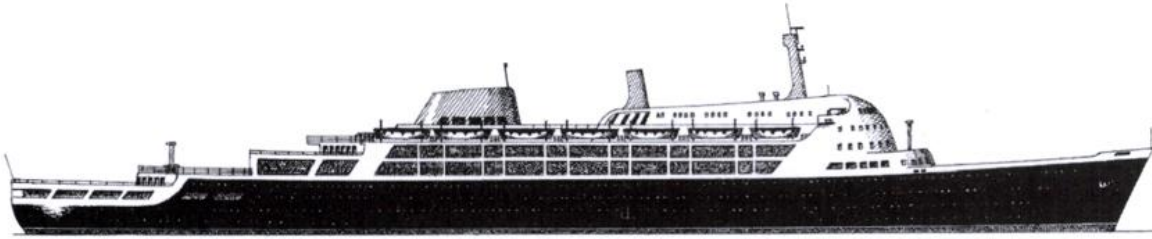


Abb. 6: Joachim Buchwalds Alternative zum »Projekt 6/53 B« nach dem Holzmodell von 1953. (Karsten Kunibert Krüger-Kopiske)

Deutschen Werft für Israel.⁷² Schon 1949 hatte die OSLOFJORD der Norwegen–Amerika Linie mit einer stromlinienförmigen Brückenfront überrascht. Ihre Konstruktion begann bereits 1946.⁷³ Im Sommer 1952 kursierten die ersten Entwurfszeichnungen der deutlich größeren, aber ebenso eleganten BERGENSFJORD, die 1956 ihre Jungferntour machte.⁷⁴ Als erstes großes Linien-Passagierschiff folgte die CANBERRA⁷⁵ der britischen Reederei P & O. Sie wurde 1957 bei Harland & Wolff in Belfast geordert und 1961 abgeliefert. Nach dem Vorbild der SOUTHERN CROSS lag ihre Maschine achtern. Die CANBERRA wirkte dank ihrer besonders harmonischen Linien, der in die Aufbauten integrierten Rettungsboote und der hellen, schlanken Abgaspfosten trotz ihrer Größe wesentlich eleganter als die SOUTHERN CROSS mit ihrem extrem weit achtern stehenden herkömmlichen schwarzen Schornstein. Die CANBERRA gilt vielen sogar als eines der schönsten Passagierschiffe ihrer Zeit.

Buchwalds BREMEN-Alternative hatte wie Hechts Entwurf einen modernen Signalmast – fast schon so, wie ihn 1959 die BREMEN aus stromlinienförmig geformtem Blech auf dem Sonnendeck bekam. Möglicherweise wurde er von den beiden werftinternen Vorläufern inspiriert, die damit letztlich doch nicht ganz folgenlos blieben.

Es fällt auf, wie optisch nahe 1961 die FRITZ HECKERT dem Buchwald-Modell kam: Dieses auf der Mathias-Thesen-Werft in Wismar mit einem kombinierten Diesel-Gasturbinenantrieb gebaute DDR-»Urlauberschiff« der Deutschen Seereederei war mit 8.115 BRT und 141 Metern Länge zwar klein, aber formal gelungen.⁷⁶ Auch die FRITZ HECKERT hatte Abgaspfosten, konsequenterweise jedoch keinen »Schornstein«.

72 Siehe Anm. 13.

73 Kolltveit (Anm. 50), S. 87-94; Frick (Anm. 49), S. 254.

74 Der bei Swan, Hunter & Wigham Richardson in Wallsend gebaute Liner (18.739 BRT) hatte ebenfalls Motoren und war gleich lang und schnell wie die OSLOFJORD. Vgl. Kolltveit (Anm. 50), S. 91-95; Frick (Anm. 49), S. 254.

75 45.270 BRT, 246,4 m lang, 30,7 m breit, 2212 Passagiere; Harland & Wolff, Belfast. Vgl. Braynard & Miller, Fifty Famous Liners (Anm. 21), S. 207-211; Beken/Fricker (Anm. 26), S. 78 f.; Philip Dawson, The Liner. Retrospective & Renaissance, New York/London 2005, S. 181 ff.

76 Ebd., S. 200 f.; Arnold Kludas, Vergnügungsreisen zur See. Eine Geschichte der deutschen Kreuzfahrt, Band 2. 1952 bis heute, Bremerhaven/Hamburg 2003, S. 30-32; Gerd Peters, Vom Urlauberschiff zum Luxusliner. Die Seetouristik des VEB Deutsche Seereederei Rostock, Hamburg 2005, S. 125-199; Unser FDGB-

Buchwalds Modell wies zwei etwa mittschiffs nebeneinander stehende Abgaspfosten mit fast ovalem Grundriss auf. Sie waren allerdings zu kurz geraten, um das Achterdeck bei allen Windverhältnissen ruß- und rauchfrei zu halten. Anders als Hecht hatte Buchwald sie weit vor dem extrem niedrigen, elegant geformten Schornstein-Dummy platziert. Er sollte nicht nur für eine ausgewogene Silhouette sorgen, sondern auch als Aussichtsraum für Passagiere dienen – damals ein revolutionäres Konzept. Erst Anfang der sechziger Jahre wurde es auf deutschen Seebäderschiffen realisiert, beispielsweise 1962 bei der WAPPEN VON HAMBURG von Blohm & Voss⁷⁷ und 1963 bei der besonders formschönen WILHELMSHAVEN der Bremer Rolandwerft nach einem Entwurf des Kopenhagener Designers Knud Hansen.⁷⁸

Hätte der Vulkan Buchwalds BREMEN zwischen 1954 und 1958 gebaut, wäre sie für längere Zeit das optisch modernste Fahrgastschiff auf dem Nordatlantik gewesen, allerdings zu einem Preis, der wohl noch über dem des »Projekts 6/53 B« gelegen hätte.

7. Die Liner des Lloyd

Als Bundesverkehrsminister Dr. Hans-Christoph Seeböhm im Februar 1957 in Bremen zum 100. Gründungstag des Norddeutschen Lloyd öffentlich gratulierte, plauderte er in seiner Rede aus, dass sich dessen Hoffnung nicht erfüllt habe, ein neues Passagierschiff in Dienst stellen zu können. Der Politiker kannte also die Jubiläums-Wünsche des Vorstands.

Nun suchte der Lloyd einen anderen Weg, um möglichst bald zu einem bezahlbaren zweiten Liner zu kommen. Im Sommer 1957 entschied er, für 30 Millionen DM den ehemaligen französischen Truppentransporter PASTEUR zu kaufen und für 70 Millionen DM beim Bremer Vulkan zur BREMEN umbauen zu lassen. Es war die mit Abstand größte Einzelinvestition des NDL nach dem Zweiten Weltkrieg. Allein die Umbaukosten lagen damit auf dem Preisniveau des »Projekts 6/53 B« von 1953.

Nach nur 500 Werft-Tagen bekam der Lloyd im Juni 1959 für insgesamt knapp 100 Millionen DM fast einen Neubau. Seit dem Ankauf in Frankreich waren 22 Monate vergangen.⁷⁹ Gegenüber einem echten Neubau hatte der NDL mindestens anderthalb Jahre Zeit und etwa 30 Millionen DM gespart.⁸⁰ Der Vulkan hatte mit dem Turbinenschiff BREMEN doch noch einen großen Nordatlantikliner für den Lloyd geschaffen, der mit 212,4 Metern Länge und 32.336 BRT die Dimensionen des eigenen Entwurfs von 1953 deutlich übertraf.⁸¹

Urlauberschiff FRITZ HECKERT. Eine populärtechnische Schiffsbeschreibung von Schiffbauingenieur Siegfried Wasserfurth, Maschinenbauingenieur Günther Schelde, Elektroingenieur Günter Haase, Berlin o. J.

77 Ab 1966 ALTE LIEBE, nach 1984 HELGOLAND.

78 Bis 2004 im Helgoland-Dienst.

79 Die BREMEN ging am 9. Juli 1959 in Bremerhaven auf Jungfernfahrt nach New York.

80 Vgl. Anm. 64.

81 Focke, Bremens letzte Liner (Anm. 20); S. 62-137; Harald Focke/Frank Scherer, Zwei Liner – Ein Konzept? Die Umbauten der Passagierschiffe BREMEN und

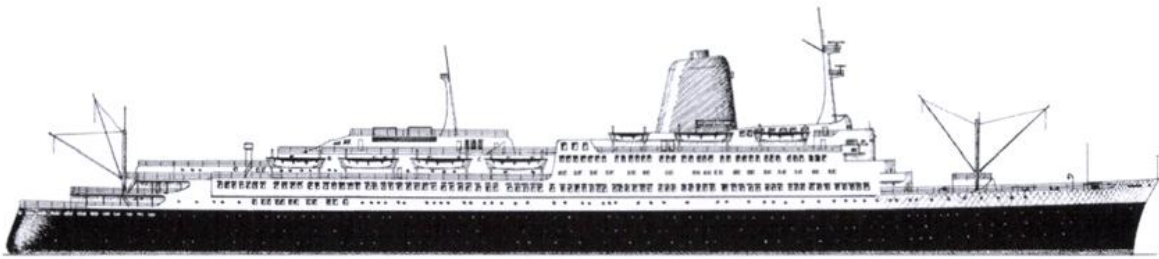


Abb. 7: Im Juli 1959 ging das Turbinenschiff BREMEN als Flaggschiff des NDL auf Jungferreise. Der Bremer Vulkan hatte es in 500 Tagen aus dem früheren französischen Truppentransporter PASTEUR (1939) zu einem neuwertigen Liner umgebaut. Im Dezember 1971 machte die BREMEN die letzte Reise im Transatlantikdienst des NDL zwischen Bremerhaven und New York. (Karsten Kunibert Krüger-Kopiske)

Sein Preis und die Betriebskosten ließen auf Dauer keinen rentablen Betrieb zu.⁸²

Angesichts der deprimierenden Erfahrungen mit den Kesseln und Turbinen der BREMEN, die schon in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre und damit nicht einmal zehn Jahre nach dem umfassenden Umbau einsetzten, kann sicher davon ausgegangen werden, dass das durchweg zukunftsweisend konzipierte »Projekt 6/53 B« mit seinen robusten Motoren eine wesentlich längere Dienstzeit unter der Lloyd-Flagge erreicht hätte.⁸³ Der Unterhalt des Vulkan-Schiffes wäre erheblich günstiger gewesen, auch wegen der erheblich kleineren Besatzung. Aufgrund seiner geringeren Größe hätte es auf Kreuzfahrten besonders in der Karibik wesentlich mehr kleinere Häfen anlaufen können als die große BREMEN.

Vermutlich hätte das Vulkan-Schiff wie die KUNGS HOLM/EUROPA bis weit in die 1980er Jahre fahren können. Wohl nicht technische Unzulänglichkeiten und Wartungsprobleme hätten es aus dem Dienst vertrieben, sondern eher verschärfte US-Sicherheitsvorschriften und ständig wachsende Komfortansprüche der Passagiere besonders bei der Ausstattung der Kabinen mit eigenen Duschen und Toiletten auch in der Touristenklasse. Das »Projekt 6/53 B« wäre wahrscheinlich ab Mitte der 1960er Jahre ebenso wenig durchgängig rentabel gewesen wie die anderen NDL-Liner nach 1945. Allerdings hätten ihm zu keiner Zeit so massive Defizite gedroht, wie sie die BREMEN vor allem in ihren letzten fünf Dienstjahren in wachsendem Maße einfuhr.⁸⁴

HANSEATIC 1958/59. In: Deutsches Schifffahrtsarchiv, Band 29 (2006), Bremerhaven/Hamburg 2007, S. 181-218.

82 Harald Focke, Gute Schiffe, schlechte Zahlen, Zur Rentabilität der Transatlantik-Liner des Norddeutschen Lloyd nach dem 2. Weltkrieg. In: Deutsches Schifffahrtsarchiv, Band 31 (2008), Bremerhaven/Hamburg 2009, S. 125-184.

83 Die Kontorflagge des NDL blieb den beiden Bremer Linern nach der Fusion mit der Hapag erhalten.

84 Focke, Gute Schiffe, schlechte Zahlen (Anm. 82), S. 161 f.

Der Lloyd konnte sich auch als Nachfolgerin der bis Oktober 1966 unerwartet lange Dienst tuenden BERLIN keinen Neubau leisten, obwohl er ihn wiederum anstrebte. Trotz der erkennbar negativen Entwicklung im Liniendienst auf dem Nordatlantik erwarb Kulenkampff im Herbst 1964 für günstige 41 Millionen DM die erst elf Jahre alte KUNGSHOLM als künftige EUROPA.⁸⁵ Im Oktober 1965 kam sie nach Bremerhaven. Nach einem kurzen Umbau im Technischen Betrieb des NDL ging die EUROPA im Januar 1966 ganz traditionell auf Jungferntour nach New York. Noch vor der Fusion mit der Hapag 1970 wurde sie notgedrungen aus dem längst unrentablen Liniendienst abgezogen. Fortan unternahm sie nur noch Urlaubsfahrten, für die sie besser geeignet war als die BREMEN. Sie machte im Dezember 1971 die letzte Reise im Transatlantikdienst des NDL zwischen Bremerhaven und New York und kam nach einer Abschlusskreuzfahrt als REGINA MAGNA unter griechische Flagge.⁸⁶

Bis 1973 blieb auch die EUROPA defizitär. Erst dann brachte sie ein Paket aus Marketingideen, Preiserhöhungen und Einsparungen in die Gewinnzone.⁸⁷ Anfang 1982 ersetzte Hapag-Lloyd die nunmehr fast 30 Jahre alte EUROPA durch einen eleganten Neubau gleichen Namens. Er entstand beim Bremer Vulkan.⁸⁸

85 Ders., Mit dem Lloyd (Anm. 4), S. 87-88; ausführlich ders.: Bremens letzte Liner (Anm. 20), S. 140-161.

86 Zum weiteren Schicksal der BREMEN siehe ebd., S. 125-137.

87 Ders., Gute Schiffe, schlechte Zahlen (Anm. 82), S. 169 f.

88 Ders., Schiffsinneausbau (Anm. 4), S. 236-241.

Herbert Schwarzwälder zum 90. Geburtstag

Von Sylvelin Wissmann

Am 14. Oktober 1919 in Bremen geboren, vollendet Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder in diesem Herbst sein 90. Lebensjahr.

Nach eigenen Worten des Jubilars wird eine Kindheit durch die allgemeinen Verhältnisse, die besondere Lage der Familie und die Persönlichkeit des Kindes bestimmt. In seinem Fall lassen sich diese Komponenten weit über die Kindheit hinaus erweitern, da die Lebensstrecke dieses Historikers nachdrücklich von den Ereignissen der Welt bewegt und bestimmt wurde und gleichzeitig dem familiären und persönlichen Nahraum Bremen aufs Engste verhaftet blieb, auch in seinem wissenschaftlichen Werdegang und Œuvre.

Seine Eltern – die Mutter aus Hasenbüren, der Vater nicht nur so benannt, sondern tatsächlich aus dem Schwarzwald – führte kurz vor dem Ersten Weltkrieg die berufsbedingte Wanderung des Schneidergesellen Schwarzwälder in Bremen zusammen. Elf Monate nach diesem Krieg, in dem der Vater bei der Kriegsmarine diente, wurde der Sohn Herbert geboren. Seine Kindheit war geprägt von elterlichem Fleiß und größten Einschränkungen, indirekt auch vom Verlust erster Familienerparnisse in der Inflation und später von NS-Repressalien gegen den in der SPD aktiven Vater. Trotz allem gelang es den Eltern, 1933 mit monatlicher Hypothekenabtragung ein kleines Haus in Findorff zu erwerben. Und sie achteten streng und unter Entbehrungen auf eine gute höhere Schulbildung für ihren Sohn Herbert und ebenso für seinen später geborenen Bruder Harry: Das Schulgeld für die Oberrealschule Dechanatstraße mit jährlich 35 Mark schlug bei einem Jahresverdienst des Vaters von 2000 Mark deutlich zu Buche.

Herbert Schwarzwälder fiel unter die 1937 verfügte Kürzung der Gesamtschulzeit auf zwölf Jahre und machte bereits 1938 das Abitur. Arbeitsdienst und Wehrdienst wollte er zügig ableisten, um dann ein Studium zu beginnen. Gegen Ende seines Wehrdienstes begann jedoch der Zweite Weltkrieg, den er an der Heimatflak, an der Ostfront und zuletzt an der Westfront durchlebte. Kurz vor Kriegsende geriet er in amerikanische Gefangenschaft und war zwei Jahre lang in Nebraska /USA auf verschiedenen Farmen und in Südwestengland zu Strandräumung, Kabel- und Siedlungsbau eingesetzt. 1947 entlassen und nach Bremen zurückgekehrt, besuchte er hier zunächst die zur Vorbereitung eines Studiums eingerichteten Hochschulkurse, um dann nach Marburg auf die Universität zu gehen. Das Studium verdiente er sich durch Aushilfsarbeiten beim Weser-Kurier in den Semesterferien.

In Marburg studierte er von 1948 bis 1953 Geschichte, Germanistik, Anglistik und Politologie. Im Fach Geschichte legte er bald eine gewisse Betonung auf die Mediävistik und folgerichtig betraf auch das Dissertationsthema, zu

dem Professor Heinrich Büttner ihn anregte, die Zeit bis etwa zum Jahre 1200. Schwarzwälder schloss mit dem Studium und dem Ersten Staatsexamen fast gleichzeitig auch die Promotion ab. Bereits mit dem Dissertationsthema zeigte er sich seiner Heimatstadt verbunden, auch das Referendariat leistete er an Bremer Schulen (Dechanatstraße und Leibnizplatz) ab. Nach dem Zweiten Staatsexamen im Jahre 1955 blieb er als Assessor und Studienrat am Gymnasium Leibnizplatz, bis er 1960 in Nachfolge von Hinrich Wulff als außerordentlicher Professor für Geschichte an die Pädagogische Hochschule berufen wurde.

Inzwischen ordentlicher Professor, wurde er mit seinen Kollegen ab 1971 in die neugegründete Universität Bremen integriert. Wäre es eine Ordinarienuniversität gewesen, so hätte er dort den Lehrstuhl für Regionalgeschichte innegehabt. Wie an der PH galt sein Hauptinteresse als Hochschullehrer einer soliden fachlichen Lehrerausbildung, daher war eine der meist drei Veranstaltungen pro Semester stets didaktisch-methodischen und wissenschaftstheoretischen Inhalts. Das damals in hoher Blüte stehende Gremienwesen an der Bremer Reformuniversität schätzte Schwarzwälder überhaupt nicht – er wollte vor allem Forscher und akademischer Lehrer sein. Als solcher arbeitete über das 68. Lebensjahr hinweg bis 1988 und wurde deswegen nicht pensioniert, sondern emeritiert.

Seine Frau Inge, geborene Weise, hatte Schwarzwälder bereits als Schülerin kennengelernt und war ihr dann während ihres Studiums in Paris wieder begegnet. Geheiratet wurde im Jahre 1962. Damit begann nicht nur eine Ehe, sondern eine lebenslange Zusammenarbeit. Die beiden wurden ein Team, bei dem Frau Schwarzwälder im privaten Bereich das »Chauffieren« – auch im übertragenen Sinne – und im wissenschaftlichen die zuverlässige und routinierte Unterstützung und Zuarbeit garantierte.

Die Dissertation zur Entstehungsgeschichte Bremens war der Beginn einer langen Serie von Veröffentlichungen, die bislang die Zahl von 133 erreicht hat, und des lebenslangen thematischen Kreisens um Bremen und Nordwestdeutschland; mit ihr etablierte sich Schwarzwälder als Regionalhistoriker. Auf einer Erkenntnisebene über der »ersten Schicht« bremischer Geschichtsschreibung etwa eines Buchenau oder von Bippen ist die Dissertation – zumal in ihrer Überarbeitung zur Veröffentlichung – umfassend, detailgenau und grundlegend, nicht zuletzt unter dem Aspekt des genutzten Materials: Abgesehen von den im Verzeichnis einzeln aufgeführten Urkunden und Rechtsquellen, steckt vor allem hinter der etwas unscheinbaren Angabe »Akten und Urkunden des Bremer Staatsarchivs« seine damalige und fortan konsequent praktizierte Arbeitsweise der direkten Quellenarbeit. Nicht zuletzt aber lotete Schwarzwälder mit dieser Arbeit von Anfang an die besonderen Möglichkeiten eines Regionalhistorikers aus, nämlich vertikal von naturräumlich-vorgeschichtlichen Gegebenheiten bis in die Gegenwart und horizontal in alle Aspekte bis in Nachbarwissenschaften hinein ausgreifen zu können. Die Variationsbreite seiner weiteren Themen zeugt davon: Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart spannt sich der zeitliche, von der europäisch-politischen Ereignis- bis zur bremischen Alltagsgeschichte der inhaltliche Bogen der Semesterthemen, Veröffentlichungen und Vorträge.

Herbert Schwarzwälder ist aktives Mitglied der Historischen Gesellschaft Bremen, des Hansischen Geschichtsvereins, der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen und korrespondierendes Mitglied des Hamburgischen Geschichtsvereins. Nicht nur von diesen Vereinigungen wurde er daher gerne als Vortragender in Anspruch genommen, Anfragen kamen aus dem gesamten nordwestdeutschen Raum und von unterschiedlichsten Einrichtungen.

Der Blick auf seine Lebensgeschichte bezeugt, wie deutlich die Ausübung seiner Funktionen, insbesondere die des Hochschullehrers und des Autors, durch seine spezifischen familiären wie historisch-gesellschaftlichen Erfahrungen geprägt wurde. Er erwartet Pflichtbewusstsein und Durchhaltewillen, zuallererst von sich selbst: Die wichtigste Veranstaltung lag jedes Semester montags um 8.15 Uhr. Aufrecht, aufrichtig und gewissenhaft (mit durchaus starrsinnigen Komponenten), so erlebten ihn Kollegen und Studierende als Person und auf die jeweilige Sache bezogen; in seinen Arbeiten wie Funktionen blieb er dabei bescheiden, uneitel und ohne Dünkel. Diese Haltung einer so genannten wissenschaftlichen Demut – sowohl dem historischen Material als auch den Adressaten gegenüber – führt dazu, dass er auf dem Hintergrund seines umfassenden »Großraum-Wissens« mit selbstverständlicher Akribie und Sorgfalt die Bitten auch lokaler oder fachfremder Zeitschriftenreihen erfüllt und ebenso die Bearbeitung eher kleinräumiger historischer Themen ausführt. Er thematisierte die Lebens- und Arbeitsverhältnisse des einfachen Volkes bereits, ehe dies in Folge der 1968er Bewegung als Alltagsgeschichte große Mode wurde. Dabei ging es ihm zum einen um die – ethisch wie wissenschaftlich begründete – Wertigkeit des »Kleinen«, der Alltagswelt der Einzelmenschen an sich, zum andern aber immer um deren Einordnen und Zuordnen zur »großen« Geschichte. Deutlichstes Beispiel dafür ist seine mehrbändige »Geschichte der Freien Hansestadt Bremen«, die von den Anfängen bis zum Jahre 1945 führt. Ursprünglich einbandig geplant, wuchs diese Darstellung unter der Feder zu dem funfbandigen Standardwerk an, das als sein Hauptwerk anzusehen ist. Trotz der zu bewältigenden Stofffülle richtete er sich auch hier nach dem Prinzip einer weitgehenden Gleichwertigkeit historischen Materials.

Zu diesem Hauptwerk gesellen sich weitere Ortsgeschichten (etwa Bremerhaven oder Ottersberg), Darstellungen historischer Zeitabschnitte (etwa zum Ende des Zweiten Weltkriegs) und nicht zuletzt eine Reihe umfangreicher Sammelbände. Diesen Einzelpublikationen steht eine Vielzahl von Beiträgen in Jahrbüchern, Zeitschriften oder Sammelbänden gegenüber, die immer wieder einzelne, nicht selten erstmals ans Licht geholte bzw. wissenschaftlich beschriebene Quellen betreffen; im Bremischen Jahrbuch findet sich zwischen 1955 und 2003 fast jährlich ein Beitrag. Nicht weniger aktiv arbeitete Schwarzwälder für die Hansischen Geschichtsblätter – namentlich als Rezensent. In Sammel- wie Einzeldarstellungen ist es Schwarzwälders Methode, historisches Material im eigentlichen Sinne zu veröffentlichen, d. h. es zu präsentieren, in den weiteren Sachzusammenhang sowie in seine Folgekette von Ursache und Wirkung einzuordnen. Dabei verfährt er außerordentlich gründlich, interpretiert und bewertet aber nur sehr vorsichtig und lässt so

Raum für Deutungen anderer. Er stellt Quellen in dieser Weise gleichsam zur Verfügung und schafft damit Grundlagen für weitere Forschungen. Sehr früh nahm er dabei Bildquellen ebenso ernst wie Schrift- oder Sachquellen; mehrere thematische Sammelbände wie etwa »Blick auf Bremen (1985)« oder »Bremen im 17. Jahrhundert (1996)« zeugen davon. Auch wenn die Schriftquellen im Vordergrund stehen, wie bei den Sammelbänden zu Reisen und Reisebeschreibungen oder über Bremen im 17. Jahrhundert, sind die zahlreichen beigefügten Abbildungen mehr als Illustration, sondern Veranschaulichung in einem anderen Medium.

Folgerichtig kulminiert diese vielleicht als enzyklopädisch-sammelnd zu bezeichnende Arbeitsweise des Erschließens und Zur-Verfügung-Stellens in seiner bisher letzten, wieder außerordentlich kenntnis- und umfangreichen sowie ungemein arbeitsintensiven Publikation, dem Großen Bremen-Lexikon. Dies Werk ist gewissermaßen ein Spiegel des Jubilars. Allerdings, so verlockend und eigentlich völlig korrekt es sein mag, ihn als »wandelndes Lexikon« zu bezeichnen, es wäre dem in ihm personifizierten Wissen eines langen Lebens doch nicht angemessen. Er ist schlicht der Mensch mit den derzeit umfassendsten Kenntnissen über Bremens Geschichte. Lebensgeschichte und Werdegang sind vermutlich Ursache dafür, dass Schwarzwälders umfangreichere Veröffentlichungen sehr weitgehend auch mit Blick auf die interessierte Öffentlichkeit verfasst sind. Er hat sein Wissen in vielfältiger Weise der Fachwelt und dem allgemeinen Publikum gleichermaßen zur Verfügung gestellt und dadurch dafür gesorgt, dass bremische Geschichte Allgemeingut werden konnte. Dafür sei ihm an dieser Stelle stellvertretend für Viele gedankt.

Bibliografie Professor Dr. Herbert Schwarzwälder

1. Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen. (Anhang: Lübeck als Gründungsstadt.) Beiträge zur Geschichte des norddeutschen Städtewesens im Mittelalter. Diss. phil. Marburg 1953. [Masch. schr.]
2. Die Gedichte in der Oberen Halle des Bremer Rathauses und ihre ursprüngliche Fassung. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 77 (1954), S. 31-55.
3. Bremens Weserbrücke im Mittelalter. In: Bremisches Jahrbuch 44 (1955), S. 292-298.
4. Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen. Ein Beitrag zur Geschichte des norddeutschen Städtewesens. Bremen 1955. [Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Heft 24].
5. Die Formen des Zauber- und Hexenglaubens in Bremen und seiner weiteren Umgebung, vor allem während des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Heimat und Volkstum. Bremer Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde 1958, S. 3-68.
6. Aus der Vergangenheit der Jungenschule 1909–1945; Aus der Vergangenheit der Mädchenschule 1904–1951. In: 50 Jahre Gymnasium am Leibnizplatz 1909–1959. Bremen 1959. [Geschichte der Hochschulen und Höheren Schulen Bremens seit 1528, Teil VII], S. 12-59 und 60-93.
7. Die Geschichte des Zauber- und Hexenglaubens in Bremen. Teil 1. In: Bremisches Jahrbuch 46 (1959), S. 156-233.
8. Die Geschichte des Zauber- und Hexenglaubens in Bremen. Teil 2. In: Bremisches Jahrbuch 47 (1960), S. 99-142.
9. Die Kirchspiele Bremens im Mittelalter. Die Großpfarre des Doms und ihr Zerfall. In: Niedersächsisches Jahrbuch 32 (1960), S. 147-191.
10. Bremens Aufnahme in die Hanse 1358 in neuer Sicht. In: Hansische Geschichtsblätter 79 (1961), S. 58-79.
11. Lübeck und Bremen im Mittelalter. In: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 41 (1961), S. 5-41.
12. Geschichte der Bremer Bürgerweide. In: Bremisches Jahrbuch 48 (1962), S. 139-202.
13. Bremen im Mittelalter. Gestaltwandel einer gewachsenen Stadt in ganzheitlicher Sicht. In: Studium Generale 16 (1963), S. 391-421.
14. Reise in Bremens Vergangenheit. Bremen 1965. – Zweite, überarbeitete und ergänzte Auflage Bremen 1984 (Untertitel: Stationen und Bilder einer 1200-jährigen Geschichte.). – Dritte Auflage Bremen 1993.
15. Berufe, Stände, Obrigkeit. In: Der Schlüssel 1965, Heft 1, S. 1-4.
16. Bremens frühe Schifffahrt. In: Der Schlüssel 1965, Heft 3, S. 1-4.
17. Die Machtergreifung der NSDAP in Bremen 1933. Bremen 1966. [Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, Heft 1].

18. Otto Bernhard, Josef Böhm, Johann Heinrich Böhmcker, Wilhelm Bohm, Karl Hampe, Friedrich Hardegen, Otto Heider, Lothar Koch, Karl Kurz, Theodor Laue, Richard Markert, Marie Roselius, Heinrich Schecker, Ludwig Schierenbeck, Johannes Schroers, Heinrich Schulz. [Biographische Artikel] in: Bremische Biographie 1912–1962. Hg. von der Historischen Gesellschaft zu Bremen und dem Staatsarchiv Bremen; in Verbindung mit Fritz Peters und Karl H. Schwebel bearbeitet von Wilhelm Lührs. Bremen 1969.
19. Bremens Häfen Stunde Null. In: Der Schlüssel 1970, Heft 2, S. 28 - 30.
20. Bremen im Wandel der Zeiten. Die Altstadt. Bremen 1970. – 2. Auflage Bremen 1977.
21. Bremen. [Artikel] in: Stern, Carola (Hg.): Lexikon zur Geschichte und Politik im 20. Jahrhundert, Bd. 1. Köln 1971, S. 104 - 105.
22. 4. Mai 1945. Rettung in letzter Stunde. Bremerhaven wäre als Marinefestung vernichtet worden. In: Niederdeutsches Heimatblatt. Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern, Nr. 260, August 1971.
23. Die Chronik von Rinesberch und Schene. Verfasser, Bearbeiter, Überlieferung. In: Bremisches Jahrbuch 52 (1972), S. 21 - 37.
24. Berühmte Bremer. München 1972.
25. Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende 1945. 1. Die Vorbereitung auf den »Endkampf«. Bremen 1972. [Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, Heft 5].
26. 350 Jahre alt: Die Neustadt von Bremen. Der lange Weg zur Gleichberechtigung. In: Der Schlüssel 1973, Heft 2, S. 2 - 5.
27. Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende 1945. 2. Der britische Vorstoß an die Weser. Bremen 1973. [Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, Heft 6].
28. Bremen im Wandel der Zeiten. Die Neustadt. Bremen 1973.
29. Bremen und Nordwestdeutschland am Kriegsende 1945. 3. Vom Kampf um Bremen bis zur Kapitulation. Bremen 1974. [Bremer Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte, Heft 7].
30. »Gräfin« Emma von Lesum und der »Bremer Krüppel«. Historische Wahrheit – Sage – Dichtung. In: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 18 (1974), S. 387 - 406.
31. Das Ende an der Unterweser. Bremerhaven (Wesermünde) und Umgebung am Kriegsende 1945. Bremerhaven 1974. [Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bremerhaven, Heft 1].
32. Gruß aus Bremen. Postkarten um die Jahrhundertwende. Bremen 1975.
33. »Bannerlauf« und »Verrat« in Bremen 1365–1366. In: Bremisches Jahrbuch 53 (1975), S. 43 - 90.
34. Einführung. Zu: Kohl, Johann Georg: Alte und neue Zeit. Episoden aus der Cultur-Geschichte der freien Reichs-Stadt Bremen. Bremen 1871. Faksimile-Ausgabe Bremen 1975.
35. Geschichte der Freien Hansestadt Bremen. I: Bis zur Franzosenzeit (1810). Bremen 1975.

36. Geschichte der Freien Hansestadt Bremen. II: Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg (1810–1918). Bremen 1976.
37. Einführung. Zu: Storck, Adam: Ansichten der Freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen. Frankfurt 1822. Nachdruck Bremen 1977, S. XV-XXXIX.
38. Mit Schwarzwälder, Inge: Bremerhaven und seine Vorgängergemeinden. Ansichten, Pläne, Landkarten 1575 bis 1890. Bremerhaven 1977. [Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bremerhaven, Bd. 2].
39. Technische Sehenswürdigkeiten im Bremen der Barockzeit. In: Bremisches Jahrbuch 55 (1977), S. 19-75.
40. Die Baugeschichte nach historischen Quellen von 780–1100. In: Brandt, Karl Heinz: Ausgrabungen im Bremer St. Petri-Dom 1974–76. Bremen 1977.
41. Der Bischofsstab des Grabes Nr. 18 im Bremer Dom im Rahmen der Limousiner Krummstäbe mit der Verkündigungsdarstellung. In: Bremisches Jahrbuch 56 (1978), S. 205-215.
42. Der »deutsche« Spion und Bremen. Thomas Lediard, Sekretär des britischen Gesandten beim niedersächsischen Kreis in Hamburg, und der Gesandte Sir Cyril Wich. In: Bremisches Jahrbuch 57 (1979), S. 87-123.
43. Oberstleutnant Johann Georg von Bendeleben und sein großes Feuerwerk in Bremen zur Erinnerung an den Frieden von Habenhausen am 20. Oktober 1668. In: Bremisches Jahrbuch 58 (1980), S. 11-22.
44. Postkarten-Album Oberneuland, Horn, Schwachhausen, Parkviertel, Bürgerpark. Bremen 1981.
45. Lebensverhältnisse und Krankenversorgung in Bremen zur Gründungszeit des Ärztlichen Vereins. In: Bremer Ärzteblatt 1/1982, S. 14-21.
46. Kranksein vor 150 Jahren. In: Der Schlüssel 1982, Heft 1, S. 21-24.
47. Bremen. [Artikel] in: Angermann, Norbert (Hg.): Lexikon des Mittelalters II, München u. Zürich 1982, Spalte 603-606.
48. Bremervörde und Zeven in alten Reisebeschreibungen. In: De Sood. Mitteilungen des Heimatbundes Bremervörde-Zeven. Nr. 20 (Oktober 1982), S. 1-8.
49. Die Carlsburg in Berichten von Zeitgenossen 1672 bis 1676. In: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 61 (1982), S. 145-240.
50. Reisen im alten Hannoverland. Teil I. In: Alt-Hannoverscher Volkskalender 1983. Sulingen 1982, S. 60-64.
51. Reisen und Reisende in alter Zeit. In: Heimat und Kultur zwischen Elbe und Weser, Jahrgang 2 (1983), Nr. 3, S. 1-4.
52. Reisen im alten Hannoverland. Teil II. In: Alt-Hannoverscher Volkskalender 1984. Sulingen 1983, S. 81-85.
53. Geschichte der Freien Hansestadt Bremen. III: Bremen in der Weimarer Republik (1918–1933). Hamburg 1983.
54. Der St.-Jakobibrunnen in Bremen. In: Bremisches Jahrbuch 60/61 (1982/83), S. 195-201.

55. Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts über Nord(west)deutschland. In: Griep, Wolfgang / Jäger, Hans Wolf (Hg.): Reise und Soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts. Heidelberg 1983, S. 127-168.
56. Der Club zu Bremen 1783–1983 (Hg.): 200 Jahre in Bremen / 200 years in Bremen. Historische Bilder und Texte Prof. Dr. Herbert Schwarzwälder. [Deutsche und englische Ausgabe] Bremen 1984.
57. Reisekosten als Faktor der Reisemodalitäten in Nordwestdeutschland um 1600. In: Brosius, Dieter / Last, Martin (Hg.): Beiträge zur niedersächsischen Landesgeschichte. Zum 65. Geburtstag von Hans Patze. Hildesheim 1984, S. 181-208.
58. Sitten und Unsitten, Bräuche und Mißbräuche im alten Bremen in den Proklamen eines Hochedlen, Hochweisen Rathes dieser Stadt. Bremen 1984.
59. Reisen im alten Hannoverland. Teil III. In: Alt-Hannoverscher Volkskalender 1986. Sulingen 1985.
60. Blick auf Bremen. Ansichten – Vogelschauen – Stadtpläne vom 16.–19. Jahrhundert. Bremen 1985.
61. Geschichte der Freien Hansestadt. IV: Bremen in der NS-Zeit (1933–1945). Hamburg 1985. – 2. Auflage der Bände I – IV in fünf Bänden. Bremen 1995.
62. Hannoversche Gefängnisse des 18. Jahrhunderts, wie der Engländer John Howard sie sah. In: Alt-Hannoverscher Volkskalender 114. Sulingen 1986, S. 81-84.
63. Niederschlag der schwedischen Herrschaft in nordwestdeutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. In: Bohmbach, J. (bearb.): Die Bedeutung Norddeutschlands für die Großmacht Schweden im 17. Jahrhundert. Stade 1986. [Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Stade, Bd. 3], S. 71-85.
64. Das Leben in der Burg Ottersberg von 400 Jahren nach alten Inventaren. In: Eibe. Zeitschrift der Freien Rudolf-Steiner-Schule in Ottersberg, Nr. 51 (April–Juni 1986), S. 40-42.
65. Die Entwicklung der Häfen an der Unterweser. In: Stoob, Heinz (Hg.): See- und Flußhäfen vom Hochmittelalter bis zur Industrialisierung. Köln / Wien 1986.
66. Königin Karoline Mathilde von Dänemark, Prinzessin von Großbritannien. In: Alt-Hannoverscher Volkskalender 115. Sulingen 1987, S. 41-47.
67. Die Geschichte von Ottersberg in neuer Sicht. Die erzbischöfliche Zeit. In: Heimatkalender für den Landkreis Verden 1987, S. 108-118.
68. Mit Schwarzwälder, Inge: Reisen und Reisende in Nordwestdeutschland. Beschreibungen, Tagebücher und Briefe, Itinerare und Kostenrechnungen. Band 1: Bis 1620. Hildesheim 1987.
69. Bremen in der Publizistik der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1615–1642). In: Bremisches Jahrbuch 65 (1987), S. 43-105.
70. Residenz und Stadt Hannover im Blick von Reisenden. In: Alt-Hannoverscher Volkskalender 116. Sulingen 1988, S. 49-54.
71. Das Haus Ottersberg unter der Herrschaft der Stadt Bremen 1547–1562. In: Bremisches Jahrbuch 66 (1988), S. 115-155.
72. Von Stade bis Otterndorf [Bericht einer Reise von Thomas Hodgskins 1818]. In:

- Kulturlandschaft zwischen Elbe und Weser. 25 Jahre Landschaftsverband der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden. Stade 1988, S. 91-95.
73. Das Wasserrad an der Bremer Weserbrücke 1393 bis 1822 – ein teures »Wunderwerk«, In: Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte (Focke-Museum) (Hg.): Wasser. Zur Geschichte der Trinkwasserversorgung in Bremen. Bremen o. J. (1988), S. 15 - 49.
 74. Fürstliches Jagdvergnügen in der Goehrde. In: Alt-Hannoverscher Volkskalender 117. Sulingen 1989, S. 52 - 49.
 75. Bremen und Hannover 1837/1838. König Ernst August in Bremerhaven. In: Stader Jahrbuch 1988, S. 39 - 60.
 76. Das Ringen um die Gebietsneuordnung nördlich der Lesum im Rahmen der Reichsreform und der Deutschen Gemeindereform 1933 – 1940. In: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 31 (1989), S. 9 - 45.
 77. Kindheit im Ostertorsviertel. In: König, Johann-Günther (Hg.): Kinner mit'n Willen kriegt wat vör de Billen... Bremer Kindheiten. Bremen 1989, S. 283 - 305.
 78. Bremen 1638. Im Jahr der Gründung der Domdiakonie. In: Hospitium Ecclesiae, Band 17 (1989), S. 113 - 123.
 79. Die 800-jährige Geschichte von Ottersberg. Burg und Festung, Amt und Flecken. I. Teil: Bis zur Franzosenzeit 1813. Fischerhude 1989.
 80. Inventare des 17. Jahrhunderts für Rotenburg, Ottersberg und Zeven als Quelle für die Bau-, Sozial- und Kulturgeschichte. In: Schulze, Heinz-Joachim (Hg.): Landschaft und regionale Identität. Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln. Schriftenreihe des Landesverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 3 (1989), S. 132 - 160.
 81. Sehenswürdigkeiten in Bremen einst und jetzt. Bremen 1990. – 2. Auflage 1993.
 82. Maurermeister Johann Knust über den nördlichen Anbau des Rathauses und über die älteste Börse, 1672. In: Bremisches Jahrbuch 70 (1991), S. 41 - 54.
 83. Paganini in Bremen. In: Bremisches Jahrbuch 70 (1991), S. 71 - 86.
 84. Wilhelm von Bippen. In: Klose, Olaf (Hg.): Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Band 9. Neumünster 1991, S. 55 - 58.
 85. Inventar des 17. Jahrhunderts für Zeven als Quelle für die Bau-, Sozial- und Kulturgeschichte. In: De Sood. Mitteilungen des Heimatbundes Bremervörde-Zeven Nr. 29 (Oktober 1991), S. 22 - 30.
 86. Zu diesem Buch. [Nachwort] in: Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Hansestadt Bremen. 2. Abteilung: Kohl, Johann Georg: Episoden aus der Kultur- und Kunstgeschichte Bremens. Bremen 1870. Faksimile Ausgabe Bremen 1991.
 87. Kleine Leute im Dorf. Die Neubauerstelle Schloen in Sottrum im 18./19. Jahrhundert. In: Rotenburger Schriften Heft 74/75 (1991), S. 81 - 98.
 88. Schulen und Schulmeister in Rothlake und Stellenfelde 1794 – 1851. In: Heimatkalender für der Landkreis Verden 1992, S. 65 - 77.
 89. Johann Georg Kohl als bremischer Kulturgeschichtsschreiber. In: Johann Georg Kohl. Progress of Discovery. Auf den Spuren der Entdecker. Graz 1993, S. 159 - 169.

90. Wilhelm von Bippen. In: Bruns, Alken (Hg.): Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten. Neumünster 1993, S. 42 - 45.
91. Bremer Geschichte. Bremen 1993.
92. Karl. H. Schwebel 1911–1992. In: Hansische Geschichtsblätter 111 (1993), S. V–VII.
93. Das Gut Wiepelnbusch in Hagen-Grinden und sein Meierbuch. In: Heimatkalender für den Landkreis Verden 1994, S. 173 - 194.
94. Bremen und Italien: Begegnungen vom 16. bis 18. Jahrhundert – Erfahrungen und Beobachtungen in der »Fremde«. In: Marzahn, Christian (Hg.): Bremen und Italien. Zur Geschichte einer Beziehung. Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Heft 16 (1994), S. 22 - 43.
95. Die Inventare von Langwedel (1585 und 1566), Thedinghausen (1585) und Bederkesa (1634) als Quellen zur Bau- und Sozialgeschichte von Amtssitzen im Erzstift Bremen. In: Stader Jahrbuch 1991/92, S. 102 - 137. [Stade 1994].
96. Kleines Bremer Straßenbrevier. Industrielle und Kaufleute als Namensgeber Bremer Straßennamen. [Serie] in: Handelskammer Bremen (Hg.): Wirtschaft in Bremen. Bremen 1994. Nr. 6: H. H. Meier, Crüsemann, Papendieck, Lüderitz; Nr. 7: Franz Schütte, Joh. Lange, Stapelfeldt; Nr. 8: Kulenkampff, Erling; Nr. 10: Borgward.
97. Reisen in alter Zeit. In: Tourismus im Umbruch? Wilhelmshavener Tage Nr. 5 (1993). Wilhelmshaven 1995, S. 5 - 26.
98. Bremen – ein verlorenes Stadtbild. Gudensberg-Gleichen 1994.
99. Bremen als Hansestadt im Mittelalter. In: Hansische Geschichtsblätter 112 (1994), S. 1 - 38.
100. Juden und Synagogengemeinde in Ottersberg. In: Heimatkalender für den Landkreis Verden 1995, S. 31 - 64.
101. Wirtschaftliche, soziale und politische Strömungen in Bremen um 1900. In: Roeder, Hartmut (Hg.): Bremen – Handelsstadt am Fluß. Bremen 1995. [Veröffentlichungen des Freundeskreises des Überseemuseums]. *Einzeltitle:* Liberalismus und Fernhandel, Kolonialismus und Arbeiterbewegung. S. 18 - 26; Bremer als Kunst- und Kulturmäzene. S. 150 - 153; Das »Geistige Bremen« bis zur Jahrhundertwende. S. 153 - 156; Schaffermahl und Bremer Eiswette. S. 161 - 164.
102. Rotenburg im Blick von Reisenden in alter Zeit. In: Rotenburger Schriften, Heft 82/83 (1995), S. 7 - 28.
103. Mit von Reinken, Ursula: Johann Christoph Anthony (1732–1798) und drei Familienangehörige. In: Die Gräber im Bremer St. Petri-Dom, Folge 3. Blätter der »Maus«, 15. Heft, April 1996, S. 46 - 47.
104. Ein Fall der Militärjustiz. Das Verfahren gegen eine Bremerin wegen »Wehrkraftzersetzung«. Briefe aus dem Gefängnis und Zuchthaus 1944/45. In: Bremisches Jahrbuch 74/75 (1995/1996), S. 227 - 265.
105. War Roeder Görings bester Mann? In: Achimer Geschichts-Hefte, Heft 9, November 1996, S. 48 - 50. [Leserbrief] zu: »Der Prozeß gegen Reichskriegsgerichtsrat Manfred Roeder. Freispruch für Görings besten Mann«. In: Achimer Geschichts-Hefte, Heft 7; [unautorisiert].

106. Bremen im 17. Jahrhundert. Glanz und Elend einer alten Hansestadt. Bremen 1996.
107. Die Bischöfe und Erzbischöfe von Bremen. Ihre Herkunft und Amtszeit – ihr Tod und ihre Gräber. Teil I. In: Die Gräber im St. Petri-Dom, Folge 4. Blätter der »Maus«, 16. Heft, Dezember 1996, S. 3 - 48
108. Niederländer in Bremen im 16./17. Jahrhundert. In: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 6 (1997), S. 85 - 95.
109. Die Gräber der Bischöfe und Erzbischöfe von Bremen. Ihre Herkunft und Amtszeit – ihr Tod und ihre Gräber. Teil II, 1497–1648. In: Die Gräber im St. Petri Dom, Folge 5. Blätter der »Maus« 17. Heft, März 1997. *Einzeltitel:*
Die Gräber im Bremer St. Petri Dom, S. 5 -12;
Die Gräber der Bischöfe des 9.–11. Jahrhunderts im Bremer Dom sowie die Sammelgräber des 11. Jahrhunderts und von 1420, S. 13 -18;
Ein romanischer Grabstein im Dom – lag er auf einem Sammelgrab von drei Erzbischöfen?, S. 19 -24;
Gräfin Emma von Lesum, † 1038, S. 25 -31;
Hinrich von Haren (Hinrick van Haaren), † 1419, S. 32 -33.
110. Gruss aus Bremen. Die Altstadt auf frühern Ansichtskarten. Bremen 1998.
111. Die Revolution in Bremen 1848. In: Deutsche Revolutionen 1848–1918–1989. Fünfte Historisch-Politische Tage am WIS 1997. Bremen 1998, S. 19 -36.
112. Bremen und die Seeräuber. In: Bracker, Jörgen / Henn, Volker (Hg.): Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos. 2. Auflage Lübeck 1998, S. 822 ff.
113. Die Weserkorrektion. In: Aschenbeck, Nils / Stock, Wolf-Dietmar (Hg.): Die Weser. Fischerhude 1998, S. 66 - 69.
114. Schiffsreisen auf der Weser von 1776 bis 1900. In: Küster, Bernd (Hg.): Die Weser 1800–2000. Bremen 1999, S. 8 -29.
115. Bremen. [Städtebild] in: Behringer, Wolfgang / Roeck, Bernd (Hg.): Das Bild der Stadt in der Neuzeit. München 1999, S. 157-164.
116. Bremen und Bremerhaven. Umriß der historischen Gegebenheiten. In: Braun, Harald (Hg.): Illustrierte Geschichte von Turnen und Sport im Lande Bremen. Ein gesellschaftskritischer Beitrag zur Kulturgeschichte I, Bremen 1999.
117. Die Aschenburg. Von Steinhaus und Bastion zum Wohnhaus und Bürohaus. In: Bremisches Jahrbuch 78 (1999), S. 9 -22.
118. Reisende auf der Weser. In: Kastler, José / Lüpkes, Vera (Hg.): Die Weser. Ein Fluss in Europa. Band II: Aufbruch in die Neuzeit / Weserrenaissance-Museum Schloß Brake, Lemgo. Holzminden 2000, S. 204 -213.
119. Der Empfang eines norddeutschen Barockfürsten. Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg in Bremen. In: Feste und Bräuche in Bremen. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte der Hansestadt. Festschrift zum hundertsten Geburtstag des Focke-Museum. Bremen 2000. [Jahrbuch der Wittheit 1999/2000], S. 75 -79.
120. Der Bazar des Bremer Frauenerwerbs- und Ausbildungsvereins unter dem Motto »Freimarkt 1950«. Daselbst S. 190 -209.

121. Das große Rad an der Weserbrücke in Bremen. In: Frontinus-Gesellschaft (Hg.): Die Geschichte der Wasserversorgung, Band 5: Die Wasserversorgung in der Renaissancezeit. Mainz 2000, S. 219 - 226.
122. Das Olbers-Denkmal. Planung, Entstehung, Aufstellung 1844 – 1850. In: Bremisches Jahrbuch 80 (2001), S. 123 - 145.
123. Das Große Bremen-Lexikon. Bremen 2002. – 2. aktualisierte, überarbeitete und erweiterte Auflage in 2 Bänden, Bremen 2003.
124. Nachbemerkung. Zu: Hauff, Wilhelm: Phantasien im Bremer Rathskeller. Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines. Bremen 2001, S. 109 - 119. – 2. Auflage 2004.
125. Emma von Lesum, gest. 3.12.1038. Wohltäterin der Kirche, Heilige. In: Bei der Wieden, Brage / Lokers, Jan (Hg.): Lebensläufe zwischen Elbe und Weser. Ein biographisches Lexikon. Stade 2002, S. 109 - 119.
126. Borgfeld. Ein Dorf mit Geschichte. Borgfeld 2003 [Borgfelder Blätter Heft 1].
127. Bremen um 1300 und sein Stadtrecht von 1303. In: Elmshäuser, Konrad / Hofmeister, Adolf E. (Hg.): 700 Jahre Bremer Recht 1303 – 2003. Bremen 2003. [Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Band 66], S. 29 - 45.
128. Denkmalsphantasien des Bremer Malers und Zeichners Otto Bollhagen für den Bürgerpark 1898. In: Bremisches Jahrbuch 82 (2003), S. 187 - 206.
129. Rickmers, Familie; Ritter, Hermann. [Artikel] in: Neue Deutsche Biographie, Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 21. Band. München 2003, S. 552 - 553 und 657 - 658.
130. Roselius, Ludwig. [Artikel] in: Neue Deutsche Biographie, 22. Band. München 2005, S. 47 - 48.
131. (Hg.): Bremen in alten Reisebeschreibungen. Briefe und Berichte von Reisenden zu Bremen und Umgebung (1581 – 1847). Bremen 2006.
132. Lüneburger Architektur in den Skizzenbüchern des Bremer Handwerkers und späteren Architekten Boy Paysen 1907 – 1908. In: Borchert, Danny / Lamschus, Christian (Hg.): »Der Stadt zur Zierde...«. Beiträge zum norddeutschen Städtewesen. Festschrift für Uta Reinhardt. Göttingen 2008. [De Sulte, Band 20], S. 209 - 221.
133. Das Große Bremen-Lexikon. Ergänzungsband A – Z. Bremen 2008.

Rezensionen und Hinweise

Barfuß, Karl Marten, Müller, Hartmut und Tilgner, Daniel (Hrsg.): *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von 1945 bis 2005*. Bd. 1: 1945–1969. Bremen: Temmen 2008. 612 S.

Die Geschichte (West-)Deutschlands nach 1945 gehört zu den mittlerweile intensiv bearbeiteten Gebieten der Historiographie: Neben zahllosen Spezialstudien liegt schon seit Anfang der achtziger Jahre ein Reihenwerk zur Politikgeschichte der Bundesrepublik vor, das erst jüngst um einen Band zu den Regierungsjahren Helmut Kohls ergänzt wurde.¹ Die Überblickswerke und die Darstellungen zu einzelnen Forschungsgebieten nutzen zumeist das Wendejahr 1989/1990 zur Periodisierung und beschränken sich damit nicht mehr nur auf die unmittelbare Nachkriegszeit.² Schließlich haben drei namhafte Historiker in den letzten Jahren Gesamtdarstellungen über die Geschichte der Bundesrepublik vorgelegt, die sich in Fragestellung, Gliederung und Bewertung deutlich voneinander unterscheiden.³ Aus diesen Gründen ist das Fehlen einer Geschichte der Freien Hansestadt Bremen nach 1945 ein Desiderat, dem auch Sammelbände zu der unmittelbaren Nachkriegszeit und den 50er Jahren nicht abhelfen können.⁴ Gerade die mittlerweile umfangreiche Forschungsliteratur⁵ über das Land Bremen als Teil der »alten« Bundesrepublik verlangt nach einer Synthese, die als Rahmen dienen kann, um die verschiedenen Spezialuntersuchungen einzuordnen, ihre Ergebnisse zu gewichten und die unterschiedlichen Deutungen miteinander zu vergleichen.

Die nun in der Edition Temmen vorgelegte *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen 1945 bis 2005*, deren erster Band die Zeit von 1945 bis 1969 behandelt, kann diesen Anspruch überwiegend erfüllen, versteht sie sich doch als eine Fortsetzung des Reihenwerks von Herbert Schwarzwälder. Damit liegt ihr keine übergeordnete und explizit formulierte Forschungsperspektive zu Grunde. Vielmehr muss sich dieses Projekt an einer klaren Struktur, an einer vollständigen Behandlung der wichtigen Themen und natürlich auch an der Richtigkeit der gemachten Angaben messen lassen. Was den Aspekt der Gliederung angeht, weiß dieses neue Reihenwerk zu überzeugen. Der erste Band ist in zwei »Großkapitel« eingeteilt, von denen das erste die Zeit von 1945 bis 1950, das zweite die Zeit von 1951 bis 1969 umfasst. Innerhalb jedes

- 1 Vgl. Andreas Wirsching: *Abschied vom Provisorium 1982–1990*, München 2006 (*Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Bd. 6).
- 2 Die Bände der Enzyklopädie der deutschen Geschichte behandeln in der Regel die gesamte Zeit der Bundesrepublik bis zum Epochenjahr 1989.
- 3 Vgl. Konrad Jarausch: *Die Umkehr. Deutsche Wandlungen*, München 2004, Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 5: 1949–1990, München 2008, Edgar Wolfrum: *Die geglückte Republik, Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2005.
- 4 Vgl. Hans G. Jansen, Renate Meyer-Braun: *Bremen in der Nachkriegszeit : 1945–1949*, Steintor 1990 und *Bremen in den fünfziger Jahren*, hrsg. von Karl-Ludwig Sommer, Bremen 1989.
- 5 So liefert die Datenbank der Jahresberichte für deutsche Geschichte nicht weniger als 130 Treffer zum Schlagwort »Bremen« für die Epochen der Nachkriegszeit und der Bundesrepublik.

»Großkapitels« informieren einzelne Abschnitte über die Bereiche Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Stadtentwicklung/Architektur. Für jeden dieser Bereiche konnten bekannte Fachleute gewonnen werden. Das Kapitel »Schlagzeile und Stadtgespräch« referiert kurz, womit die Blätter mit den großen Buchstaben titelten und worüber sich die Bremer angeregt unterhielten. Diese thematische Einteilung ist sinnvoll und deckt damit eine thematische Spannweite ab, die man schon von Schwarzwälders Reihenwerk kennt und die sich auch im Vergleich mit den jüngst erschienenen Gesamtdarstellungen zur Geschichte der Bundesrepublik behaupten kann. Dass die Abgrenzung der einzelnen Themen nicht trennscharf erfolgt, liegt in der Natur der Sache. Vielmehr wird jedes Thema ungefähr gleichgewichtet behandelt, so dass keine der vier Analysedimensionen Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur quantitativ zu kurz kommt.

Diskutierenswert ist aber die Feststellung, dass dieses Projekt »sich in erster Linie als Geschichte der Stadt Bremen als Teil des Bundeslandes Freie Hansestadt Bremen« (S. 7) verstehe. Damit wird die viel diskutierte staats- und kommunalrechtliche Doppelstellung Bremens als Gemeinde und Bundesland nicht näher thematisiert, sondern quasi zum Ansatz der Arbeit, und der Leser ist etwas ratlos, was vor ihm liegt: eine Stadt- oder eine Landesgeschichte? Diese konzeptionelle Unklarheit macht sich inhaltlich bemerkbar. An keiner Stelle erfährt der Leser zusammenhängend etwas über Bremerhaven, und auch die Darstellung von Bremen-Nord bleibt blass. Kurze Abrisse über die Entwicklung in diesen Landesteilen wären eine gute Ergänzung, wengleich sie schwierig in die Gliederung zu integrieren wären.

Die Wiedererrichtung der politischen Institutionen und politische Entwicklung der Freien Hansestadt Bremen wird von Karl-Ludwig Sommer und Hans Wrobel souverän dargestellt, wobei beide Autoren auf bereits von ihnen vorgelegten Studien zurückgreifen können. Die Neugründung des Landes Bremen nach 1945, das Verhältnis der bremischen Politik und Verwaltung zu den Militärbehörden, die Verschiebungen und Verwerfungen im Parteiengefüge, die Entnazifizierung und der Neuaufbau im Justizwesen sowie ausgesuchte Themenfelder der Landespolitik – alles dieses wird angemessen und ausgewogen geschildert. Indessen kommt die Analyse zu kurz. Der Leser muss sich aus anderen Untersuchungen Sommers⁶ darüber informieren, was der parteipolitische und koalitionstaktische Kern einer nach Außen als Bündnis von »Kaufleuten und Arbeiterschaft« dargestellten Politik war. Und auch die für die jüngere Rechtsgeschichte wichtige Bereinigung bremischen Rechts von 1964 sowie das Bremer Pressegesetz von 1965 sind eine eingehendere Behandlung wert, die Fragen nach den rechtspolitischen Leitideen, nach einer spezifisch sozialliberalen Handschrift und nach vergleichbaren Entwicklungen in anderen Bundesländern beantworten könnte.

Besonders eindrucksvoll fällt das Kapitel über die wirtschaftliche Entwicklung Bremens aus. Karl Marten Barfuß gelingt eine Zusammenschau, die mustergültig ist: So werden die Veränderungen der bremischen Volkswirtschaft sowie die wirtschafts- und finanzpolitischen Entscheidungen skizziert, wobei das Kapitel immer wieder Bezug auf die Entwicklung Westdeutschlands nimmt. Die Erklärung des Wirtschaftsaufschwungs der Bundesrepublik insgesamt dient dabei als Kontrastfolie⁷,

6 Vgl. Wilhelm Kaisen. Eine politische Biographie, Berlin 2000, Wilhelm Kaisen und Richard Boljahn: Konturen einer besonderen politischen Partnerschaft, in: Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 62, Bremen 1998, S. 194 - 214 und Politik im Zeichen des Bündnisses von »Kaufleuten und Arbeiterschaft«, in: Bremen in den fünfziger Jahren, hrsg. von Karl-Ludwig Sommer, Bremen 1989, S. 8 - 76.

um die Besonderheiten der ökonomischen Situation und Entwicklung des Landes Bremen herauszuarbeiten. Darüber hinaus vertieft Barfuß diese makroökonomische Skizze für bestimmte Branchen, womit den zwei Beiträgen mit insgesamt über 120 Seiten Handbuchcharakter zukommt. Lediglich die Fischwirtschaft und mit ihr die Bremen-Vegesacker-Fischereigesellschaft fehlen. Denn schließlich spart die Darstellung auch die Situation einzelner wichtiger Unternehmen nicht aus, was sich im Falle Borgward zu einem firmengeschichtlichen Kurzportrait verdichtet. Der Autor hat damit mehr als eine Gesamtdarstellung über die wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1945 und 1969 verfasst, er hat einen substantiellen Beitrag zur Wirtschafts-geschichte des Bundeslandes Bremen vorgelegt, der neue Forschungsfragen anregt.

Auch die beiden von Lutz Liffers über die Kultur zwischen 1945 und 1969 verfassten Kapitel besitzen Handbuchcharakter. Gründlich wird die Wiederaufnahme des Kulturbetriebs in den verschiedenen Einrichtungen der Stadt dargestellt. Von der Kunsthalle über die Museen bis hin zum Kinobetrieb informieren die insgesamt knapp 60 Seiten umfassend über die einzelnen Institutionen. Liffers setzt zwei Schwerpunkte: den Beitrag der Amerikaner zum Kulturleben und die Entwicklung des Theaters in Bremen. Damit gelingt es dem Verfasser, ein differenziertes Bild vom Kulturleben der Stadt Bremen zwischen Tradition und Moderne zu zeichnen, und er umgeht die Falle, Klischees über die Muffigkeit der Adenauerjahre auf seinen Untersuchungsgegenstand zu projizieren.⁸ Es mag dem begrenzten Platz geschuldet sein, dass Liffers' Analyse nicht noch andere Aspekte vertieft: Die Erosion der Arbeiterkultur nach 1945 wird eher behauptet, als dargestellt (S. 221). Auch werden die öffentliche Rezeption von Kultur, der Kulturkonsums durch die Bevölkerung und die Breiten-, Populär- und Jugendkultur an zahlreichen Stellen am Rande erwähnt, aber nicht systematisch ausgewertet.

Detlef Kniemeyer und Eberhard Syring bieten im Abschnitt »Stadtentwicklung und Architektur« eine gute Darstellung beider Aspekte. Ihre Beiträge stellen die Konzepte des Wiederaufbaus im Zusammenhang mit den Debatten um die Stadtplanung und Stadtentwicklung in Deutschland dar, anschließend thematisieren sie Verkehrs- und Grünplanung sowie die Architektur von Wohnungsbau, Arbeitsstätten und Freizeit- und Kultureinrichtungen sowie den Wiederaufbau der Innenstadt. Der Schwerpunkt liegt auf Form und Anspruch der Planungen und der Architektur, so dass Fragen der Baupolitik, aber auch der Bauwirtschaft und Bautechnik nur am Rande behandelt werden. Der Baulandskandal etwa wird nur sehr verkürzt geschildert (S. 554). Diese Konzentration auf die Formensprache verschafft dem Leser zwar einen Überblick darüber, was an den jeweiligen Gebäuden neu und besonders war. Zuweilen geht aber aus der Darstellung nicht klar hervor, ob die Autoren zeitgenössische Einschätzungen oder ihre eigenen referieren. Dies mindert den Wert ihrer Beiträge insbesondere dann, wenn sie pointierte Interpretationen fast schon feuilletonistisch in den Raum stellen. So bleibt unklar, ob es sich beispielsweise bei ihrer Bezeichnung der Trias von Rathaus, Dom und Haus der Bürgerschaft »als Gestalt gewordener Ausdruck eines politischen Kräftegleichgewichts zwischen Bürgertum, Kaufmannschaft und Klerus« (S. 580) um eine zeitgenössische Charakterisierung handelt und in welchem Kontext diese entstanden ist.

7 Gerade die von Werner Abelshausen (Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945, München 2004) vertretene Rekonstruktions-These wird herangezogen, um auch die Verhältnisse in Bremen zu erklären.

8 Vgl. Rainer B. Schossig: »Buntgelackte Träume«. Bremer Kunst und Künstler, in: Bremen in den fünfziger Jahren, hrsg. von Karl-Ludwig Sommer, Bremen 1989, S. 97-113.

Von den anderen Kapiteln unterscheiden sich die beiden Abschnitte über die Gesellschaft durch eine Vielzahl von Autoren, die jeweils kürzere Beiträge beigesteuert haben. Im Ergebnis werden Schlaglichter auf zahlreiche Facetten geworfen: das Alltagsleben in den Trümmern und im Wirtschaftswunder, die Lage der Vertriebenen und der Displaced Persons, die Neugründung der Verbände, insbesondere der Gewerkschaften, der Wiederaufbau von Polizei, Gesundheitswesens und Bildungssystem und die Situation der Jugend samt der Straßenbahnunruhen sowie ein Überblick über wichtige Sportereignisse. Unbestritten handeln beide Kapitel damit wichtige Aspekte des gesellschaftlichen Lebens ab, es mangelt ihnen aber an einer stringenten Gliederung. Deswegen wird der Anspruch, eine Gesamtdarstellung der bremischen Gesellschaft zwischen 1945 und 1969 zu bieten, nicht wirklich eingelöst⁹: Die Entwicklung von sozialer Ungleichheit bleibt ebenso unterbelichtet wie der Aspekt gesellschaftlicher Mobilität. Familienstrukturen, Lebenserwartung, Kriminalitätsentwicklung und andere Kerndaten einer Sozialstrukturanalyse fehlen weitgehend. Auch die Frage, wie es um das Bürgertum und die Bürgerlichkeit nach 1945 in Bremen bestellt war, bleibt offen. Diese Lücken können indes nicht den Autoren angelastet werden. Vielfach fehlt es an den einschlägigen Studien zu Bremen, so dass auf die Forschung der kommenden Jahre zu hoffen ist.

Positiv hervorzuheben – und dieses wird sich sicherlich auch in den kommenden Bänden fortsetzen – ist die gründliche und überwiegend gut betitelte Bebilderung. Auch das Lektorat ist anständig, sieht man von gelegentlichen Aussetzern ab, die sich in einer zweiten Auflage ebenso leicht korrigieren lassen wie einige Detailfehler und sachliche Unklarheiten. Zumindest den fachwissenschaftlichen Benutzer wird der Verzicht auf Fußnoten enttäuschen und auch der für den letzten Textband angekündigte ausführliche Anhang mit einer Übersicht über die verwendete Literatur und die benutzten Quellen kann kein adäquater Ersatz sein. In dieser Hinsicht steht die vorgelegte Nachkriegsgeschichte leider ganz in der Tradition Schwarzwälders. Eine gute Entscheidung ist dagegen, die eigentlichen Textbände um einen Band mit statistischen Daten zu ergänzen. Somit werden die in mühevoller Arbeit vom Statistischen Landesamt seit 1945 gewonnenen Informationen und Auswertungen in absehbarer Zeit in gebündelter Form vorliegen.

Bei aller Kritik kann man Verlag und Autoren nur zu diesem Projekt beglückwünschen. Sie haben eine Gesamtdarstellung vorgelegt, die erstmals einen guten Überblick der Geschichte unseres Bundeslandes nach 1945 bietet. Allein deswegen wird dieses Buch viele interessierte Leser finden und vertiefende Studien anregen. So kann man sich nur wünschen, dass die Folgebände nicht lange auf sich warten lassen.

Jörn Brinkhus

Beaulieu, François de: Mon père, Hitler et moi. Rennes: Editions Ouest-France 2008. 201 S.

De Beaulieu: Der hugenottische Zweig der Träger dieses französischen Adelsnamens trat mit dem Jahr 1558 durch Jacques de Beaulieu ins Leben. François de Coligny d'Andelot, der Bruder des Admirals Gaspard de Coligny, hatte bretonische Adlige, darunter Jacques de Beaulieu, Procureur am Gerichtshof (»Parlement«) von Rennes,

⁹ Vgl. dazu: Axel Schildt: Die Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland bis 1989/90, München 2007 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 80)

auf sein Schloss La Bretesche bei Missillac eingeladen, einer protestantischen Predigt beizuwohnen. Im folgenden Jahr gehörte Jacques de Beaulieu zu den Gründern der ersten reformierten Gemeinde in Rennes und half von nun an, den neuen Glauben in der Bretagne zu verbreiten. Dort setzte sich die Entwicklung gegen heftigen und oft blutigen Widerstand das 17. Jahrhundert hindurch erfolgreich fort und verband sich besonders mit dem Wirken des Pastors César de Beaulieu, um mit der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 jäh abzubrechen. Bereits vorher hatte César de Beaulieu mit seiner Familie nach England fliehen müssen. Seither erschien der Name de Beaulieu auch in Mittel- und Osteuropa, so, um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert in Preußen, erstmals, in Danzig, mit François Charles de Beaulieu, der 1725 in Braunsberg in Ostpreußen starb. (Mit ihm tauchte infolge eines Schreibversehens die falsche, gleichwohl von den Nachkommen als Zusatz des Familiennamens beibehaltene Schreibweise »Chales« für den Vornamen Charles auf). Hinfort ordneten sich die männlichen Träger des Namens in das gesellschaftliche Gefüge Preußens ein, indem sie infolge ihrer adligen Herkunft und durch Heirat als Gutsherrn, Offiziere, Beamte in Erscheinung traten.

Von einem der beiden Söhne des François Charles de Beaulieu, von François de Beaulieu (geboren 1709 in Danzig), stammen der Verfasser des hier anzuzeigenden Buches, sein Vater Franz Chales de Beaulieu (geboren 1913 in Bremen, gestorben 2007 in der Bretagne), dessen Vater Franz Chales de Beaulieu (geboren 1880 in Demmin, gefallen 1915 in Frankreich) sowie dessen Vater Adolf Chales de Beaulieu (geboren 1834 auf dem Gut Kunterstein bei Graudenz), ab. Mit Franz Chales de Beaulieu (1880–1915), der während der Stationierung seines Regiments in Bremen Elisabeth von Gröning kennen lernte und 1911 heiratete, gewann die vielfach verästelte Familiengeschichte der »preußischen« de Beaulieus eine bremische Dimension, woran die von dem Autor und von seinem Vater betriebenen intensiven familiengeschichtlichen Forschungen erinnern. Denn durch eheliche Verbindungen entstanden enge Beziehungen jener de Beaulieus des 19. und 20. Jahrhunderts mit bremischen Familien, den Familien Gröning, Oelrichs, Iken.

Auf ebenso denkwürdige wie traurige Weise wurde die Geschichte der de Beaulieus in den beiden Jahrhunderte mit dem Land ihrer Ahnen neu geknüpft: Der Großvater des Autors fiel als Hauptmann im Ersten Weltkrieg an der Westfront, sein Urgroßvater nahm nicht nur am preußisch-österreichischen Krieg 1866, sondern auch am Krieg gegen Frankreich 1870/71, zuletzt als Oberst, teil. Und den Vater, den Helden dieses Buches, einen stillen Helden, wie wir erkennen, je tiefer wir als Leser in seine odysseeartige Biographie eintauchen, führte das Schicksal auf verschlungenen Wegen am Ende seines Lebens nach Frankreich, in die Bretagne, zurück.

Durch den Kriegstod seines Vaters zur Halbwaise geworden, hatte der Vater des Autors geringe Chancen, den Besuch des Gymnasiums mit dem Abitur abzuschließen, da seine Mutter das erforderliche Schulgeld nicht aufzubringen vermochte. Es bot sich für ihn nach der mittleren Reife eine wegen ihrer Qualität hochgeschätzte kaufmännische Ausbildung bei der angesehenen bremischen Überseehandelsfirma Melchers an, die ihn zu den Niederlassungen der Firma nach London und Paris führte. In London wurde die Bekanntschaft mit Dietrich Bonhoeffer für ihn zum prägenden Erlebnis, das ihn zum Entschluss eines nachgeholt Abiturs, des Studiums der evangelischen Theologie und der Vorbereitung auf den Pfarrberuf bestimmte. Dem beruflichen Weg seines Vaters und vieler seiner männlichen Vorfahren zu folgen, hatte er ausgeschlossen, dies auch, worauf er gern hinwies, im Gegensatz zu manchen seiner Bremer Altersgenossen, die aus dem Kriegstod ihres Vaters keine pazifistischen Lehren zogen. Dem mit dem Diplom der Londoner Handelskammer, dann mit dem Zeugnis der bremischen Handelskammer bestätigten Abschluss seiner

kaufmännischen Ausbildung und dem Erwerb des Abiturs, beides im Jahre 1936, folgte das theologische Studium in Marburg, Berlin und Tübingen. Seine erste Wahl war auf Marburg gefallen, da eine Cousine seiner Mutter, Marie-Therese Iken, mit dem Marburger Historiker Wilhelm Mommsen verheiratet und dieser Hausnachbar von Rudolf Bultmann war. Bei dem Entschluss hatte auch die Beratung durch den Bremer Nazigegner Karl Stoevesandt mitgewirkt.

Die seit dem 30. Januar 1933 folgende Entwicklung Deutschlands hatte er in London und Paris aus kritischer Distanz verfolgen können. Seine zahlreichen Kontakte in beiden Hauptstädten – in London außer mit Bonhoeffer etwa mit Frank Buchman, mit Anhängern der britischen Friedensbewegung, mit dem Internationalen Versöhnungsbund, mit Quäkern und ebenso wie in Paris mit deutschen Flüchtlingen aus Hitler-Deutschland – hatten ihn in seiner pazifistischen Gesinnung und in seiner entschiedenen Ablehnung des NS-Staates nur bestärken können. Nonkonformistische Kontakte suchte er auch in seiner Berliner Zeit, indem er jetzt mit dem längst voll entbrannten Kirchenkampf in nahe Berührung kam und die Bekanntschaft eines prominenten Angehörigen des kirchlichen Widerstandes, Leopold von Thadden-Trieglaff, machte. Eine entscheidende Wende in seinem Leben stand ihm bevor, als er nach Ablegung seiner theologischen Examina im Frühjahr 1939 im Begriff war, ein Vikariat in Berlin anzutreten, aber im Frühsommer seine Einberufung zur Wehrmacht erhielt

Als der Zweite Weltkrieg mit dem deutschen Überfall auf Polen entfesselt wurde, befand sich Franz Chales de Beaulieu als Soldat zur Ausbildung in einem Artillerieregiment. Jedoch mit dem Jahresbeginn 1940 sah er sich, dank seiner Kenntnisse der Stenographie und der englischen und französischen Sprache, als Funker an einen, wie es ihm erschienen sein mag, sicheren Ort versetzt: zur Abteilung »Fremde Heere West« beim Oberkommando der Wehrmacht in Zossen. Es begann für ihn ein gefährliches Doppelleben. Die Wochenenden wusste er häufig zu Besuchen in Berlin zu nutzen und konnte dort besonders die geheimen humanitären Aktivitäten einer Gruppe von Quäkern beobachten. In eine »Halbjüdin« aus diesem Kreis, in Eva John, verliebte er sich, und er verlobte sich mit ihr. Ihre jüdische Mutter hatte kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs Deutschland verlassen, einige ihrer Verwandten entgingen nicht der Ermordung in Theresienstadt oder in Auschwitz. Er sorgte gemeinsam mit Eva John, zuletzt von dem Pfarrer Wilhelm Mensching, dem Sekretär des deutschen Zweigs des Internationalen Versöhnungsbundes, unterstützt, ebenso mutig wie kaltblütig für die Rettung der Jüdin Ruth Lilienthal. Während er sich derart in der Gesellschaft von aktiven Regimegegnern bewegte, versah er seinen Dienst in Zossen, inzwischen zum Unteroffizier befördert, zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Zugleich unternahm er aber das ihm möglich Erscheinende, um über die ihm in seiner Funktion bekannt werdenden Verbrechen des NS-Staates und der Wehrmacht Informationen nach draußen gelangen zu lassen, die er, nicht zuletzt aufgrund seiner bremischen Verbindungen, Helmuth Groscurth verdankte. Zu den von ihm verbreiteten subversiven Botschaften gehörte die entscheidende kritische Passage der als »Streng geheim« klassifizierten Weihnachtsansprache Papst Pius XII. im Jahre 1942. Am 11. Februar 1943 nahm er beim Verlassen seiner Dienststelle einige solcher Papiere mit sich, darunter jenen Papsttext, Dokumente zur Judenverfolgung und über die Zahl der deutschen Verluste beim Fall von Stalingrad, wurde durchsucht und festgenommen. Es folgte das Verfahren vor dem Kriegsgericht wegen »Wehrkraftzersetzung«. Dem Hauptverfahren gingen Durchsuchungen durch die militärische Abwehr in der Berliner Studentenwohnung des Angeklagten voraus, aus der indes Eva John vorher verräterische Dokumente entfernt hatte, aber auch im Haus der Mutter in Bremen. Die dort entdeckten belastenden Beweisstücke –

Predigten des Münsterer Bischofs Graf Galen gegen die Euthanasie, der Brief einer nach Theresienstadt deportierten Jüdin, die Massaker an Juden in der Ukraine und in Litauen bezeugende Berichte, der ostentative Besitz von Gedichten Reinhold Schneiders – hätten nach der Praxis der Zeit ein Todesurteil nach sich ziehen können, gewiss aber der Satz in einem Brief an die Mutter: »Wenn der Treueid auf Hitler, den ich habe leisten müssen, den Sinn hat, zum Töten anderer Menschen bereit zu sein, dann habe ich einen Meineid geschworen.« Die von der Mutter mobilisierten Entlastungszeugen, auch unmittelbare Vorgesetzte, etwa aus der Umgebung von Canaris Alexis von Roenne, sowie das geschickte Plädoyer des Berliner Rechtsanwalts Leonhard Schwartz wirkten zusammen bei dem unerwartet günstigen Ausgang des Prozesses am 16. April 1943: Franz Chales de Beaulieu wurde außer zu seiner Degradierung zu sieben Monaten Haft im Militärgefängnis Torgau-Zitta und zum anschließenden Dienst in einem Strafbataillon verurteilt.

Bereits im Sommer des Jahres wurde er mit seinem Strafbataillon zur Aushebung von Panzergräben in die Ukraine transportiert, aber nach der Vernichtung seiner Panzerdivision durch die Rote Armee einer Infanteriedivision überstellt, wo er dank seiner Verwendbarkeit als Funker vom Kampf an vorderster Front verschont blieb, nicht aber von einer lebensbedrohenden Erkrankung an Ruhr. An der in Erwartung der Offensive der Roten Armee befohlenen Evakuierung der weißrussischen und ukrainischen Zivilbevölkerung war er mit seinem Strafbataillon beteiligt. Mit dem Einsetzen der großen Sommeroffensive der Roten Armee am 22. Juni 1944 erlebte er die äußerst verlustreichen und doch vergeblichen deutschen Abwehrkämpfe mit. Ende August des Jahres wurde er mit seiner Einheit der 6. Panzerarmee zugeteilt. Dies erzwang seine Teilnahme an der am 16. Dezember 1944 beginnenden Ardennenoffensive. Nach deren Scheitern im neuen Jahr wurde er an die ungarische Front verlegt. Infolge des unaufhaltsamen Vordringens der Roten Armee befand er sich Anfang April 1945 mit den deutschen Truppen auf dem Rückzug einige Kilometer vor Wien. Da war ihm noch nicht bekannt, dass das elterliche Haus in Bremen, Parkstraße 7, am 14. Dezember 1943 bei einem englischen Bombenangriff zerstört worden war. Seine Mutter war nach Bad Lauterberg evakuiert worden, wo sie am 9. April 1945 Opfer eines Luftangriffs wurde. Der weitere Weg von Franz Chales de Beaulieu westwärts auf die Enns zu verlief unter den Bedingungen völliger Auflösung der Truppe: wie viele seiner Kameraden trieb ihn nur die Hoffnung, die jenseits des Flusses winkende amerikanische Gefangenschaft zu erreichen. Tatsächlich erfüllte sich seine Hoffnung. Das Sonderlager, in dem er sich für einige Wochen befand und das für ihn den Verlust der Erkennungsmarke und des Soldbuches bedeutete, diente den Amerikanern nicht zuletzt dazu, die Gefangenen einer genauen Identitätskontrolle zu unterziehen, um das Untertauchen von SS-Leuten zu verhindern. Seine englischen Sprachkenntnisse verhalfen ihm zu der Erlaubnis, Protestanten des Lagers zum gemeinsamen Gebet einzuladen. Sie gaben ihm auch die Gelegenheit zur Begegnung mit einer Gruppe von »Malgré-nous«, Franzosen aus Elsass-Lothringen, die seit 1942 zum Dienst in der Wehrmacht gepresst worden waren. Die amerikanische Lagerverwaltung konnte er zu dem Auftrag bewegen, diese jungen Männer bei ihrer Rückkehr in ihre Heimat über Linz, dann über Straßburg nach Paris zu begleiten. Da der Transport per Bahn sich ohne besondere Kontrollen vollzog, gelang es Franz Chales de Beaulieu mit einem dieser »Zwangsdeutschen« in der Nähe von Straßburg vom Zug zu springen. Von der Mutter seines Begleiters, einer Kommunistin, versteckt gehalten und gepflegt, gelangte er drei Wochen später in einem Eisenbahnzug nach Paris. Um den französischen Behörden gegenüber für seine Anwesenheit in Frankreich eine plausible Erklärung zu liefern, behauptete er, wegen seines Namens für einen mittels seiner deutschen Uniform getarnten Kollaborateur

gehalten worden zu sein, den man zur Feststellung seiner Identität nach Paris geschickt habe. Noch immer wusste er damals nichts vom Schicksal seiner Mutter, nichts von der Vernichtung des Hauses in Bremen, auch nichts davon, dass Eva John in den letzten Kriegstagen Berlin verlassen hatte und sich zu den bereits an der Elbe stehenden Amerikanern hatte durchschlagen können. (Erst später sollte er erfahren, wie ihr weiterer Lebensweg in den USA verlaufen war: ihre Heirat mit einem amerikanischen Arzt, ihre zweite Ehe, ihre Erfahrungen mit politischer Hexenjagd im Zeichen McCarthys, ihre berufliche Praxis als Psychotherapeutin, ihre von Inhaftierungen begleiteten politischen Aktivitäten im Kampf für Rassengleichheit und gegen den Vietnamkrieg an der Seite John Kerrys, des späteren Präsidentschaftskandidaten, sowie ihre Teilnahme an der Gründung der weltbürgerlichen und pazifistischen »World Citizen Party«.)

Die Zeit seines Pariser Lebens in der Illegalität einer nicht amtlich nachweisbaren Identität verlief für ihn erträglicher dank der mehrwöchigen gastlichen Aufnahme bei der Familie einer jungen Pariserin, mit der er seit seinem Londoner Aufenthalt befreundet war. Marc Boegner, der auch wichtig wurde bei der Erlangung seiner neuen, französischen Identität, verschaffte ihm Klarheit über den Tod seiner Mutter und über die Zerstörung seines Bremer Hauses, so dass er keine Eile hatte, in seine Vaterstadt zurückzukehren. In der wenig komfortablen Lage, in der er sich in dem harten Winter 1945/46 in Paris befand, ohne Ausweis und ohne Lebensmittelkarte, blieb ihm als Zuflucht nur die ihm ebenfalls seit seiner Londoner Zeit vertraute Heilsarmee, in deren Reihen er sich aufnehmen ließ und in deren Unterkunft er eine Schlafstätte fand. Als überaus nützlich erwies sich seine Verbindung zu den Quäkern, da eine in diesem Umfeld angeknüpfte Bekanntschaft ihm zu einem Kontakt zur Polizeipräfektur verhalf und dadurch die Gewinnung neuer, wenn auch nur vorläufiger Papiere erleichterte. In diesen fand sich der historische Schreibfehler »Charles« statt »Charles« endlich von Amts wegen korrigiert.

Seither verbesserten sich fühlbar seine Lebensbedingungen in Paris. Er erhielt einen Auftrag in der diplomatischen Mission Schwedens, da diese vorübergehend die Aufgaben der protestantischen deutschen Gemeinde übernommen hatte und da sich sein Name seit seinem Aufenthalt in Paris 1934 im Verzeichnis der Gemeinemitglieder befand. Von dem ihm von der lutherischen Gemeinde überlassenen winzigen Zimmer aus entfaltete er nun für einige Zeit eine Fülle kirchlicher Tätigkeiten: die Übernahme von Pfarrvertretungen, auch von Gottesdiensten, die kirchliche Unterweisung von Ausländern, die sich zu einer Konversion entschlossen hatten, sogar die Beratung deutscher Katholiken, deren Gemeinde seit dem Tod des ihm gut bekannten Priesters Franz Stock Anfang 1948 verwaist war. Die bedeutendste und den Einsatz seiner ganzen Kraft erfordernde Verpflichtung übernahm er, als ihm 1949 der Neuaufbau des Volksbundes deutscher Kriegsgräberfürsorge in Frankreich übertragen wurde. Sie verlangte die sensible Beantwortung tausender Anfragen von Angehörigen gefallener deutscher Soldaten, die Suche nach deren Gräbern, nicht selten auch die Begleitung trauernder Angehöriger zu den Friedhöfen. Das neue Amt führte ihn schließlich zum ersten Mal nach Kriegsende zurück nach Bremen. Es war eine ihn tief bewegende, traurige Wiederbegegnung mit den nun in Trümmern liegenden Stätten seiner Jugend. Das Ergebnis seiner Anfang 1949 beginnenden und über viele Jahre hinweg fortgesetzten Anstrengungen, auf dem Wege des Lastenausgleichs eine Entschädigung für seine im Krieg zerstörten immobilen Vermögenswerte zu erhalten, blieb unbefriedigend.

Um diese Zeit lernte er bei seinen Kontakten mit der Pariser Quäker-Gründung »Cercle international de jeunesse« die junge Französin Françoise Rigault kennen und lieben. Sie war zwar wie ihr bewundertes Vorbild Henri Roser von weltbürgerlichen,

humanitären und pazifistischen Idealen tief durchdrungen, ließ sich aber schwer von ihrem glühenden Hass auf die Deutschen abbringen. Nur mit dem Hinweis auf seinen französischen Namen und mit der Lüge, sein deutscher Akzent erkläre sich aus seiner elsässischen Herkunft, vermochte es ihr Freund, sich ihre Zuneigung zu erhalten, und als die Wahrheit herauskam, waren beide seit dem 21. April 1947 verheiratet. Der Teilnahme an der Vermählung ihrer Tochter verweigerten sich die Eltern Rigault: Für den Vater, den treuen Sohn seiner Kirche und zuverlässigen Patrioten, war die Zumutung unerträglich, der Ehe der Tochter mit einem »boche« und einem Protestanten durch seine Anwesenheit den Segen zu erteilen. Dass damit nicht das letzte Wort gesprochen worden war, machte Françoise de Beaulieu überglücklich, und die Geburt des ersten Enkelsohns ließ das Eis endgültig brechen.

Die Ungewissheit seiner staatsbürgerlichen Zugehörigkeit fand mit dem 1. Juli 1947 ihr Ende. Mit diesem Zeitpunkt war er durch offizielle Verkündung seiner Naturalisation Franzose geworden. Wieder einmal war ihm ein glücklicher Umstand zu Hilfe gekommen: Der neue zuständige Minister, der Christdemokrat Robert Prigent, war auf den Fall aufmerksam gemacht worden und hatte sich seiner persönlich angenommen. Jedoch hatte der neue Status seinen Preis: Die Bewerbung von Françoise de Beaulieu um die Pfarrstelle der deutschen protestantischen Gemeinde in Paris scheiterte am Einspruch Martin Niemöllers, der in der Vorgeschichte dieses »Neu-Franzosen« einen Fall von »Vaterlandsverrat« erkennen wollte.

Die wirtschaftliche Situation der jungen Familie in ihrer kleinen Wohnung Rue du Louvre Nr. 5 blieb ungesichert, und unumgänglich war die Übernahme einer Fülle bezahlter Gelegenheitsarbeiten. Der Verfasser des Buches hat dennoch die besten Erinnerungen an seine Kindheit und frühe Jugend bewahrt, nicht zuletzt wegen der interessanten Begegnungen, die er der Neugier des Vaters auf bemerkenswerte Menschen verdankt. (Unter ihnen befand sich der 1933 nach Frankreich emigrierte radikalpazifistische deutsche Anarchosyndikalist Ernst Friedrich.) Mit liebevoller Ironie lässt er den Leser auch an den Skurrilitäten des Vaters, so an dessen exzessiver Lust an ausgedehnten Korrespondenzen teilnehmen. Ebenso dankbar gedenkt er des ökumenischen Charakters der religiösen Unterweisung, die er als Kind erfuhr. Die ständigen Existenznöte der jungen Familie erreichten bedrohliche Formen, als das Touristikunternehmen, für das der Familienvater an den Wochenenden und in der Urlaubszeit als Reiseführer inner- und außerhalb Frankreichs unterwegs war, ihm 1955 kündigte und zugleich seine Arbeit für die Kriegsgräberfürsorge auslief.

Die Notlage der Familie fand ein Ende, nachdem François Charles de Beaulieu erfahren hatte, dass die reformierte Kirche in Elsass-Lothringen zweisprachige Pastoren suchte. Deshalb und da ihn die lutherische Kirche Frankreichs bereits im Februar 1948 zum Pastor ordiniert hatte und ihm die evangelische theologische Fakultät der Universität Strasbourg im November 1958 das Lizenziat erteilte, war seine Bewerbung erfolgreich und sein sehnlicher Wunsch, als Pastor zu wirken, ging endlich mit der Übersiedlung nach Creutzwald, dann nach Algrange (Algringen) bei Thionville in Erfüllung. Françoise de Beaulieu, als Katholikin getauft und aufgewachsen, fand sich in ihre neue Aufgabe als Pfarrfrau hinein. Aber in Lothringen gedachten beide nicht ihren Lebensabend zu verbringen.

Ein bei dem zweitgeborenen Sohn Olivier festgestellter Jodmangel und die sich daraus ergebende ärztliche Empfehlung zugunsten eines heilkräftigen Aufenthaltes am Meer hatte 1952 erstmals die Bretagne ins Spiel gebracht. Man ließ sich die Stadt Vannes im Morbihan und, ohne über genauere Vorstellungen von dem Ziel zu verfügen, eine in der Nähe gelegene Insel – die Île-aux-Moines – empfehlen, die den Vorzug bot, das bescheidene Budget der Familie, der sommerliches Camping als

Komfort ausreichte, nicht zu sehr zu belasten. Seither wurde der Ort zum regelmäßigen Ziel für den Sommerurlaub. Vor allem Françoise de Beaulieu betrieb dort den Kauf und den Ausbau eines alten Hauses, der, als ihr Mann 1979 in den Ruhestand eintrat, zum Dauerwohnsitz der Familie wurde. Für François de Beaulieu, den Vater des Autors, vollendete sich dergestalt nach drei Jahrhunderten eine deutsch-französische Familiensaga. Dass man die Île-aux-Moines als Kind wie ein Paradies erleben konnte, wie der Verfasser bekräftigt, daran hat der Rezensent keinen Zweifel, denn es widerfuhr ihm nicht nur das Vergnügen, Franz (inzwischen längst François) und Françoise de Beaulieu, sondern auch jene bezaubernde Insel kennenzulernen. François de Beaulieu, von dessen Menschlichkeit, von dessen Güte, von dessen Sinn für Gerechtigkeit, von dessen Beharrlichkeit und Lebenswillen dieses kluge Buch Zeugnis ablegt, litt bis zuletzt an zwei schmerzhaften Wunden: zum einen an seiner von ihm als unehrenhaft empfundenen militärgerichtlichen Verurteilung, für die ihm erst 1997 die Genugtuung der Rehabilitierung zuteil wurde, zum anderen an dem Heimweh nach seiner Vaterstadt, das sich auch durch einen kurzen Aufenthalt in Bremen wenige Jahre vor seinem Tod nicht heilen ließ. Im Oktober 2007 ist er auf der Île-aux-Moines verstorben. Nicht zuletzt wegen seiner vielen bremischen Bezüge und Namen wäre eine deutsche Ausgabe des Buches sehr erwünscht.

Karl Holl

Behne, Axel (Hrsg.): Innen und Aussen – Heimat und Fremde. Hermann Allmers als Modell (Sonderveröffentlichung des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern, NR Band 46; Kranichhaus-Schriften, Band 7; Veröffentlichungen des Stadtarchivs Bremerhaven, Band 18). Bremerhaven: MüllerDitzen 2008. 256 S.

Hermann Allmers ist zuletzt im Jahr 2002 im Rahmen einer Ausstellung und einer gelungenen Publikation Gegenstand von umfangreicheren Betrachtungen gewesen, die sich damals v. a. seinem künstlerischen Umfeld widmeten (*Mensch sein und den Menschen nützen. Hermann Allmers und seine Künstlerfreunde*, Otterndorf 2002). Im Jahr 2007 hat anlässlich seines 125-jährigen Bestehens der Heimatbund der Männer vom Morgenstern in einer Tagung und einer Publikation nun das Allmers'sche Modell der Heimatverbundenheit und des Fernwehs zum Thema gemacht. Axel Behne, Vorsitzender der Allmers-Gesellschaft begründet das im Titel des Publikation als modellhaft gerühmte Leben von Allmers als auch insofern vorbildhaft für heutige Fragen nach dem Verhältnis von Heimat und Ferne, weil Allmers zeitlebens »sein Dorf in die Welt trug und die Welt in sein Dorf holte«.

Dass Allmers dabei zwar immer im Zentrum interessanter Kreise aus Kunst und Wissenschaft stand, selbst aber letztlich mehr anregte, als eigenständig forschte, unterstreicht in seinem Beitrag Bernd Ulrich Hucker, der das Allmers'sche Œuvre hingegen als rezeptiv bewertet und folglich in der Gründung zweier Historischer Gesellschaften und der Nachwuchsförderung den bleibenden Wert von dessen Tätigkeit in der Landesgeschichte sieht.

Interessant ist Lukas Aufgebauers gründliche Untersuchung und Bewertung der Rolle von Allmers als älterer Gründervater der niederdeutschen Heimatbewegung, der zwar an deren volkskundlichem Ansatz Gefallen fand, nicht aber die politisch bewahrenden Tendenzen dieser doch eher restaurativen Bewegung teilte. So habe Allmers denn doch das ganze Deutschland im Blick gehabt, sein humanistischer Ansatz habe mit den geistigen Tiefenströmungen der niedersächsischen Heimatbewegung, die erst nach seinem Tod ihr Ziel fanden, nicht adäquat korrespondiert.

Zwei Beiträge widmen sich explizit der Wahrnehmung der Fremde anhand der Rom- und Italien-Aufenthalte von Allmers: Karl Wolfgang Biehusen untersucht Hermann Allmers und das Rosorgimento, Hans Gerhard Steimer vergleicht die Rom-Erlebnisse von Hermann Allmers und Nataniel Hawthorne.

Nächstgelegener städtischer Fixpunkt von Allmers Wirken war immer Bremen, in zweiter Linie auch Bremerhaven. So ist aus Bremer Sicht neben dem Beitrag von Hartmut Bickelmann zum Verhältnis von Allmers zu Bremerhaven und den Morgensternlern vor allem der Beitrag von Wolfgang J. Türk von Interesse, der sich der bekannt schwierigen Beziehung von Allmers zu Arthur Fitger widmet. Diese Freundschaft, die in einem Zerwürfnis endete, gelingt es Türk anhand der Korrespondenzen einfühlsam und beiden Kontrahenten angemessen zu schildern. Hier wie auch in vielen der anderen Beiträge wird deutlich, dass es heute nicht mehr um die Verehrung und Anbetung des Marschendichters gehen kann, sondern dass seine ungemein interessante und vielschichtige, ja in weiten Teilen auch sehr widersprüchliche Persönlichkeit noch immer ein spannender Forschungsgegenstand ist.

Dies gilt neben der Person auch für das hervorragend erhaltene, ja vielleicht unter den Dichterhäusern Deutschlands einmalige Allmers-Heim in Rechtenfelth, in dem noch heute nicht nur der Marschendichter, sondern auch sein künstlerischer Freundeskreis materiell präsent ist. Seiner Ausstattung und Nutzung sowie den beteiligten Künstlern widmen sich Beiträge von Otto Gradel, Bia von Doetinchem, Eckart Schörle und Beate Schroedter.

Ein abschließender Beitrag von Axel Behne thematisiert das wohl neben seiner Dichtung wirkungsmächtigste Phänomen des Alten aus Rechtenfelth: Die körperliche Wirkung der Person von Hermann Allmers auf ihre Umwelt – die Außenwirkung des Dichters. Diese war nach Zeugnis vieler zeitgenössischer Quellen mit ihrer Mischung aus bodenständig ungeschlachtetem Auftreten, antibürgerlichem Habitus und unverwechselbarer Charakteristik des mit einem sprachlichen Gebrechen geschlagenen Hühners einzigartig und hinterließ bleibende Eindrücke – zumeist Gefühle von überraschter Überwältigung, die dann schnell freundschaftlicher und lang anhaltender Zuneigung Platz machten.

Für das Verständnis dieser ungewöhnlichen und noch heute in ihrer Nachwirkung so präsenten Gestalt bringt der Tagungsband reichen Gewinn.

Konrad Elmshäuser

Benscheid, Anja und Kube, Alfred: Die Landschaftsmalerin Sophie Wencke. Von der Bremerhavener Wencke-Werft nach Worpswede (Historisches Museum Bremerhaven. Kleine Schriften 8). Bremerhaven: Wirtschaftsverlag NW 2008. 224 S.

Ein doppeltes Buch ist unter dem o. a. Titel anzuzeigen, das Porträt einer vielleicht nicht mehr bedeutenden, aber allemal interessanten Künstlerin und das Porträt einer zumindest für Bremerhavens Geschichte zentral bedeutenden Schiffswerft. Name und Herkunft der Protagonistin, Sophie Wencke, verbinden diese beiden zunächst so unverbundenen Welten, das Historische Museum Bremerhaven hat es verstanden, sie in einer knappen Publikation zu einem Ganzen zu fügen.

Sophie Wencke (1874–1963) stammte als Tochter des Schiffbauers und Reeders Nicolaus Diedrich Wencke aus einer der führenden Familien der zur Zeit ihrer Geburt noch recht jungen Stadt an der Geeste. Aufgewachsen im Milieu der Bremerhavener Werftbesitzer und Reeder verbrachte sie eine Kindheit, die zugleich behütet und

begütert war, aber mit einem Wohnhaus am Alten Hafen und dem Werftgelände an der Geeste auch all die prägenden Eindrücke beinhaltete, die ein solches Umfeld bieten konnte. Während der Kindheit und Jugend von Sophie Wencke hatte die väterliche Werft den Höhepunkt ihrer Bedeutung schon überschritten, in ihre Lebensspanne fallen nach dem verpassten Umstellen vom hölzernen Segelschiffs- auf den Stahl- und Dampfschiffsbau technische und wohl auch geschäftliche Fehlentscheidungen der Familie und der Werftleitung, so dass sie schon als junge Frau den Niedergang der Werft miterleben musste. So hat sie schließlich ihre Berufung als Malerin nicht nur als Zeitvertreib verstanden, sondern in ihr auch den Lebensunterhalt finden müssen. Dass sie es dabei zur ersten und wohl auch bedeutendsten Malerin aus ihrer Heimatstadt Bremerhaven und zur vielleicht bekanntesten Künstlerin ihrer Heimatregion gebracht hat, ist wie ihr künstlerisches Œuvre heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Ganz anders hingegen die schon im Jahr 1900 nach 67 Jahren des Bestehens in Konkurs gegangene Werft der Familie, deren Name noch weithin bekannt ist und deren Schiffbauplatz gegenüber dem Historischen Museum zu einer der eindrucklichsten historischen Landmarken Bremerhavens zählt.

Recherchen zu einer Werkschau von Sophie Wencke hat das Historische Museum im Jahr 2008 zum Anlass genommen, neben der Person der Künstlerin auch die Geschichte der Familienwerft zu erforschen und detailliert in einem Katalog darzustellen. Der Zugang zum Familienarchiv der Wenckes hat nicht wenig dazu beigetragen, dass damit nun auch zu dieser für Bremerhaven so wichtigen Werft eine moderne Darstellung existiert, die mit Werftmodellen, Fotos, Schiffsporträts und Karten ausgesprochen anschaulich den Aufstieg und Niedergang eines Schiffbauunternehmens in Familienhand schildert. Dabei erliegt die Publikation nicht der Versuchung, sich im bunten Bilderbogen der Schiffsporträts zu ergehen, sondern behält die Geschehnisse der Werft und der Eignerfamilie immer im Blickpunkt der wirtschafts- und technikhistorisch soliden Darstellung.

Ohne Frage hochinteressant ist auch der Lebensweg der Künstlerin, die als höhere Tochter zur Kunst fand und nach 1900 als damals noch ledige Frau und Tochter verarmter Eltern gezwungen war, mit ihrer Kunst zeitweise den Unterhalt der gesamten zu ihr nach Worpswede übergesiedelten Familie zu bestreiten. Dass Sophie Wencke dies gelang, ist eine ungewöhnliche und bewundernswerte Lebensleistung, die allerdings in einer Welt, die gerne finanziell und familiär gescheiterte Künstlernaturen verehrt, kaum Anerkennung findet. Doch liegt dies nur daran? Würde man sich heute der Malerin Sophie Wencke noch erinnern, wenn sie nicht einen zumindest in Bremerhaven berühmten Namen tragen würde? Wohl kaum, denn der sicher nicht ganz faire, aber doch naheliegende Vergleich ihrer Werke mit denen ihrer zeitgenössischen Kolleginnen und Kollegen in und um Worpswede – und darunter beileibe nicht nur die notorische Bremer Säulenheilige Paula Modersohn-Becker – lässt den biedereren und braven Charakter vieler ihrer Landschaftsbilder unverkennbar werden, wenn diesen auch zahlreiche qualitätsvolle Bilder zur Seite stehen. Doch mag sich jeder Leser über die Künstlerin Sophie Wencke ein eigenes Bild machen – die gelungenen Abbildungen des auch handwerklich vorzüglichen Katalogs lassen dies ohne Weiteres zu.

Gründliche tabellarische Lebensläufe der Schiffbauer-Dynastie Wencke, eine Liste der Ausstellungen von Sophie Wencke und eine Literaturliste runden den schönen Band ab.

Konrad Elmshäuser

Brückmann, Asmut: *Bremen. Geschichte einer Hansestadt. 1200 Jahre Handel und Herrschaft, Arbeit und Leben in der Wesermetropole*. Bremen: Hauschild 2008. 160 S.

Elmshäuser, Konrad: *Geschichte Bremens*. München: C. H. Beck 2007. 128 S.

Römbling, Michael: *Bremen. Geschichte einer Stadt*. Soest: Tertulla 2008. 290 S.

»Es fehlt eine kurze Gesamtgeschichte, die zugleich informativ und lesbar ist und auch den gegenwärtigen Forschungsstand berücksichtigt« schreibt Herbert Schwarzwälder 1993 im Vorwort zu seiner »Bremer Geschichte«. Es sollte für eine längere Zeit der letzte Versuch einer kurzen Gesamtgeschichte bleiben. In der Zeit, als sich in der Stadt eine Reihe von Historikern und Historikerinnen auf den Weg machten, eine auf mehrere Bände angelegte Nachkriegsgeschichte Bremens zu schreiben, erschienen dann plötzlich drei Gesamtgeschichten Bremens auf dem Markt.

Zwei von ihnen sehen sich einer breiteren Leserschaft verpflichtet. Asmut Brückmann will eine »allgemeinverständliche Geschichte« Bremens schreiben, gut lesbar für Jugendliche und Erwachsene, anschaulich und unterhaltsam. Michael Römbling mag die Stadt, über die er schreibt. Er will ihre Bewohner »belauschen und beobachten, wann immer sie aus dem Schatten ihrer Wohnhäuser und Werkstätten ins Licht der Überlieferung treten«. Er hat in der Reihe der sogenannten »Roten Bücher« auch schon über Aachen, Münster und Soest geschrieben. Elmshäusers Bremer Geschichte dagegen gehört in die Beck'sche Reihe »Wissen«: Geschichte der Bundesländer. Als Leiter des Staatsarchivs ist er souveräner Profi, der nicht nur informieren, sondern auch hinterfragen und werten will.

Asmut Brückmann gliedert seine Geschichte Bremens in einundzwanzig Kapitel. Es ist keine integrierte Darstellung von politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Geschichte, sondern eine nicht immer nachvollziehbare, oft springende Reihung von Einzelkapiteln der Gesamtgeschichte. So unterbricht er z. B. die Darstellung der politischen Geschichte Bremens im 16. Jahrhundert, um plötzlich zwei ausführliche Kapitel über die Armenfürsorge und das bremische Schulwesen von seinen Anfängen bis in die Gegenwart einzuschieben. Warum er das tut, bleibt auch in seinem Vorwort unbeantwortet. Auch der Gewichtung einzelner Kapitel kann der Rezensent nicht immer folgen. Während der Autor ausführlich über Flugzeugbau und Raumfahrt referiert, hat er für die jüngere Werftgeschichte der Stadt nur ein paar nichts sagende Sätze übrig. Brückmann erzählt und unterhält, aber er hinterfragt nicht die bremische Geschichte. So entsteht eigentlich auch keine Spannung in seinem Buch. Seine Darstellung endet 1948 mit der Währungsreform, darin Schwarzwälders »Bremer Geschichte« ähnelnd, dem er sich im Vorwort auch besonders verbunden fühlt.

Wer unterhalten will, darf darüber nicht die Korrektheit seiner Informationen vernachlässigen. Und hier, besonders in der jüngeren Geschichte, wo der Rezensent einmal genauer hin geschaut hat, hapert es bei Brückmann immer wieder: 1941 werden die Bremer Juden nicht am Hauptbahnhof, sondern am Lloydbahnhof versammelt; sie kommen auch nicht in ein Arbeitslager nahe Minsk, sondern in das dortige Ghetto; wussten die meisten von ihnen tatsächlich, was ihnen bevorstand, wie der Autor unterstellt?; »verfrachtet« wurden die Bremer Juden doch wohl nicht nach Theresienstadt, sondern deportiert. Die KZ-Häftlingsfrauen von Oberheide waren 1944 nicht von Neuengamme, sondern von Auschwitz nach Bremen deportiert worden. Dem erster Bremer Nachkriegssenat gehörten nicht elf, sondern acht ordentliche und vier später nachgeschobene, »nicht vollamtliche« Senatoren an. Wolters unter ihnen war nicht für den »Arbeitseinsatz« zuständig, sondern für »Arbeitsbeschaffung«, Apelt Senator für Wirtschaft, Häfen und Verkehr. Völlig vergessen wird Erich Vagts als erster Regierender Bürgermeister nach 1945. Wilhelm Kaisen ist wieder

einmal Senatspräsident und nicht Präsident des Senats, und neben ihm hat eben nicht auch Bürgermeister Deichmann die Zeit des Dritten Reiches überlebt, denn dieser war schon 1941 gestorben. Die Enklave Bremen, den politischen und Verwaltungsrahmen Bremens und Wesermündes nach dem Zweiten Weltkrieg, sucht man vergeblich. Da ist es eigentlich auch schon egal, dass der Roland wieder einmal zum Dom blickt und nicht nach Osten zum späteren Ostertor, von wo aus der Weg nach Hamburg führte. All das ist ärgerlich.

Die nicht allzu zahlreichen Abbildungen des Bandes sind überwiegend bekannt, schwarz-weiß und aus der bremischen Sekundärliteratur übernommen, wie der Abbildungsnachweis deutlich macht. Überhaupt wirkt das Buch mit seinem breiten, blassen Seitensatz und der Textfülle nicht eben einladend. So macht man eigentlich heute keine Bücher mehr, und gerade einem Jugendlichen würde ich es nicht zum Lesen schenken.

Römlings Bremer Geschichte kommt da schon farbiger daher: viele Abbildungen, die in Farbe, Ausschnitt und Auswahl einfach Spaß und Lust aufs Weiterlesen machen, eine klare, integrierte Gliederung und Darstellung von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft mit auch einmal unorthodoxen Titeln, flott geschrieben, einem größeren, fetteren und damit besser lesbaren Satz, einem ausführlichen Auswahlbiographie und einem ordentlichen Abbildungsnachweis. Römling wertet durchaus in seiner Darstellung der Bremischen Geschichte, die er bis zu den Straßenbahnunruhen im Jahre 1968 führt. Bei ihm entstehen komplexere Bilder des Geschehens, wenn er z. B. in seinem Kapitel »Schikane und Deportation« auch die Bremer Opfer der Euthanasie behandelt und die Deportation und Vernichtung der Sinti und Roma. Hier hätte sich der Rezensent allerdings auch die Erwähnung der Ermordung bremischer Patienten in Meseritz bei Posen gewünscht, wie auch das Kapitel »Widerstand« mit seiner Beschränkung auf die in Bremen tatsächlich eher marginale Swing-Jugend und die Situation auf der AG Weser dem tatsächlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus überhaupt nicht gerecht wird.

In dem Schlusssausblick des Autors auf die Entwicklung Bremens seit dem Ende der sechziger Jahre kann sich der Rezensent nicht wieder finden, denn er wird seiner Meinung nach der vielschichtigen Entwicklung der Stadt in den vergangenen Jahrzehnten nicht gerecht. Aber das ist seine ganz persönliche Meinung, die den sonstigen guten Gesamteindruck dieses Buches nicht schmälern soll.

Mit Konrad Elmshäuser schreibt ein Profi. Seine umfassende Kenntnis der bremischen Geschichte, die nicht wie bei Brückmann eben bei Schwarzwälder stehen geblieben ist, besticht, wobei besonders die Mittelalterteile seiner »Geschichte Bremens« hervortreten. Da merkt man überall mit neuen Sichtweisen, dass er Mediävist ist und bester Kenner des Erzstifts. Schon sein erstes Kapitel über »Naturraum, Vor- und Frühgeschichte Bremens« hebt sich deutlich von den beiden anderen Publikationen ab. Klar arbeitet er die besondere Stellung Bremens in der Hanse heraus, ebenso wie die Bedeutung von Karlstradition und Barbarossaprivileg als Grundlagen späterer Reichsfreiheit. Wohltuend entmythologisiert er für die frühe Neuzeit die angeblichen Freiheitsrechte der Einwohner der Stadtrepublik.

Spannend und gut beobachtet die Darstellung der gesellschaftlichen und sozialpolitischen Situation Bremens vor dem 1. Weltkrieg mit seinen »von der bürgerlichen Kultur nicht gelösten sozialen Herausforderungen«. Kritisch betrachtet er Senat und Oberschicht in ihrer Rückschrittlichkeit, auch wenn beide herausragende Persönlichkeiten wie die Bürgermeister Pauli, Barkhausen oder Marcus hervorbrachten. Ideologisch frei ist sein Umgang mit »Trauma und Mythos« der Räterepublik. Die Nachkriegsgeschichte Bremens ist bei ihm mit dem Hinweis auf die Bremer Zonenkonferenzen auch Teil der Vorgeschichte der Gründung der Bundesrepublik.

Differenziert wirft er den Blick auf die neue Verfassung von 1947. Im Gegensatz zu den beiden anderen Publikationen reicht Elmshäusers »Bremer Geschichte« bis in die Jetztzeit. »Bremen im Strukturwandel« nennt er sein letztes Kapitel und nennt ausgehend von den für Bremen so einschneidenden und fatalen Wirkungen der Finanzreform von 1969 eine Reihe von Fakten und Prozessen, die es erlaubt zu hinterfragen, warum Bremen heute so ist, wie es ist. Zwei nützliche Karten über die Territorialentwicklung Bremens 1381–1646 und die Gebietsentwicklung in der Stadt Bremen seit 1848, eine Auswahlbibliographie sowie ein Register der Personen-, Familien- und Firmennamen beschließen den Band.

Elmshäuser versteht Geschichte als logisches Geschehen von Einzelabläufen. Er benennt Bruchstellen und Kontinuitäten in der bremischen Geschichte. Und das in einer ganz komprimierten, exakten, adjektivisch zielsicher angereicherten Sprache, wobei seine meist knappen Sätze Spannung entstehen lassen. Bei Elmshäuser erfährt man nicht nur Geschichte, sondern versteht sie auch. Zudem gibt es das kleine blaue Buch in der Beck'schen Reihe für wenig Geld.

Hartmut Müller

Christensen, Margrit: Kleinhäuser in Lübeck. Zur Bau- und Sozialstruktur der Hansestadt – Die Stadt der Handwerker und Gewerbetreibenden (Häuser und Höfe in Lübeck, Bd. 5). Neumünster: Wachholtz-Verlag, 2006. 453 S.

Frontzek, Wolfgang: Das städtische Braugewerbe und seine Bauten vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit (Häuser und Höfe in Lübeck, Bd. 7). Neumünster: Wachholtz-Verlag, 2005. 176 S.

Nach langer Pause sind 2005 und 2006 zwei weitere Bände in der Reihe Häuser und Höfe in Lübeck, herausgegeben vom Amt für Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck, erschienen. Sie sind Teil zweier groß angelegter, ehrgeiziger Forschungsprojekte, deren methodischer Ansatz darin besteht, dass man »...die aus dem Baubestand zu ermittelnden Informationen mit denjenigen verknüpft, die aus den schriftlichen Quellen zu erhalten waren«, wie es im Editorial zu Band 1, hier S. 25, heißt. Den Grundstock dazu liefern die flächendeckend vorhandenen Quellen zur Sozialtopographie, die in Lübeck bereits für das Spätmittelalter vorhanden sind, und archäologische und bauhistorische Befunde, in langjähriger Arbeit an der Pflege und Erforschung des bedeutenden Denkmalbestands der Stadt Lübeck gewonnen. Autor und Autorin der vorliegenden Bände sind als Architekten ausgebildet und seit langen Jahren mit dem Projekt verbunden.

Frontzeks Arbeit über die Bauten des Braugewerbes, gezählt als Band 7, erschien 2005. Gegenstand der Arbeit sind nicht allein die Brauhäuser, sondern ebenso die teilweise noch vorhandenen, teilweise durch archäologische Befunde nachgewiesenen Wasserleitungen. Bereits 1294 begann in Lübeck der Betrieb eines Wasserrades zur Versorgung innerstädtischer Gebäude mit Wasser, die der Autor in überzeugender Weise mit dem Braugewerbe in Zusammenhang bringt. Seine Darlegungen zur Brauwirtschaft im Mittelalter und der frühen Neuzeit orientieren sich an der materiellen Seite des Produktionsprozesses, vorgestellt werden die Rohstoffe und die Arbeitsgänge, daraus abgeleitet werden die Kosten- und Ertragssituation im zeitlichen Verlauf sowie Fragen der Rohstoff-Versorgung. Im Vergleich der Rechts- und Konjunkturverhältnisse zwischen verschiedenen an der See und im Binnenland gelegenen Städten wird überzeugend dargelegt, dass der Bierexport der Stadt Lübeck ein wesentlicher Pfeiler ihrer wirtschaftlichen Expansion im Mittelalter war und der

Bierexport dort länger als in Hamburg und Bremen bis in die frühe Neuzeit hinein ein wichtiges und besonders einträgliches Gewerbe blieb.

In einem abschließend angeordneten Kapitel werden einige Brauhäuser, für die genauere Bauaufnahmen vorliegen, im Detail vorgestellt. Es handelt sich um eindrucksvolle Gebäude, die meist im 16. Jahrhundert ihre heute noch vorhandenen großen Giebel erhielten, hinter denen sich einst die Speichergeschosse befanden. Da die Gebäude bereits in den spätmittelalterlichen Quellen als Brauhäuser nachzuweisen sind, wurde in den Gebäuden gezielt nach Spuren der ältesten Bebauung gesucht und alle Einbauten mit Bezug auf das Bierbrauen dokumentiert. Das Kapitel ist durch Aufriss- und Schemazeichnungen des Autors und Bildmaterial reich illustriert. In einem Anhang sind Listen der Brauer und Brauhäuser Lübecks aus den wichtigsten Quellen wiedergegeben und Fachbegriffe in einem Glossar erläutert, verschiedene Register erleichtern die Benutzung.

Ein Jahr später, 2006, erschien Band 5 der Serie, der sich mit den Kleinhäusern – so werden die kleineren, meist traufenständig längs der Straße angeordneten Wohngebäude, aber auch kleinere Giebelhäuser bezeichnet, befasst. Von den insgesamt in Lübeck noch vorhandenen Häusern aus der Zeit vor 1870 – mehr als 1900 Häuser – sind über 65 % traufenständig. Anhand von Wertansätzen der Gebäude, die für 1663/1664 und für 1800 flächendeckend vorliegen, wird die Sozialtopographie der Stadt Lübeck erarbeitet und kartographisch dargestellt. Von diesen Befunden ausgehend, können in mehreren zeitlichen Schichten bestimmten Berufen und sozialen Gruppen typische Gebäude zugeordnet werden sowie die gemieteten mit den von den Eigentümern selbst genutzten Gebäuden verglichen.

Nach der gesamtstädtischen Ebene wendet sich die Autorin der Bebauung im Detail anhand der Quartiere, Blöcke und Straßen zu. Die vier Quartiere werden siedlungsgeschichtlich charakterisiert, wobei in den Quellen um 1300 bereits 60 % der 1913 vorhandenen Grundstücke greifbar sind. Die Kleinhausgebiete liegen meist etwas abseits vom zentralen Straßenkreuz der Stadt, wobei jedes der Viertel eigenständige Züge trägt. Anhand von 10 Blöcken wird beispielhaft die Entwicklung der Bebauung nachgezeichnet: Die Blöcke werden anhand der Bebauung und entsprechend ihrer Lage in der Stadt charakterisiert und einige besonders durch Kleinhäuser geprägte Beispiele näher untersucht. Die monographischen Kapitel sind eindrucksvoll mit Abbildungen und Graphiken versehen: Es gibt eine Isometrie des Baublocks, in der die älteren Gebäude farblich gekennzeichnet sind und der räumlich angelegte Block an den vier Seiten mit Fassadenabwicklungen versehen ist. Dazu kommen jeweils Ausschnitte aus dem Stadtplan von 1824 und ein aktuelles Luftbild. Weitere Karten zeigen die noch vorhandenen älteren Mauern längs der Grundstücksgrenzen sowie das Grundstücksgefüge, wie es sich anhand der schriftlichen Quellen um 1300, 1400/1450, um 1600 und 1913 darstellt, aktuelle und überlieferte Fotos vermitteln einen Eindruck von der Bebauung. Im Text werden zudem wichtige Veränderungen im 20. Jahrhundert benannt. Ganz analog werden 13 Straßen hinsichtlich der Bebauung an ihren Rändern genauer dargestellt.

Abschließend werden die Kleinhäuser nach Typen gegliedert anhand von Baumaterial, Anzahl der Geschosse, Breite, Form, ihrer Stellung in einer Hausanlage – als Reihenhaus, Eckhaus, Doppelhaus oder Hausanlage mit einzeln vermieteten Wohnungen. Die vorhandenen Formen werden anhand von Beispielen und Abbildungen erläutert, die Baustile dargestellt und bauliche Charakteristika – z.B. Fenster, Dachkonstruktionen, Raumlagerung, Ausstattung mit Malereien – behandelt. In vier Hausmonographien wird das Untersuchungsprogramm auf Beispiele angewandt. Auch dieser Band verfügt über einen Anhang, der die wichtigsten verwendeten Serienquellen auflistet, ein Glossar und mehrere Register.

Beide Bände zeichnen sich – wie auch die bereits seit längerem vorliegenden Bände – durch das hervorragend ausgewählte, gut präsentierte und sorgfältig ausgewertete Bildmaterial aus. Die Graphiken kartographischer Art zu den Baubefunden, besonders aber die Isometrien und Fassadenabwicklungen sind äußerst eindrucksvoll. Besonders alle diejenigen, die selbst Erfahrungen mit der Auswertung und Präsentation von Massenquellen gemacht haben, werden diese Ergebnisse langjähriger Recherchen bewundern.

Bettina Schleier

Dauks, Sigrid und Schöck-Quinteros, Eva (Hgg.): »Aus Gründen der inneren Sicherheit des Staates...«. Ausweisung, Verfolgung und Ermordung des Bremer Arbeiters Johann Geusendam (1886–1945). Bremen: Universität Bremen, Institut für Geschichtswissenschaft, 2009. 247 S.

Gegenstand des Bändchens ist die Lebensgeschichte des Arbeiters Johann Geusendam. Der geborene Niederländer lebte mit seiner deutschen Frau und den Kindern in Bremen. 1931 wurde er ausgewiesen, in den Niederlanden 1940 verhaftet und in verschiedene Haftanstalten verbracht, wo er 1945 ums Leben kam. Das Buch erschien als Begleitband zur szenischen Lesung mit der Bremer Shakespeare Company und sammelt das Quellenmaterial, das der szenischen Lesung als Grundlage diente. Versehen ist es auch mit einem Grußwort von Christian Weber, dem Präsidenten der Bremischen Bürgerschaft, in deren Räumen die szenische Lesung stattgefunden hat. Die am Projekt »Aus den Akten auf die Bühne« beteiligten Studierenden stellten die Quellen zu den einzelnen Aspekten der Biographie zusammen und verfassten Texte, die ihren Hintergrund erläutern und auf die Herkunft der Quellen und den Forschungsstand verweisen.

Ein erster Komplex zeichnet die Vorgänge um die Ausweisung Geusendams aus Bremen nach. Bereits 1908 erfolgte nach seiner Beteiligung an einem Streik eine erste Ausweisung, in der Folgezeit wurde er ständig polizeilich überwacht und schließlich, obwohl ihm eine politische Tätigkeit nicht nachgewiesen werden konnte, erfolgte 1931 der Vollzug der Ausweisung. Die polizeiliche Überwachung einerseits, die politischen Kämpfe zwischen bürgerlichen und linken Kräften in der Weimarer Republik andererseits fanden vielfältigen Niederschlag in den überlieferten Aktenbeständen. Auch eines der Fotos von Geusendam, das ihn als Delegierten des Rotfrontkämpferbundes in Moskau zeigt, stammt aus einer Akte der politischen Polizei über ihn – auf einem der überlieferten Abzüge ist sein Name und der eines anderen Teilnehmers aus Bremen von polizeilicher Hand auf dem Gruppenfoto eingetragen. Die Beiträge der Studenten behandeln die parlamentarischen Debatten um die Ausweisung der Familie Geusendam (3 Beiträge), die Institution der Ausweisung, die Akteure aus Politik und Verwaltung, die Personenakte Johann Geusendam der politischen Polizei und das Instrument der Schutzhaft, das bereits in der Weimarer Republik häufig im Rahmen von Notverordnungen eingesetzt wurde, vor allem gegen die politische Linke. Es ist schade, dass hier nicht auf die zeitgenössische Publizistik Bezug genommen ist – die antidemokratischen Praktiken von Polizei und Justiz in der Weimarer Republik waren damals ein großes Thema ebenso wie ein bornierter, formalistischer Umgang mit der Staatsangehörigkeit. Besonders interessant ist ein kleiner Beitrag, der anhand eines wenig bekannten Streiks von 1908 zeigt, wie das Ausländerrecht zur Maßregelung von Streikenden eingesetzt wurde.

Im zweiten Teil geht es um die Verfolgung Geusendams unter dem Nationalsozialismus. Seit 1931 in den Niederlanden, war Geusendam politischen Flüchtlingen aus dem nationalsozialistischen Deutschland beim Grenzübertritt in die Niederlande behilflich und unterstützte so ihre Flucht. 1940 wurde Geusendam als kommunistischer Aktivist verhaftet und 1942 zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach der Untersuchungshaft in Münster befand er sich ab 1942 in der Haftanstalt Brandenburg-Görden. Danach wurde er – als kranker Mann – in das Arbeitshaus für Männer in Vaihingen an der Enz verbracht, wo er 1945, wie die meisten der Häftlinge dort, ums Leben kam. In den kleinen Beiträgen werden Quellenbelege und Hintergrundinformationen zu diesen einzelnen Stationen gesammelt und präsentiert. Auch in den Niederlanden, vor allem bei der Familie Geusendam selbst, haben die Recherchen Fundstücke erbracht. Es ist jedoch schade, dass auf den eingeführten Diskurs um Widerstand und Verfolgung hier nicht Bezug genommen wird – Geusendam kann mit seiner Aktivität für die Rote Hilfe und der daraus resultierenden Verurteilung wegen Vorbereitung zum Hochverrat als Musterbeispiel eines Mitglieds des kommunistischen Widerstands gelten.

Das Bändchen bietet insgesamt – trotz mancher Redundanzen und im Einzelnen angreifbarer Urteile – eine lohnende Lektüre. Die Herausgeberinnen haben die Dokumente wirkungsvoll präsentiert und die einzelnen Beiträge der Studenten zu einem Ganzen zusammengefügt.

Bettina Schleier

Eichwede, Wolfgang (Hrsg.): Das Archiv der Forschungsstelle Osteuropa. Bestände im Überblick: UdSSR / Russland, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn und DDR (Archiv der Forschungsstelle Osteuropa – Quellen zur Zeitgeschichte und Kultur. 1). Stuttgart: ibidem 2009. 178 S.

Die Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen besteht seit 1982. Das Archiv der Forschungsstelle hat sich fokussiert auf Bestände des östlichen Europas von Stalins Tod 1953 bis in die Gegenwart. Dazu gehören Schriften des Selbstverlags (Samizdat), des politischen, religiösen und künstlerischen Dissens Ost- und Ostmitteleuropas (ehem. Sowjetunion, Polen, Tschechoslowakei, DDR sowie Ungarn) von den 1950er Jahren bis in die späten 1980er Jahre, informelle Druckerzeugnisse und Dokumente der Umbruchsjahre von 1986 bis 1991 sowie der Transformationsperiode in den 1990er Jahren und schließlich Nachlässe, primär aus Russland, der Sowjetunion und der russischen Emigration.

Die Publikation kommt weniger als klassische archivische Beständeübersicht daher als vielmehr als eine Führung durch die interessantesten Bestände des Archivs der Forschungsstelle Osteuropa.

Die Einleitung verfasste der ehemalige Leiter und Gründungsdirektor der Forschungsstelle Osteuropa, Wolfgang Eichwede. Er geht auf die Geschichte »seiner« Einrichtung ein und verdeutlicht die Entstehung und die Institutionalisierung des Samizdat. Im Hauptteil des Buches werden die Bestände nach Ländern von verschiedenen Autoren in Form von Kurzporträts dargestellt.

Den Anfang macht Gasan Gusejnov, derzeit Professor an der staatlichen Lomonosow-Universität in Moskau, davor wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle Osteuropa, mit einem Porträt der russischen Bestände. Das thematische Profil der Sammlungen reicht von Menschen- und Bürgerrechtsbewegungen über Schriftsteller der Protestbewegung bis zu religiösen und nationalen Bewegungen. Besonderes Augenmerk legt Gusejnov auf die Nachlässe und die Samizdatliteratur.

Im Anschluss daran beschreibt Wolfgang Schlott, Professor am Osteuropa-Institut, die polnischen Bestände. Zusammengefasst sind hier Dokumente unabhängiger Initiativen und Bewegungen, literarische und künstlerische Arbeiten sowie audiovisuelle Medien aus dem Zeitraum von 1956 bis 1989.

Ivo Bock, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Osteuropa-Institut, führt die Leser durch die tschechischen Bestände, die etwa 1.000 Monographien und Sammelwerke sowie mehr als 120 periodische Titel des Samizdat umfassen. Daneben sind noch zahlreiche Kleinschriften, Kunstobjekte, Kunstkataloge, Plakate und Fotografien sowie audiovisuelle Materialien zu nennen.

Den Teil über Ungarn übernahm der ungarische Schriftsteller und Historiker György Dalos. Das ungarische Archiv umfasst Publikationen des Samizdat aus der Zeit von 1972 bis 1989, dazu kommen Flugblätter, Fotografien und künstlerische Publikationen.

Frank Eckart, ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter im Archiv der Forschungsstelle, gibt einen Überblick über die Archivalien aus der DDR. Grundstock der Sammlung sind die in den 1970er Jahren im Eigenverlag entstandenen Zeitschriften und Künstlerbücher. Ergänzt wird das DDR-Archiv durch Publikationen aus dem Umfeld der evangelischen Kirchen seit 1980.

Den Abschluss bildet die Sammlung des Kunsthistorikers Klaus Groh, die von Wolfgang Schlott beschrieben wird. Die Sammlung umfasst Kollagen, Fotografien, Grafiken, Künstlerbücher und andere Kunstobjekte.

Im zweiten Teil der Publikation sind die Bestände – getrennt nach Ländern – aufgelistet. Hier kann man sich über den Umfang und den Inhalt der vorhandenen Nachlässe und Sammlungen informieren. So findet man im russischen Archiv den Nachlass von Lev Kopelev oder im polnischen Archiv Unterlagen der Solidarnosc-Bewegungen. Beim Studium der Seiten fällt auf, dass vor den Bearbeitern des Archivs der Forschungsstelle Osteuropa noch viel Arbeit liegt: vieles wartet auf eine archivarische Erschließung. Ein Personenregister rundet den Beständeführer ab.

Mit dieser Publikation liegt ein erster Einblick in die Bestände der Forschungsstelle Osteuropa vor. Vielleicht gelingt es den Bearbeitern in den nächsten Jahren, eine vollständige Beständeübersicht mit detaillierten Inhaltsangaben vorzulegen.

Brigitta Nimz

Elsmann, Thomas und Hetzer, Armin (Bearb.): Die neuzeitlichen Handschriften der Ms.-Aufstellung (Die Handschriften der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. Band 2). Wiesbaden: Harrassowitz 2008. 234 S.

Katalogwerke fristen im Allgemeinen ein Schattendasein in der öffentlichen Wahrnehmung, sind sie doch frugale Druckwerke, die allenfalls den Spezialisten interessieren und die in der Regel nach langen Vorlaufzeiten unbeachtet das Licht der Welt erblicken. Durch geringe Auflagenhöhen zudem teuer im Anschaffungspreis, stellt sich im digitalen Zeitalter die Frage, warum aufwändige Katalogdrucke überhaupt noch vorgenommen werden.

Um es vorwegzunehmen: Der Druck eines Katalogs zu den neuzeitlichen Handschriften der Manuskripten-Aufstellung der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen ist natürlich sinnvoll und gerechtfertigt. Es ist sehr zu begrüßen, dass die Staats- und Universitätsbibliothek dieses lange erwartete Werk nun im renommierten Wiesbadener Verlag Harrassowitz herausgegeben hat. Der Dank gilt hierbei den

beiden Bearbeitern des Bandes, dem langjährigen Leiter der Handschriftenabteilung, Armin Hetzer, der die Beschreibungen der Hss. verantwortet, und dem jetzigen Leiter der Handschriftenabteilung, Thomas Elsmann, der die Bearbeitung des Werkes übernommen hat.

Anders als Druckwerke, deren bibliographische Erfassung und Katalogisierung Standardbrot der bibliographischen Nachweisung ist, sind die handschriftlichen Unikate, über die große Forschungsbibliotheken namentlich in ihren Altbeständen, aber auch aus Nachlässen und Zuwendungen meist ebenso in großer Zahl verfügen, eine eher schwierige Materie. Dies gilt auch für die neuzeitlichen Handschriften, die in der öffentlichen Wahrnehmung meist hinter den mittelalterlichen Werken zurückstehen, so dass es auch hier kein Zufall ist, dass das vorliegende Werk als Band 2 mit einigem Abstand nach dem Katalog der mittelalterlichen Handschriften der StuUB Bremen erscheint.

Wie in den mittelalterlichen Handschriftenbeständen gehen auch hier die namhaften Werke auf die großen Büchersammlungen zurück, die das historische Rückgrat der StuUB Bremen bilden: Die Sammlung Goldast und der Nachlass Cassel sowie – für die Bremensien – das sog. Archiv Warneken. Der Katalog erfasst die Werke des 16. bis 20. Jahrhunderts nicht nach ihrer Herkunft, sondern nach Formaten und als Sondergruppe die orientalischen Handschriften. Der Katalog beschreibt 480 Positionen, die Beschreibungen sind an die Richtlinien der DFG für neuzeitliche Buchhandschriften angelehnt. Dass in der Ms.-Aufstellung noch 98 Positionen als kriegs- und auslagerungsbedingt verschollen gelten, mag der Hoffnung Ausdruck geben, dass zu diesen 480 Positionen in Zukunft noch weitere hinzukommen mögen.

In die Bestandsgeschichte führt Thomas Elsmann als bester Kenner der Materie souverän ein, die Charakterisierung der Bände und die Geschichte ihrer Erschließung werden knapp und konzise vorgeführt, eine Bibliographie zu den Bremer Handschriften schließt die Einführung ab.

Es ist an dieser Stelle auf Einzelheiten zu den Werken des Katalogs nicht einzugehen, es sei aber darauf hingewiesen, dass der an der bremischen Landesgeschichte Interessierte vielfachen Nutzen aus dem Druckwerk ziehen kann, liest es sich doch über weite Strecken wie die Beschreibung eines Pharaonengrabes. Von Abschriften des Codex Manesse (1599–1600, Slg. Goldast) und Matrikeln der Navigationsschule Bremen über die Klassiker der Bremischen Geschichtsschreibung (die Chroniken von Rinesberch und Schene, Renner und Koster) bis hin zu den Schriften unbekannter Verfasser finden sich manhafte, aber auch gänzlich unbekannte Werke. Ein gemeinsames Namens-, Orts- und Sachregister erleichtert bzw. ermöglicht den Zugriff auf die Manuskripte.

Konrad Elmshäuser

Engel, Gerhard (Hrsg.): Rote in Feldgrau. Kriegs- und Feldpostbriefe junger linkssozialdemokratischer Soldaten des Ersten Weltkrieges. Berlin: Trafo 2008. 270 S.

Nachdem Wilhelm Eildermann 1972 einen Teil seines Briefwechsel während des Ersten Weltkrieges im Rahmen seiner Jugenderinnerungen veröffentlicht (Berlin 1972) und im Jahre 1982 Doris Kachulle die sog. Pöhland-Briefe, den Briefwechsel einer linken sozialdemokratischen Bremer Arbeiterfamilie herausgegeben haben (2. Aufl. Köln 2006), legt jetzt Gerhard Engel eine Publikation vor, in der neben im Verlauf des Ersten Weltkrieges geschriebenen Briefen Stuttgarter auch die junger Bremer linker Sozialdemokraten dokumentiert und kommentiert sind. Engels Buch bringt

eine wertvolle Ergänzung der Materialbasis und einen kenntnisreichen Überblick über das Genre des Feldpostbriefes.

Im Tagesdurchschnitt gingen 9,9 Millionen Briefe aus Deutschland an die verschiedenen Fronten, die Soldaten sandten täglich 6,8 Millionen Feldpostbriefe in die Heimat. Von der Forschung und in Publikationen berücksichtigt wurden bisher – fast ausnahmslos – lediglich solche Briefe, die zur Propagierung nationalistischer Ziele und zur Durchhaltepropaganda sowie später zur »reaktionären Mythologisierung des im Felde unbesiegten Heeres« während der Weimarer Republik und »erst recht zur ideologischen Aufrüstung der Hitler-Wehrmacht« dienten. (S. 11 f.) Dabei stellen die Feldpostbriefe für die historische Alltags-, Sozial-, Wirtschafts-, Mentalitäts- und Verhaltensforschung ein ausgesprochen reichhaltiges Quellenmaterial dar. Diese Quellengruppe korrigiert »das fast schon kanonisierte Bild von der alle ergreifenden Augusteuphorie«, so Engel (S. 14). Zur Funktion der Post stellt er fest: »Das ist keine Familienpost, sondern die per Feldpost fortgesetzte, im Krieg für die sozialdemokratischen Soldaten nicht mehr in Versammlungen der Partei und ihrer Jugendorganisation mögliche Kommunikation zwischen Freunden [...]« (S. 18).

Engel führt für die Bedeutung seiner Brief-Edition zwei Gründe an, nämlich erstens die »Debatte um den Quellenwert der Feldpost« und die auffällige Erscheinung, »daß die linkssozialistischen Soldaten und ihre Briefe dabei weitgehend ausgeklammert bleiben.« Zweitens verweist er auf die »besondere Aktualität des menschlichen Überlebensproblems von Krieg und Frieden und der damit verbundenen Notwendigkeit, die ›Geschichte des Krieges von unten‹ und die Friedenserziehung voranzubringen,« so der Waschzettel.

Die edierten Briefe stammen aus dem Nachlass von Wilhelm Eildermann in der Stiftung Archive der Parteien und Massenorganisationen der DDR beim Bundesarchiv (SAPMO-BArch). Diesem Fundus hat Engel 103 repräsentative und historiographisch aussagekräftige Kriegs- und Feldpostbriefe, die den Zeitraum vom September 1914 bis zum September 1918 umfassen, entnommen, wiedergegeben und ausführlich kommentiert. Keiner der Briefe ist bereits von Eildermann publiziert worden: Eine sinnvolle Nutzung des Bestandes ergibt sich also, wenn beide Publikationen – sich einander ergänzend – benutzt werden.

Einleitend setzt sich Engel mit den Kriegs- und Feldpostbriefen der jungen linkssozialistischen Soldaten als »Quelle der Forschung und bewegendes Zeugnis« auseinander. Engel skizziert ausführlich die Entwicklung in der Stuttgarter sozialdemokratischen Partei- und ihrer Jugendorganisation sowie ihrer Pendanten in Bremen. (S. 9-48). Es schließt sich die Vorstellung der Verfasser und Empfänger der Briefe in biographischen Notizen an. (S. 49-75).

Diese Briefe stammen vor allem aus der sozialistischen Freien Jugendorganisation in Stuttgart und in Bremen. Dabei waren beide Städte – im Unterschied zum Reichsdurchschnitt – Hochburgen der linkssozialdemokratischen Strömung, deren Mitglieder sich der Spartakusgruppe bzw. den norddeutschen Linksradiكالen, d. h. der Gruppe um die Bremer Wochenschrift »Arbeiterpolitik«, anschlossen. Für alle Briefschreiber der edierten Briefe ist »ein deutlich über das Niveau der schulischen Allgemeinbildung jener Zeit hinausgehendes Bildungsstreben kennzeichnend.« (S. 37)

Schreiber bzw. Adressaten aus Bremen waren Wilhelm Eildermann, Karl Jannack und Gustav Seiter. Der wichtigste Briefpartner in Stuttgart war Emil Birkert. In den dokumentierten Briefen werden die folgenden Akteure aus der Bremer Arbeiterbewegung bzw. ihr nahestehende Personen erwähnt: der spätere Kommunist Karl Becker, der während der Weimarer Republik bis in die Partei-Zentrale aufsteigen sollte und von den Nazis in Plötzensee hingerichtet wurde; der linkssozialistische

Jugendgenosse Conrad Brauckmüller; der mehrheitssozialistische Redakteur Hans Donath; Wilhelm Eildermann; der prominente Linke und Kommunist Paul Frölich; der damalige Reichstagsabgeordnete Alfred Henke, führendes Mitglied der USPD; der sozialdemokratische Lehrer Wilhelm Holzmeier; der Kommunist Karl Jannack, von Beruf Schuhmacher; der sozialdemokratische Buchhändler Karl Klawitter (USPD); der Führer der Bremer Linksradiكالen, der vormalige Lehrer und spätere Redakteur Johann Knief und seine Lebens- und Kampfgefährtin Lotte Kornfeld; der holländische Linkssozialist Anton Pannekoek, der vor dem Ersten Weltkrieg mehrere Jahre die Bildungsarbeit für Sozialdemokraten und Gewerkschafter in Bremen geleistet hatte; Wilhelm Pieck, vor dem Ersten Weltkrieg in Bremen, später Mitglied der Spartakusgruppe und nachmaliger Staatspräsident der DDR; Anna und Robert Pöhland, deren Briefwechsel Doris Kachulle ediert hat; der polnische Internationalist Karl Radek, lange Zeit Mitarbeiter der linken Bremer Bürgerzeitung und später (ab 1916) der linksradikalen »Arbeiterpolitik«; Heinrich Schulz, in der Bildungsarbeit der Bremer Vorkriegssozialdemokratie führend; Gustav Seiter, auf der Wanderschaft 1913 in Bremen hängen geblieben, Anhänger der Bremer Linksradiكالen, befreundet mit Wilhelm Eildermann; dem mehrheitssozialistischen Lehrer Emil Sonnemann sowie Hanna Waldeck, Mitglied der sozialistischen Jugendorganisation in Bremen.

Die Kriegs- und Feldpostbriefe geben Aufschluss über die zunehmende Kriegsmüdigkeit der Soldaten und ihre Friedenssehnsucht, ihre Kritik an Kriegsgewinnlern und der Sinnlosigkeit des Stellungskrieges, über die innerparteiliche Diskussion in der deutschen Arbeiterbewegung, insbesondere in Stuttgart und Bremen, über das Verhalten der Parteiführung sowie der Reichstagsfraktion der SPD. In ihnen kommt »der Ruf zum Widerstand gegen den Krieg, die Überzeugung, der Krieg werde Vorabend einer revolutionären Veränderung der Gesellschaft sein« zum Ausdruck (S. 42).

Um einige Beispiele aus den Feldpostbriefen zu bringen: So schreibt Gustav Seiter am 1. Januar 1915 von der Westfront an den Stuttgarter Jugendgenossen Emil Birkert, der den Kontakt der Bremer sozialistischen Jugendlichen mit ihren Pendants in Stuttgart hergestellt hatte: »Ich bin nicht der Ansicht, daß die Periode[n] Kapitalismus – Sozialismus einander scharf ablösen werden, durch *einen*, möglicherweise gewaltsamen Geburtsakt. Keineswegs meine ich aber, daß wir *kampflos* in den Sozialismus hineinwachsen werden.« (S. 93) Wilhelm Eildermann konstatierte am 15. Mai 1915 gegenüber Birkert: »Die Kreditbewilliger sagen, sie mußten *taktisch* so handeln, wie sie gehandelt haben. Die Sache sollte aber eine *Prinzipienfrage* sein. Sonst kommen wir dahin, daß die Partei überhaupt keine Prinzipien hat, mit der Taktik aber kann man bekanntlich alles und jedes, auch das Verkehrteste begründen. [...] Zudem kann man wohl sagen, daß die Fraktion aus Prinzip *und* Taktik die Kredite hätte ablehnen müssen.« (S. 117) Und am 25. Juni 1915 äußert sich Gustav Seiter von der Westfront, »daß eine Trennung der Partei unvermeidlich, wünschenswert ist.« (S. 132) Am 20. Februar 1916 kann Wilhelm Eildermann aus Bremen vermelden: »Hier in Bremen, wo lange Zeit in der Partei bloß hinterrücks intrigiert wurde, ist es jetzt zum offenen Kampf gekommen« (S. 154) und er berichtet von der Gründung der mehrheitssozialistischen »Bremischen Correspondenz«, dem Abonnementrückgang der traditionsreichen Bremer Bürgerzeitung sowie der »unerschütterlich[en]« radikalen Mehrheit in der Bremer Parteiorganisation. Am 10. Mai 1916 kann der Bremer Linksradiكالen von den Vorbereitungen zur Gründung der Bremer Wochenschrift »Arbeiterpolitik« der Linksradiكالen berichten. Eildermann kommentiert dies: »Der Riß in der Partei wird immer klaffender, und es wird kaum noch lange dauern, dann ist der Organisationsrahmen auch äußerlich gesprengt.« (S. 164) Am 9. November 1917 wirft Karl Jannack die Frage auf, »ob für die jetzigen Zustände eine *legale* Revolutionspartei möglich ist, oder ob unter der Gewalt der Verhältnisse die

Kräfte der Revolution *illegal* erstarken müssen und teilweise unter falscher Flagge kokettieren.« (S. 216)

Weder die Stuttgarter noch die Bremer Parteiorganisation der SPD sind typisch für den im Ersten Weltkrieg stattfindenden Spaltungsprozess der deutschen Sozialdemokratie. Ganz im Gegenteil: beide Städte weisen sozialdemokratische Ortsvereine auf, in denen die Linken und Kriegsgegner dominierten und die Parteiorganisation eroberten, während die auf der Linie des Berliner Parteivorstandes und der Mehrheit der Reichstagsfraktion liegenden Rechten eine eigene Sonderorganisation gründeten, erst in Stuttgart, dann in Bremen. Während die Bremer mit ihrer Wochenschrift »Arbeiterpolitik« zum Nucleus der sog. Bremer Linksradikalen wurden, orientieren sich die Stuttgarter an der Spartakusgruppe mit ihrem Zentrum in Berlin. Reizvoll wäre eine vergleichende Untersuchung der Entwicklung der Stuttgarter und der Bremer Linken.

Zwar dominieren in dieser Edition die Briefe Stuttgarter Jugendgenossen, doch umfassen die von Bremern geschriebenen und die an sie gerichteten Briefe circa ein Drittel der publizierten Feldpost- bzw. Kriegsbriefe. Allein das Titelbild des Buches rechtfertigt schon fast eine Rezension im Bremischen Jahrbuch: Das Umschlagsfoto stellt zwölf dienstfreie Soldaten der 8. Kompanie des aktiven Infanterie-Regiments Nr. 75 Bremen während ihrer Maifeier 1915 im Wald bei Bailly an der Westfront dar. Ein Schild informiert den Betrachter: »1. Mai 1915 / Soz. Weltfeiertag / Demonstration.« Das Foto wurde später in der Illustrierten Geschichte der deutschen Revolution (1929) abgedruckt.

Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister schließen die Publikation ab. Insgesamt neun Fotos der Briefschreiber lockern den Text auf. Engel hat eine Publikation vorgelegt, die für die Geschichte des Ersten Weltkrieges und seine Auswirkungen auf die Bevölkerung informativ, für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung während dieses Zeitraumes, insbesondere für Stuttgart und Bremen, unverzichtbar ist.

Peter Kuckuk

Gräfin, Birte und Heinrichs, Dirk (Hrsg.): Vom Stauhaken zum Container. Hafenarbeit im Wandel. Bremen: Kellner 2009. 285 S.

Die Hafenwirtschaft ist die oft im Schatten stehende »Dienstmagd« der öffentlich-wirksameren Schifffahrt. Diesem Wahrnehmungsdefizit gilt es immer wieder abzuhelpfen, nicht nur durch die wirtschaftswissenschaftliche wie -historische Darstellung des dünnen, aber nicht selten aussagefähigen Zahlenwerks über den Hafenumschlag mit seinem wirtschaftlichen Auf und ab und nicht nur durch die erfreuliche Tatsache, dass sich die Bau- und Technikgeschichte längst der Kais, Docks, Schuppen, Speicher, Kräne sowie anderer Hafentechnik angenommen hat – Zeugen der Vergangenheit, die man auch noch dann zu erhalten sucht, wenn infolge der Containerisierung einst pulsierende Hafenlandschaften in die öde Funktionslosigkeit gefallen und postmoderne Neunutzungen vorgenommen sind, aus Speichern Lofts und Büros, Konsumtempel oder Kulturzentren gemacht werden, Hafenbecken zu Museums- oder Yachthäfen mutieren.

Schließlich ist die Arbeitswelt in den Häfen zu beachten. Durch die Containerrevolution hat sie sich ebenso radikal verändert. Das personalintensive Be- und Entladen der Schiffe (neben dem bei Stückgutfrachtern so kniffligen wie wichtigem Stauen) wich automatisierten Containerhäfen mit riesigen Ausdehnungen, aber nur einer

überschaubaren Schar qualifizierter Hafenfacharbeiter, die mit der Maschinerie der Containerbrücken und Containertransporter zu tun haben. Diesen grundlegenden Wandel gilt es, sozialgeschichtlich nachzuzeichnen, und zwar ohne falsche Romantik.

Das Autorengespann, das sich bei diesem handlichen, aber substanzreichen Taschenbuch mit dem so gelungen griffig formulierten Titel dieser nicht gerade einfachen Aufgabe unterzogen hat, bildet eine glückliche Kombination zwischen akademischer Wissenschaft und maritimer Praxis. Birte Gräfining arbeitet als Sozial- und Bildungshistorikerin schwerpunktmäßig an der Bremer Universität, Dirk Heinrichs wirkte bis 1996 als geschäftsführender Gesellschafter der Stauerei D. Heinrichs & Co.

Den größten Teil des Buches (bis S. 179) bildet ein gründlicher, lesbarer und faktenreicher historischer Abriss von Birte Gräfining. Zunächst wird der Umbruch durch die Einführung des Containers thematisiert und dessen Auswirkungen auf das Berufsbild des Hafentarifarbeiters (S. 7 - 30), danach folgen mehrere historische Abschnitte, die sich bis in die für die internationale Schifffahrt so krisenreichen 1970er Jahre erstrecken (S. 31 - 112). Weitere Spezialkapitel beschäftigen sich schließlich mit der 1976 eröffneten Hafentarifschule, dem Hafentarifbetriebsverein als Arbeitgeberorganisation, der Arbeitsvermittlung im Hafen, den gewerkschaftlichen Vertretern der Hafentarifarbeiter und der Tarifpolitik. Was hier dem Leser geboten ist, ist quellengesättigte, kenntnisreiche, besonnen abwägende und summa summarum mustergültige Sozialgeschichte solidester Machart. Die nüchterne, wohlthuend sachliche Diktion der Autorin erfreut zusätzlich, denn es fehlt der kämpferische, parteiische und belehrende Tonfall, mit dem so manch eifriger »Barfußhistoriker« der 1970er und 1980er Jahre glaubte, Sozialgeschichte unter das Volk bringen zu müssen. Hier dagegen sucht man zum Glück vergebens nach Sozialromantik der einen oder anderen weltanschaulichen Provenienz.

Dabei ist die Materie alles andere als leicht zu handhaben. Das Tarifwesen ist grundsätzlich hochkompliziert und erfordert im betrieblichen Alltag ein großes Maß an Kompetenz bei den zuständigen Betriebsräten. So bedeutet die historische Erforschung dieser Zusammenhänge ebenso eine Herausforderung, doch Birte Gräfining beherrscht dieses Metier ebenso wie andere Fragestellungen, wie etwa nach den Lebensumständen und der Arbeitswelt, Streiks, den Einfluss der KPD und andere wichtige Zusammenhänge. Dass am Schluss ein mustergültiger Anmerkungsapparat mit Quellen- und Literaturverzeichnis präsentiert wird (S. 270 - 286), überrascht nicht.

Aus der Sicht des Praktikers, der allerdings durch eine philosophische Promotion das entsprechende Wissenschaftsverständnis mitbringt, schildert Dirk Heinrichs die Geschichte der jahrelang von ihm geleiteten bremischen Stauerei D. Heinrichs & Co., die 1859 in Bremerhaven entstand (S. 180 - 269). Lebendig, faktengesättigt (nicht zuletzt genealogisch) und mit dem frischen Wind der Praxis wird über die bewegte Geschichte dieser Firma erzählt, von der Akten inzwischen dem Staatsarchiv Bremen übergeben wurden (StAB 7,220).

Illustriert ist das Buch auch, wenngleich nur im notgedrungen kleinen Format. Die Wiedergabequalität ist zwar wechselhaft, die Beschriftung erscheint dagegen angemessen.

Alles in allem handelt es sich bei diesem Buch um ein für die neuere bremische Hafengeschichte wichtiges Kompendium, was man ihm aufgrund des eher unscheinbaren Äußeren nicht ohne Weiteres ansieht.

Christian Ostersehlte

Hartog, Arno: *Bremerhavens Tor zur Welt. 80 Jahre Columbuskaje Bremerhaven.* Bremen: Temmen 2008. 137 S.

Im Sommer 1928 ging die Columbuskaje in Bremerhaven, die als Stromkaje an der Außenweser gelegen und somit tideunabhängig angelaufen werden konnte, in Betrieb. Da dieses markante Hafengebäude wegen der dortigen Passagierabfertigung (vor allem für den Transatlantikverkehr) ein großer Publikumsmagnet sowie gleichzeitig eine Projektionsfläche für Fernwehsehnsüchte war und somit in seiner Blütezeit vor, aber auch nach dem Zweiten Weltkrieg neben den Tiergrotten zu den herausragenden Sehenswürdigkeiten im damaligen Bremerhaven zählte, erscheint eine Rückschau sicherlich angemessen. Der Autor kann als Praktiker und Insider charakterisiert werden. Von 1974–1999 war er zuständig für Hafenplanung und betriebswirtschaftliche Angelegenheiten beim Senator für Häfen, Schifffahrt und Verkehr und wirkte anschließend bis 2005 als Geschäftsführer der Columbus Cruise Center Bremerhaven GmbH. Er hat also an herausragender Stelle versucht, dem im Buch beschriebenen Standort durch einen 2003 neu eröffneten Terminal neuen Schwung zu verleihen.

Dieser handliche Band versucht im Schnelldurchgang, die Vorgeschichte und Entwicklung der Columbuskaje zu verdeutlichen. Insgesamt ist eine flott, mitunter wohl etwas eilig geschriebene Hafengeschichte (seit 1827) mit deutlichem Gegenwartsbezug dabei herausgekommen. Dabei ist der historischen Urteilskraft sowie der Genauigkeit des Vf. nicht immer zu trauen: Der Gebietsaustausch zwischen Bremen und Preußen (1905) kann schon deswegen mit Nordenham nicht in Verbindung gebracht werden (S. 12), weil der Norddeutsche Lloyd, der 1890 mit seiner Abfertigung dorthin ausweichen musste, nach der Eröffnung der neuen Kaiserschleuse 1897 wieder nach Bremerhaven zurückgekehrt war. Die Bezeichnung des damaligen (1941) bremischen Regierenden Bürgermeisters Heinrich Böhmcker (die Schreibweise ohne ›ck‹ ist nicht korrekt) als »Protegee der NSDAP« (S. 30) ist nicht nur schwammig, sondern auch irreführend, handelte es sich doch wegen seiner Brutalität in Bremen nicht selten als »Latten-Heini« bezeichneten Bürgermeister um einen veritablen Parteigenossen (PG) und Hoheitsträger der NSDAP. Auf derselben Seite ist über eine Klage der United States Lines über die Nutzung der Columbuskaje durch Einheiten der Kriegsmarine die Rede, die Gegenstand eines Gesprächs zwischen Finanzpräsident Richard Duckwitz und Böhmcker vom August 1942 gewesen sein sollen. Merkwürdig, wenn man bedenkt, dass sich Deutschland und die USA seit Dezember 1941 im Krieg miteinander befanden. Wenn es sich um einen weiter zurück liegenden Vorgang handelte, so ist zumindest eine Quelle ungenau wiedergegeben worden. Die Rolle der Kriegsmarine und ihre Forderungen nach Hafenskapazitäten ist vorstehend zwar auch beschrieben worden (S. 28-30), dabei ist jedoch dem Vf. (in seiner Eile?) nicht klar geworden, dass man es hier mit einer behäbigen Militärbükratie zu tun hatte, die erst einmal Maximalforderungen stellte.

Die Illustration ist insgesamt ansprechend, in einem extra Bildteil (S. 66-134) stören das chronologische Durcheinander und die mitunter fehlerhafte und ungenaue Beschriftung: Die NEW YORK (S. 67) gehörte zur griechischen Greek Line und nicht zur renommierten amerikanischen United States Lines. Und die ebenfalls griechische AUSTRALIS (S. 79, übrigens die frühere AMERICA der US Lines) war keineswegs, wie anachronistisch behauptet wird »eines der letzten Transportschiffe für DP's«. Diese Zeit war in den 1960er Jahren, als die Aufnahme gemacht wurde, unwiderruflich vorbei. Das Literaturverzeichnis macht einen präzisen Eindruck, dagegen wirkt die schemenhafte Europakarte mit Bremerhaven im Mittelpunkt im vorderen und hinteren Buchdeckel graphisch grob und inhaltlich einfallslos, also entbehrlich.

Insgesamt kann das Buch für den eiligen Leser als eine Einführung empfohlen werden, wer es aber historisch exakter wissen will, sei auf die einschlägige Literatur zum Thema verwiesen.

Christian Ostersehle

Holl, Karl (Hrsg.): Ludwig Quidde: Deutschlands Rückfall in Barbarei. Texte des Exils 1933–1941. Bremen: Donat 2009. 144 S.

Ludwig Quidde (1858–1941) gehörte zu den Bremern, die außerhalb ihrer Heimatstadt Bekanntheit erlangten. Der Sohn einer großbürgerlichen Kaufmannsfamilie promovierte in Geschichte und leitete eine Zeit lang das von Preußen gegründete historische Institut in Rom. Als scharfer Kritiker des Kaiserreichs von 1871 machte er sich mit seiner Schrift »Caligula« einen Namen, in der er das Auftreten und die Stellung von Wilhelm II. karikierte. Seit der Jahrhundertwende war Quidde liberaler Landtagsabgeordneter in Bayern und in der Friedensbewegung aktiv, ab 1914 stand er an der Spitze der Deutschen Friedensgesellschaft. Das pazifistische Engagement nahm nach dem Ersten Weltkrieg einen Großteil seiner Zeit in Anspruch, wurde durch die Verleihung des Friedensnobelpreises gewürdigt und ist durch zahlreiche Publikationen Quiddes gut dokumentiert. Ergänzend dazu legt Karl Holl, der Quidde auch eine umfangreiche Biographie gewidmet hat (Karl Holl, Ludwig Quidde (1858–1941), Düsseldorf 2007), nun drei unpublizierte Texte aus der Zeit nach 1933 vor, die der Verfasser im Exil in der Schweiz verbrachte.

Der längere Beitrag »Deutschlands Rückfall in Barbarei« (zu datieren auf Ende 1933) hatte zum Ziel, den ausländischen Leser mit der innenpolitischen Entwicklung Deutschlands vertraut zu machen. Heutzutage kann er als ein Zeitdokument gelesen werden, das die individuelle Einschätzung des Hitler-Regimes durch einen linksliberalen Emigranten wiedergibt. Dabei arbeitet die Schrift klar heraus, wie die Politik der ab 1930 amtierenden Präsidialkabinette schon ein Fundament für die Errichtung der NS-Herrschaft legte. Gestützt auf einen Gesetzentwurf aus dem Jahr 1928 weist sie nach, dass die NS-Bewegung bereits damals das Strafrecht durch die Nutzung von Generalklauseln als politisches Kampfinstrument instrumentalisieren wollte. Die Hintergründe des Reichstagsbrands blieben dem Autor – wie vermutlich den meisten Zeitgenossen – unklar, während sein Manuskript keinen Zweifel am Unrechtscharakter des Regimes lässt und diesen ausführlich an Hand der ökonomischen Diskriminierung der Juden darstellt. Für das Scheitern der Weimarer Republik führte Quidde ein ganzes Ursachenbündel an (wirtschaftliche Deprivation durch Reparationen, Hyperinflation und Weltwirtschaftskrise, »Versailles«-Syndrom, fehlende Bereitschaft zur Zusammenarbeit zwischen den Parteien), ohne diese Gründe näher zu gewichten.

Dagegen erschloss sich Quidde, dem »Sprecher aufgeklärter Gesinnung und humaner Gesittung« (Karl Holl), nicht die Anziehungskraft der NS-Bewegung, vielmehr füllt sein Beitrag diese Leerstelle mit Hinweisen auf Hitlers Demagogie (S. 30) und auf einen Irrationalismus der Jugend (S. 87) sowie mit der hilflosen Bemerkung, dass das deutsche Volk »seit Jahren seelisch krank sei« (S. 45). Dem Regime räumte er Ende 1933 nur geringe Überlebenschancen ein, er hoffte vielmehr auf einen Militärputsch und eine Restauration der Monarchie (S. 109). Diese Ratlosigkeit Quiddes spiegelt auch sein Manuskript »Das andere, wahre Deutschland« von 1939 wider, das die Integrationsleistung des NS-Regimes nur auf dessen Repressionscharakter zurückführt. Dass Hitlers Charisma, die scheinbaren Erfolge der Wirtschaftspolitik

und das außenpolitische Revirement ab 1933 zur Stabilität der NS-Herrschaft beitragen, schien sich der Autor nicht vorstellen zu können. Es ist dann nur folgerichtig, dass er auf eine Wiederholung der Revolution von 1918 hoffte und eine Kollektivschuld der Deutschen am Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ablehnte.

Auch die außenpolitische Entwicklung analysieren die drei vorgelegten Texte nach dem gleichen Muster, das sie zur Analyse des Ersten Weltkriegs nutzen, nämlich in der Erklärung von Kriegen als Betriebsunfällen der Staatenpolitik. Darauf vertrauend, dass Hitler Deutschlands Zukunft nicht gefährden wolle, begrüßte er 1933 sogar Hitlers Friedenspropaganda (S. 103). Bis zum September 1938 sollte sich Quiddes Bewertung verändern, wie sich im dritten Beitrag »Die Kehrseite des Friedens« zeigt, der das Abkommen von München kommentiert. Quidde charakterisierte Hitler als machiavellistischen Außenpolitiker, der es allerdings nicht hätte auf einen Krieg ankommen lassen, wenn Chamberlain (dem der Text deutliche Vorwürfe macht) nur selbstbestimmt aufgetreten wäre. Dass der Verfasser mit seiner Lagebeurteilung irrte, hat die zeitgeschichtliche Forschung gründlich herausgearbeitet. Freilich zeigt diese Fehleinschätzung, dass Quidde wesentliche Antriebskräfte des Nationalsozialismus verborgen blieben, auf Grund seiner familiären, akademischen und politischen Sozialisation vermutlich auch verborgen bleiben mussten. Hitler sah in der Androhung, Eröffnung und Beendigung von Kriegen nämlich nicht eines von mehreren rational zu gebrauchenden Zweckmitteln der Außenpolitik, sondern für ihn war die Ausübung von Gewalt gegenüber dem innen- wie außenpolitischen Gegner ein Normalzustand, der nur von kürzeren oder längeren Phasen des Friedens unterbrochen wurde, die einzig und allein der Vorbereitung auf zukünftige Konflikte dienten.

Karl Holl hat mit diesem Buch Texte Quiddes zugänglich gemacht, die zentral für das Verständnis dieses bedeutenden Bremers sind und ergänzt damit seine eigene Edition eines umfangreichen Textes Quiddes über die Zeit des Ersten Weltkriegs (Karl Holl (Hrsg.), Ludwig Quidde. Der deutsche Pazifismus während des Ersten Weltkriegs, Düsseldorf 1979). Eine Einleitung und eine sorgfältige Kommentierung mit Fußnoten sowie ein Personenverzeichnis erleichtern das Verständnis des Buchs.

Jörn Brinkhus

Klapheck, Thomas: Der heilige Ansgar und die karolingische Nordmission (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 242). Hannover: Hahn 2008. 217 S.

Nach dem Gründer des Missionsbistums Bremen, Bischof Willehad, ist der heilige Ansgar, mit dem die Geschichte des Erzbistums Bremen beginnt, die zweifellos wichtigste Gestalt der frühmittelalterlichen Geschichte Bremens. Eine Arbeit zur Biographie und zum Lebenswerk des heiligen Ansgar kann somit in Bremen immer auf Interesse rechnen. Dies nicht nur aus lokalgeschichtlicher Perspektive. Mit Ansgar weitete das Erzbistum Hamburg-Bremen seinen Wirkungskreis über die Reichsgrenzen aus, er hat kirchenpolitisch folgenreiche Weichenstellungen vorgenommen, die ihn zu einer der interessantesten Personen der nordwestdeutschen Geschichte im frühen Mittelalter machen. Ansgars Leben ist durch seine Vita aus der Feder seines Nachfolgers und durch andere Quellen gut dokumentiert, sein Lebensweg umspannt drei Lebenskreise: Die monastischen Lehrjahre in Corbie und später Corvey, die Funktion als (erz-)bischöflicher Hirte im späteren Erzbistum Hamburg-Bremen und die missionarische Tätigkeit im skandinavischen Norden. All dies stand mit der

karolingischen Reichspolitik in enger Verbindung, denn Ansgar war sowohl kirchlicher Akteur als auch Instrument königlicher Interessen. In der nordwestdeutschen Landesgeschichte hat naturgemäß seine Tätigkeit im Umfeld des Doppelbistums Hamburg-Bremen starke Beachtung gefunden. Seine hagiographische Bedeutung hat sich v. a. an seinen skandinavischen Aktivitäten festgemacht, die auch seinen späteren Ruhm begründeten. Unterbelichtet – wenn auch nicht unbekannt – sind in der lokalen Rezeption die Prägungen geblieben, die er als Schüler des Konvents von Corbie – einer der »Eliteschulen« des Reichs – erfahren hat, sowie die stets engen Beziehungen zum karolingischen Herrscherhaus, die sich wie ein roter Faden durch seine Biographie ziehen.

Dass nun in der Schriftenreihe der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen mit der Arbeit von Thomas Klapheck eine moderne Biographie Ansgars erschienen ist, ist ein Glücksfall für die frühmittelalterliche Landes- und Kirchengeschichte Bremens, auch wenn der Titel der Arbeit die Nordmission in den Mittelpunkt stellt. Denn trotzdem bildet die Arbeit die genannten drei Bereiche gleichberechtigt ab. Dass vom Autor die beiden Aspekte Corbie/Corvey und die Beziehung zum Herrscherhaus gründlich herausgearbeitet und mit der nordischen Mission in Zusammenhang gebracht wurden, ist ein für die nordwestdeutsche Landesgeschichte wichtiger Verdienst, denn viele der im Doppelbistum Hamburg-Bremen erfolgreich umgesetzten Vorhaben Ansgars wären ohne die gründliche Ausbildung in Corbie und auch ohne die Vorbildfunktion des Abtes Adalhard von Corbie sicher so nicht erfolgt. Dies gilt für die bekannten monastischen und seelsorgerischen Qualitäten und das schon früh entwickelte »visionäre« Talent Ansgars, aber v. a. für die schwierige und im entlegenen Nordwesten des Reichs sehr viel notwendigere Entwicklung von tragfähigen wirtschaftlichen Grundlagen des (Erz-)Bistums und seiner Einrichtungen.

Klapheck begreift Ansgar im Kultur- und Wissenstransfer vom westfränkischen Reich nach Sachsen als zentralen Akteur, der es verstand, die Entscheidungsträger im Reich früh auf sich aufmerksam zu machen und der das in Corbie erworbene Rüstzeug konsequent für die Ziele seiner kirchenpolitischen Maßnahmen im sächsischen Nordwesten und in weiteren Norden nutzbar machte: Ein außerordentlich spannender Aspekt der karolingerzeitlichen Durchdringung unseres Raumes mit Instrumenten fränkischer Herrschafts-, Glaubens- und Wirtschaftspraxis. Der Autor bleibt bei seiner Analyse eng an den Quellen, allen voran Rimberts Vita Ansgars, eine angesichts der Informationsdichte dieses wichtigen Textes gute Entscheidung.

Konsequent wird daher auch die Einflussnahme Ansgars auf die kirchenpolitischen Maßnahmen der Zeit aus der Sphäre der reinen Missionstätigkeit herausgehoben. Zur Frage eines angeblich in den 30er Jahren des 9. Jahrhunderts gegründeten Erzbistums Hamburg argumentiert Klapheck, dass dieses nicht existiert hat und die um 850 in die Quellen eingeführte »Existenz« dieses Erzbistums dem Bemühen Ansgars und Ludwigs des Deutschen nutzte, das Bistum Bremen aus dem Kölner Metropolitanverband zu lösen. Machte sich oftmals die Beurteilung Ansgars am eher harmlosen Epitheton des »Apostels des Nordens« fest, so gelingt es Klapheck, deutlich zu machen, dass dieser Ehrentitel nicht völlig falsch ist, aber dennoch der Korrektur bedarf, weil Ansgar im Norden trotz mehrerer Missionsreisen wenig Spuren hinterlassen hat. Der Ehrentitel hat aber dennoch für seine Nachfolger aus kirchenpolitischen Gründen Nutzen versprochen. Zudem habe Ansgar als durchaus ehrgeiziger Kirchenpolitiker und Diplomat stärker als bislang vermutet, aktiv in die machtpolitischen Kontroversen seiner Zeit eingegriffen. Dies mindert den kirchenhistorischen Rang seiner Person in keiner Weise, lenkt aber unseren Blick auf neue Aspekte seiner Persönlichkeit.

Diese bleibt umso interessanter, als Ansgar eben nicht einer der großen Familien des Reichs entstammte, sondern von einfacher Herkunft war und sein an mönchischen Idealen orientiertes Leben durchaus im Wortsinn »vorbildlich« führte. Dauerhafte Folgen seines an der christlichen Caritas orientierten Wertekanons kamen nicht zuletzt Bremen zugute: Ansgars zur Armenfürsorge in Bremen gestiftetes Spital ist die älteste christliche Fürsorgeeinrichtung östlich des Rheins.

Konrad Elmshäuser

Lecke, Bodo (Hrsg.): *Der politisch-kritische Deutschunterricht des Bremer Kollektivs* (Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts. Band 63). Frankfurt am Main: Lang 2008. 180 S.

Nicht umsonst ist das zu rezensierende Buch im Jahre 2008 erschienen, rekuriert es doch auf die Ereignisse des Jahres 1968, als in Bremen durch die Initiative des Deutschlehrers Heinz Ide (1912 – 1973) die »Aktionsgemeinschaft demokratischer Lehrer« (ADL), ein Zusammenschluss linker Lehrerinnen und Lehrer aller Schularten, begründet wurde. Diese wollten das Bremer Schulwesen demokratisieren und stellten sich an die Seite der revoltierenden Schülerinnen und Schüler, die sie bei der Formulierung ihrer politischen Ziele zu unterstützen suchten. Das »Bremer Kollektiv«, hervorgegangen aus der ADL, war keine genau abzugrenzende Gruppe. Bei seinen Mitgliedern handelte es sich um Deutschlehrer, die bei seiner Gründung 1969 alle in Bremen lebten und arbeiteten. Im Wesentlichen bestand sie aus Hermann Cordes, Klaus Ehlert, Hans Joachim Grünwaldt, Helmut Hoffacker, Heinz Ide, Bodo Lecke und Rudolf Wenzel. Darüber hinaus arbeiteten punktuell auch Rolf Gutte, Klaus Hildebrandt, Romina Schmitter und Werner Krogmann mit dem Kollektiv zusammen. Von ihnen sind in dem zu rezensierenden Sammelband Beiträge vor allem aus der Zeit von 1969 bis in die 1970er Jahre vertreten. Die Verf. selbst sind fast ausnahmslos um 1938/39 geboren, erfuhren ihre schulische Sozialisation und erlitten ihren Deutschunterricht also in den unmittelbaren Nachkriegsjahren. Über die Geschichte des Bremer Kollektivs gibt der Beitrag von Hans Joachim (Jochen) Grünwaldt »Das »Bremer Kollektiv« – ein Steckbrief« (S. 47-50) Aufschluss. Der von Bodo Lecke, emeritierter Professor für Erziehungswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Didaktik der deutschen Sprache und Literatur, herausgegebene Sammelband weist nach den Kurzbiographien der Autoren, der Einführung des Herausgebers und einer Charakterisierung des Bremer Kollektivs durch Hans Joachim Grünwaldt drei Abschnitte mit jeweils mehreren Beiträgen auf: Der kritischen Bestandsaufnahme folgen Neue Projekte und exemplarische Modelle sowie drittens der Abschnitt »Abschaffen oder Weitermachen? Kontroverse Reaktionen«.

Die Publikation behandelt einen Teilaspekt der 68er Bewegung, nämlich die Veränderungsbestrebungen zu einer grundlegenden Neukonzipierung des Deutschunterrichts an den bundesdeutschen Schulen. Die Publikationen des Bremer Kollektivs strahlten weit über die Hansestadt hinaus. Das Kollektiv junger Bremer Lehrer trat 1970 mit der »Bestandsaufnahme Deutschunterricht«, in dem sie den praktizierten Deutschunterricht analysierten, ins Licht der (Fach-) Öffentlichkeit. Heinz Ide betonte in seinem Vorwort zur »Bestandsaufnahme Deutschunterricht« zu den Zielsetzungen der Mitglieder des Bremer Kollektivs: »Sie verstehen ihre fachliche Tätigkeit als Arbeit auf einem Sektor des gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozesses.« Durch diese Publikation wurde Heinz Ide bundesweit als Kritiker des herkömmlichen gymnasialen Deutschunterrichts bekannt. Der Diesterweg-Verlag bot ihm an, die

Zeitschrift »Diskussion Deutsch« sowie eine sechsbändige Lesebuchreihe herauszugeben. Von Letzterer erschienen allerdings nur vier Bände. Diese enthielten neben Texten der »Klassiker« auch nichtdichterische Texte wie Zeitungsartikel, Comics oder Auszüge aus Kinderbüchern, sie waren mit erschließenden Fragen versehen und sollten als Arbeitsbücher den Schülern ein selbständiges Lernen und einen kritischen Umgang mit Sprache und Literatur ermöglichen. Zudem beauftragte der Metzler-Verlag das Bremer Kollektiv mit der Herausgabe der Reihe »projekt deutschunterricht« als Handreichung für die Deutschlehrer. Ist der Sammelband auch in der fachspezifischen Reihe »Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts« erschienen, so enthält er doch Beiträge, die auch für den historisch interessierten Leser von Interesse sind.

Wer unter den Abiturienten nicht das Glück genossen hat (wie der Rezensent), bei Heinz Ide Deutschunterricht in der gymnasialen Oberstufe gehabt zu haben, sondern den Unterrichtskanon der 50er Jahre über sich ergehen lassen musste, möge unbedingt, wenn er seine eigenen Deutschunterricht rekapitulieren und reflektieren möchte, den glänzend geschriebenen Aufsatz von Hans Joachim Gründwaldt »Sind Klassiker etwa nicht antiquiert?« (S. 335-352) aus dem Jahre 1969 mit den angefügten zeitgenössischen Stellungnahmen in der überregionalen Presse und in Fachperiodika (S. 353-363) lesen.

Die von Mitgliedern des Bremer Kollektiv vertretenen Auffassungen und konzeptionellen Forderungen fanden keineswegs den ungeteilten Beifall der Massenmedien und der Schulbürokratie. So musste sich Helmut Hoffacker wegen seiner Mitarbeit an der Didaktik des Deutschunterrichts »einem peinlichen dienstlichen Verhör [...] unterziehen, ob denn darin, Wissenschaftsfreiheit hin oder her, alles mit rechten FDGO-Dingen zugehe.«

Sehr vergnüglich zu goutieren ist auch der Beitrag von Rolf Gutte »Mannomann – ist das Deutsche eine Männersprache?« aus dem Jahr 1985 (S. 313-326), in dem er sich mit den Forderungen und der Kritik feministischer Linguistinnen humorvoll auseinandersetzt. Dieser Aufsatz provozierte als Replik einen Kommentar von Romina Schmitter, wo diese die feministischen Positionen verteidigt. (S. 327-332)

Bereits 1981 resümierte Helmut Hoffacker: »daß auch der linke Deutschunterricht sein Scherflein dazu beigetragen hat, manches zu verändern, damit alles bleiben kann, wie es ist [...].« Und was stellte dies frühere Mitglied des Bremer Kollektivs vor zehn Jahren fest?

»Am Ende stellte es sich so dar, daß die Schüler nicht mehr hören wollten, was ich sagte, und ich nicht mehr sagte, was sie hören wollten. [...] Viele Kollegen sind gut-bezahlte Müslimampfer im Jeans-Parka-Outfit, ergraute Berufsjugendliche, die sich für den Angelpunkt der Welt von Minderjährigen halten und sich wichtigtuerisch in die Bildungs- und Sozialpolitik einmischen, als seien die bloß für sie veranstaltet.« Und Helmut Hoffacker resümiert im Hinblick auf die Veröffentlichungen des Bremer Kollektivs: »War die Publikationstätigkeit im Didaktischen, auch wenn sie auflagenmäßig ein Erfolg war, ein Beitrag zur gesellschaftsverändernden Praxis? Fürs ursprüngliche Ziel hat sie nichts gebracht [...].« Trotzdem (oder: deswegen?): Wer sich intensiver mit der 68er Bewegung beschäftigt, kann an diesem Sammelband nicht vorbeigehen und kommt um eine Auseinandersetzung mit dieser Publikation nicht herum.

Peter Kuckuk

- Liebert, Ulrike (Hrsg.): »Zu einem Europa der Bürger«. Hans Koschnicks politische Reden von 1964 bis 2004. Bremen: Temmen 2007. 384 S.
- Mauersberger, Volker: Henning Scherf. Zwischen Macht und Moral – eine politische Biografie. Bremen: Temmen 2007. 362 S.
- Müller-Tupath, Karla: Hans Koschnick. Trennendes überwinden. Biografie. Berlin: Vorwärts Buch 2009. 288 S.

Biographien sind ein florierendes Genre der historischen Literatur. Die gut lesbare Darstellungsform und der Name des Portraitierten garantieren einen Mindestabsatz über den Buchhandel. Gleichzeitig lässt sich das Leben eines Menschen vielfach so erzählen, dass die Darstellung auch einen analytischen Zugang zu politisch, sozial oder wirtschaftlich bedeutsamen Phänomenen der Vergangenheit bietet. Zu Wilhelm Kaisen und Carl Karstens liegen bereits Lebensschilderungen vor, die diesem Anspruch gerecht werden. Nun hat der an der Landesgeschichte interessierte Leser die Gelegenheit, sich durch die Biographien über Hans Koschnick und Henning Scherf mit der politischen Entwicklung der letzten drei Jahrzehnte vertraut zu machen.

In diesem Jahr legte Karla Müller-Tupath, die sich als langjährige Redakteurin von Radio Bremen und Verfasserin von Studien über den Nationalsozialismus einen Namen gemacht hat, eine Schilderung von Hans Koschnicks Leben vor, die – um es gleich vorweg zu nehmen – den Leser enttäuschen wird, der sich neue Einblicke in die Bremer Landespolitik der Jahre zwischen 1955 und 1985 erhofft. Das Buch lässt Passagen aus Gesprächen mit Koschnick, seiner Familie und seinen politischen Weggefährten abwechseln mit Ausschnitten aus der damaligen Presseberichterstattung sowie mit inhaltlichen Einschüben zum landes- und bundespolitischen Kontext. Die Darstellung ist damit angenehm und flüssig zu lesen, außerdem erfährt der Leser eine ganze Menge über Christine Koschnick und das familiäre Umfeld des Portraitierten. Zuweilen nimmt sich die Darstellung allerdings wie eine Zitatcollage aus, in der Koschnick, Henning Scherf, Klaus Wedemeier und andere ihre gemeinsamen Jahre an der Spitze von Partei und Bundesland Revue passieren lassen. Zumindest von Koschnicks Seite erfährt man hier nur das in längerer und detailreicher Form, was er ohnehin schon in einem Interviewband 1998 als seine Sicht der Dinge mitgeteilt hat (Hans Koschnick: Von der Macht der Moral, München 1998).

In manchen Passagen kommt dem Buch damit der Charakter eines Selbstzeugnisses zu, beispielsweise wenn Koschnick ein elaboriertes religiöses Credo auf die Frage referiert, wie ein gerechter Gott die Vernichtung der Juden in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern zulassen konnte (S. 17). Allerdings legt die Darstellung nahe, dass der junge Koschnick sich nach Kriegsende so wortwörtlich gegenüber seinen christlichen Mitkriegsgefangenen äußerte (Koschnick selbst ließ sich erst im Alter von 35 Jahren taufen). An anderer Stelle springt die Darstellung assoziativ zwischen den 60er Jahren und seiner späteren Tätigkeit als EU-Administrator in Mostar hin und her (S. 37). Es ist dann nur folgerichtig, dass die Erlebnisse in Bosnien herangezogen werden, um seinen wesentlich früher erfolgten inneren Wandel vom überzeugten Pazifisten zum Befürworter einer Bundeswehr als Verteidigungsarmee zu rechtfertigen (S. 42), den seine Zustimmung zur öffentlichen Abhaltung der Bundeswehrgelöbnisse schon hinreichend dokumentiert. Dieses Ineinanderschieben unterschiedlicher Erinnerungs- und Reflexionsebenen zeigt sich an zahlreichen Stellen, etwa wenn Koschnick sich selbst (S. 66) oder Wilhelm Kaisen aus der Erinnerung zitiert (S. 41), wobei unklar bleibt, ob es sich dabei um wörtliche Wiedergaben oder um Paraphrasierungen handelt.

Doch gewichtiger als diese quellenkritischen Probleme ist, dass das zu kurz kommt, was man von einer politischen Biographie eigentlich erwartet: nämlich eine gründliche

Analyse von Koschnicks Handeln und Auftreten als Verwaltungsbeamter, als Fraktions- und Parteipolitiker, als Senator und schließlich als Bürgermeister. Frau Müller-Tupath widmet vielen Aspekten nicht den Raum, den sie verdienen. Zwar erwähnt die Darstellung, dass Hans Koschnick und die SPD-Fraktion Prozessgegner des Senats in einem Verfahren um das Bremische Personalvertretungsgesetz sind, sie erläutert aber nicht, um was es in diesem Streit ging. Zitate, wie das von Scherf, Koschnick habe »so etwas wie eine sozialdemokratische Innenpolitik artikuliert« (S. 56), reißen Thesen an, ohne dass das Buch diese vertieft. Diese Beispiele lassen sich fortführen: Welcher Leser weiß heute noch, was die »Doppelstrategie« der Jusos Mitte der 70er Jahre (S. 86) war? Oder kennt den biographischen Hintergrund des in den 70er Jahren nicht auf einen Lehrstuhl berufenen Medienwissenschaftlers Horst Holzer (S. 90)?

Das Buch liefert über weite Strecken keine über die Erinnerung der damals Beteiligten hinausgehende Darstellung der politischen Ereignisse, die Frau Müller-Tupath für ihr Buch ausgewählt hat, nämlich die Borgward-Pleite, die Rücktritte von Kaisen und Dehnkamp samt dem Sturz Boljahns, die Uni-Gründung, die Daimler-Ansiedlung und das Bundeswehr-Gelöbnis sowie die Werftenkrise. Damit werden aber ganze Handlungsfelder Koschnicks, beispielsweise seine Tätigkeit als Vorsitzender des Deutschen Städtetags oder seine Position in der immer wieder auf-flackernden Diskussion um eine territoriale Neuordnung des Bundesgebiets, kaum gewürdigt. Möchte sich ein Leser darüber informieren, dann bleibt ihm nur der Griff zu einem skizzenhaft-chronologischen Portrait über Koschnick, das unmittelbar nach dessen Rücktritt als Bürgermeister erschienen ist.

Diese Schwächen liegen in den von Frau Müller-Tupath herangezogenen Quellen begründet. Den im Unterschied zu der Behauptung auf dem Backcover ist die Quellenbasis eher schmal und der Anmerkungsapparat entsprechend dünn. Weder die Bürgerschaftsprotokolle und noch nicht einmal die Regierungserklärungen Koschnicks wurden herangezogen. Frau Müller-Tupath hat für ihre Darstellung zwar den bremischen Teil des Vorlasses konsultiert, die im Archiv der Friedrich-Ebert-Stiftung deponierten Unterlagen aber nicht ausgewertet. Ihr Buch bietet einen gut lesbaren Überblick über die Tätigkeit Koschnicks und damit auch einen Einstieg in die Landespolitik jener Tage. Auf eine erschöpfende Biographie über Bremens bekanntesten Bürgermeister, die seine landespolitischen Leistungen kritisch würdigt, muss die Leserschaft noch warten.

Doch Hans Koschnick machte sich nicht nur als Bremer Politiker einen Namen, sondern wirkte auch in der deutschen Außenpolitik mit. Schon als Bremer Bürgermeister legte er Wert auf rege Außenkontakte. Nach dem Ausscheiden aus dem Senat wurde er Bundestagsabgeordneter und engagierte sich im Auswärtigen Ausschuss, insbesondere für die deutsch-polnische und die deutsch-israelische Verständigung. Ihren Abschluss fand diese zweite Laufbahn in der Berufung zum EU-Administrator für das durch den Jugoslawienkrieg zerstörten Mostar. Auch diese Tätigkeiten Koschnicks handelt Frau Müller-Tupath im gewohnten Duktus ab und ergänzt damit Koschnicks eigene Erinnerungen über seine Zeit auf dem Balkan (Helgard Köne: Hans Koschnick. Der Bürgermeister, Bremen 1985). Insbesondere wird aus den Einlassungen Klaus Kinkels deutlich, wie schnell es Koschnick gelang, sich als Außenpolitiker Ansehen und Reputation in Bonn zu verschaffen, so dass er als Idealbesetzung für diese Tätigkeit galt.

Da passt es gut, dass anlässlich der 2007 erfolgten Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Bremen eine Sammlung von Koschnicks – zumeist kurzen und anlassbezogenen – außenpolitischen Reden der Jahre zwischen 1964 und 2004 vorgelegt wurde, die mit zu knapp geratenen Fußnoten sowie einer kurzen Einleitung

versehen ist. Die Reden dokumentieren in aller Breite die von Koschnick vertretenen Positionen. Die in klarer, schmuckloser Sprache gehaltenen Beiträge zeigen ihn als überzeugten Anhänger der neuen Ostpolitik, der als Bremer Bürgermeister durch die Städtefreundschaft mit Danzig seinen eigenen Beitrag zu den Spannungsbemühungen der sozialliberalen Koalition leistete. »Das Bild der Bundesbürgers vom Staat Israel« (1988) und »Wird Israel Opfer der neuen Entwicklungen im Nahen Osten?« (1991) dokumentieren Koschnicks Eintreten für eine Zwei-Staaten-Lösung des Palästinenser-Problems, allerdings auch seine Forderung nach Solidarität mit dem Staat Israel, selbst in Zeiten des 1. Golfkrieg der USA gegen den Irak. Auch sein Wirken in Mostar spiegelt sich ausführlich in den Reden wider. Freilich zeigen die Beiträge seine Verwurzelung in der unmittelbaren Nachkriegsgeneration: Koschnick tritt für alle Formen der zivilen Friedenssicherung ein, Auslandseinsätze der Bundeswehr, um den Frieden zwischen widerstreitenden Parteien zu erzwingen, sind für ihn kein Thema.

Auch die Biographie über Henning Scherf stammt aus der Feder eines Journalisten, nämlich von Volker Mauersberger, der eine Zeit lang für Radio Bremen tätig war und ein langjähriger politischer Korrespondent aus Bonn und Berlin ist. Sein Buch ist mit viel Sympathie für den Portraitierten geschrieben, glaubt der Autor doch in Scherf einen Charakter gefunden zu haben, den »linke Gesinnung und protestantische Ethik« (S. 105) auszeichnen, der entscheidungsfreudig und meinungsstark, spontan und unbürokratisch sei und damit »ein wenig anders, ehrlicher, glaubwürdiger und damit authentischer« (S. 286) als andere Berufspolitiker, insbesondere die politischen Gegner Scherfs. CDU-Politiker titulierte Mauersberger durchweg als »Unionschristen«, Ernst Albrecht wird sein »Dauerlächeln« (S. 192) vorgehalten und auch Gerhard Oettinger, »dessen trockene Geschäftigkeit an den Habitus eines Steuerberaters erinnert« (S. 278), kommt nicht besser weg. Selbstredend erhält auch Klaus Wedemeier keine gute Noten, sondern wird als Mischung aus trockenem Apparatschik und aufbrausendem Choleriker (S. 190 f.) karikiert.

Diese Darstellung ist alles andere als ausgewogen und fair, gleichwohl erfüllt sie ihren Zweck: Vor diesem Hintergrund nehmen sich Charakter und Leben Scherfs strahlend und imposant aus, wenngleich Mauersberger auch Stimmen zu Wort kommen lässt, die den Portraitierten als mitunter schwierigen Charakter bezeichnen. Doch gerade diese Kritik lässt Scherf umso authentischer und integerer wirken, als Mann mit Ecken und Kanten, der sich nicht durch das politische Geschäft hat verbiegen lassen.

»Die Frage der Macht war Scherfs Lebensthema gewesen« (S. 287), stellt der Autor fest, und er macht diese auch zu seiner Leitfrage. Der ethischen Entwicklung Scherfs widmet Mauersberger deswegen breiten Raum, und diese Passagen sind zweifelsohne die stärksten des Buches. Ausführlich und gut nachvollziehbar werden das Elternhaus, die religiöse Erziehung, die Entscheidung für die Kriegsdienstverweigerung und die Jahre als Stipendiat und späterer Mitarbeiter des Evangelischen Studentenwerks Villigst geschildert. In den folgenden Kapiteln entfernt sich das Buch von einer streng chronologischen Erzählung und verbindet – ähnlich wie die Biographie über Hans Koschnick – die Schilderung vergangener Ereignisse mit den heutigen Einschätzungen Scherfs. Bisweilen verliert der Leser dabei allerdings den Überblick über Scherfs Biographie, insbesondere seinen beruflichen Werdegang, bevor er Berufspolitiker wurde.

Die Darstellung der ab 1972 steil verlaufenden politischen Tätigkeit spitzt sich immer wieder auf Ereignisse zu, in deren Mittelpunkt Scherfs Entscheidungen standen, die Mauersberger auf die persönliche Motivation, ihren ethischen Gehalt und die politischen Konsequenzen befragt. Dies sind die starken Seiten seiner Darstellung,

erfährt der Leser doch eine Menge über den Fall Klischies, das Verhalten als Senator während des Bundeswehrgelöbnisses, seinen Ernteeinsatz in Nicaragua und die vom ihm geäußerte Kritik am politischen Gegner, den Scherf wahlweise in Bonn, München und Washington verortet. Für seine Darstellung nutzt Mauersberger nicht nur die verfügbare Literatur und zieht ausgewählte Archivalien heran, sondern er lässt Scherf und seine politischen Weggefährten ausführlich zu Wort kommen. Vorgeführt wird dem Leser dabei ein »Überzeugungstäter«, der für seine Haltung öffentlich eintritt und dabei gehörig über die Stränge schlägt, der sich aber nicht verbiegen lässt und der auf ihn einprasselnden Kritik standhält.

Dieses Bild ändert sich schlagartig mit der großen Koalition: Das Buch wirft Scherf nicht Opportunismus und Karrierestreben vor (wie seine damaligen politischen Gegner), sondern charakterisiert ihn als Meister des Kompromisses, der sich bemüht, mit Augenmaß und sicherer Hand die richtigen Entscheidungen für das Wohl seiner Heimatstadt zu treffen, der Politik als Kunst des Möglichen praktiziert und dafür auch Auseinandersetzungen mit Partei und Fraktion in Kauf nimmt. Scherfs Wirken als Präsident des Senats wird dabei an zwei bundespolitisch relevanten Aspekten aufgezeigt: sein beständiges und am Ende erfolgreiches Agieren für eine Einschränkung des »großen Lauschangriffs« und – als Kontrapunkt – die ergebnislosen Bemühungen um eine Verlängerung der Sanierungsbeihilfen des Bundes. Das Buch beschließt ein Kapitel über Henning Scherf als Pensionär, Buchautor und Mitglied der mit viel Aufmerksamkeit in den Medien bedachten Hausgemeinschaft in der Rembertstraße.

Die Überzeugungskraft des Urteils, Scherf habe sich quasi mit der Unterzeichnung des Koalitionsvertrages vom Gesinnungs- zum Verantwortungsethiker gemausert, wird sich beweisen müssen, wenn die zeithistorische Forschung die Leerstellen gefüllt hat, die Mauersbergers Buch lässt. Dieser spitzt sein Portrait bewusst auf eine Perspektive zu, nämlich welche Entscheidungen Scherf in ausgesuchten, politisch heiklen Situationen warum getroffen hat und was das über ihn als Mensch aussagt. Auf der Strecke bleibt dabei der Alltag des Berufspolitikers. Der Leser hat nur selten die Gelegenheit (um es mit den Worten von Max Weber auszudrücken), Scherf beim »Bohren von dicken Brettern« zuzusehen. Scherfs Aufstieg zum Landesvorsitzenden, der damals alle Beobachter überrascht hat, wird nur erzählt, aber nicht erklärt. Auch die Flügelkämpfe in der SPD der 70er Jahre werden lediglich skizzenhaft geschildert; hier muss sich der Leser in der bekannten Literatur genauer informieren. Scherfs Tätigkeit als Senator widmet die Darstellung wenig Raum. Doch gerade seine Alltagsarbeit in verschiedenen Ressorts könnte erhellen, inwieweit es Scherf verstand, seine politischen Ansichten in konkreten Vorhaben umzusetzen. Auch die Schilderung seiner landespolitischen Tätigkeit als Präsident des Senats hätte ausführlicher ausfallen können, gerne auch auf Kosten der Kapitel über den SV Werder Bremen und über Scherfs Ausflüge in den Yachtsport, die dieser aller Seekrankheit zum Trotz tapfer durchgestanden hat.

*

In einem Verriss bezeichnete der Weser-Kurier die Biographie Koschnicks als »sozialdemokratische Heiligengeschichtsschreibung« und sprach die Empfehlung aus: »Wer Spaß daran hat, sich an einem vorbildlichen Lebensweg das Herz zu wärmen, der sollte sich das Buch dringend kaufen. Es sollte auch in keinem gutsortierten sozialdemokratischen Bücherschrank fehlen. In allen anderen ist es überflüssig.« Zweifelsohne dürfte der Rezensent geneigt sein, dieses Urteil auch auf die Biographie Mauersbergers zu erweitern.

Mag diese Kritik im Kern auch zutreffend sein, so geht sie doch zu weit. Obwohl beide Bücher als Biographien betitelt sind, handelt es sich bei ihnen nicht um solche.

Deswegen liefern sie auch keinen Beitrag zu den vor etlichen Jahren in einem Aufsatz von Rudolf Billerbeck (Rudolf Billerbeck: Parteien und Wahlen im Lande Bremen, in: Handbuch der Bremischen Verfassung / Bremen, Baden-Baden 1991, S. 119-138) formulierten Leitfragen der bremischen Politikgeschichte nach 1945: Wie kam es zur strukturellen Dominanz der SPD im Zwei-Städte-Staat? Wie funktionieren Regierung, Parlament und Verwaltung sowie die Partei selbst unter den Bedingungen der seit über 50 Jahren bestehenden Hegemonie einer Partei? Welches sind die Vor- und Nachteile dieses Arrangements?

Beide Bücher sind vielmehr der Form nach journalistische Langportraits, wie sich gerade daran zeigt, dass immer wieder die chronologische Darstellung durchbrochen wird. Anstatt den Lebensweg Stück für Stück zu rekonstruieren, werden Leitmotive an Hand des biographischen Materials herausgearbeitet. Dagegen haben beide Darstellungen dem Inhalt nach über weite Strecken den Charakter von Selbstzeugnissen, verlassen sie sich im Kern doch auf die Äußerungen Scherfs und Koschnicks. Damit wird nicht zuletzt auch eine Lücke des Buchmarkts gefüllt: Beide Bürgermeister haben bisher keine Memoiren vorgelegt und müssen dieses nach Erscheinen der beiden Bücher eigentlich auch nicht mehr tun. Für den an der Landesgeschichte interessierten Historiker bleibt indes, beide Werke mit quellenkritischem Blick und der nötigen Distanz auszuwerten.

Jörn Brinkhus

Mindermann, Arend (Bearb.): Die Landtagsabschiede des Erzstifts Bremen und des Hochstifts Verden (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Bd. 244 (= Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden. Bd. 30). Hannover: Hahn 2008. 684 S.

Nachdem die Grundzüge der niedersächsischen Landtags- und Ständegeschichte in einem Handbuch dargestellt waren (siehe Brem. Jb. 85, 2006, S. 240 f.), ist es schneller, als man zu hoffen wagte, für das Erzstift Bremen und das Stift Verden zu einer ausführlichen Quellenedition der Landtagsabschiede gekommen, die die Landtagsgeschichte nachvollziehbar macht und weitere Forschungen ermöglicht. Sie enthält Quellenabdrucke und Nachweise zu den Landtagen des Erzstifts Bremen von 1397 – 1644 und des Hochstifts Verden von 1531 – 1643.

Für das Erzstift Bremen stehen im Zentrum die Fundamentalrezesse aus den Jahren 1490 – 1597, d. h. jene Landtagsabschiede, die für die Verfassung des Erzstifts als grundlegend galten. Auch die weiteren überlieferten Landtagsbeschlüsse sind in vollem Wortlaut abgedruckt. Allerdings sind längst nicht alle Landtagsabschiede erhalten, und ein beträchtlicher Teil der Landtage ist offenbar ohne Beschlüsse auseinander gegangen. Die Edition stellt daher darüber hinaus Quellen zusammen, die die Landtage belegen können, insbesondere Protokolle, deren vollständiger Abdruck allerdings den Umfang des Bandes gesprengt hätte, so dass für den Vollabdruck eine Auswahl getroffen ist; die meisten Protokolle sind nur durch Regesten ausgewertet. Außerdem sind Ausschreiben (Einladungen), Instruktionen, Suppliken, Teilnehmerlisten, Resolutionen und Schatzbewilligungen aufgenommen, die auf Landtage hinweisen. Aus dem 15. Jahrhundert liegen vor allem die auf den Landtagen ergangenen Rechtsfindungen vor. Zwischen 1443 und 1470 fehlt es überhaupt an Hinweisen auf Landtage. Dort, wo nur Ausschreiben überliefert sind (besonders von 1549 – 1552 und 1566 – 1570), bleibt zweifelhaft, ob die Landtage stattgefunden haben.

Der gewöhnliche Tagungsort der bremischen Stände, d. h. der Vertreter des Domkapitels, der Prälaten, der Ritterschaft, der Städte Bremen, Stade und Buxtehude und z. T. auch der Marschländer Altes Land, Kehdingen und Wursten, war Basdahl bei Bremervörde, wo man seit 1398 entweder unter freiem Himmel »up dem Stengrave« oder gelegentlich auch in einem Bauernhaus tagte. Doch wurden auch Bremervörde, Stade, Buxtehude, Achim, Bremen oder andere Tagungsorte im Erzstift gewählt. In Bremen tagte der Landtag 1490 und öfter »uppe dem groten Capittelhuse vor der Klocken«, also im Domkapitelhaus bei der »Glocke« (vgl. dazu Marianne Schwebel, »Die Glocke« am Bremer St. Petri Dom, in: Brem. Jb. 77, 1998, S. 266 - 276). Zum Landtag, den Herzog Heinrich der Jüngere mit seinem Bruder Erzbischof Christoph 1531 in Basdahl abhielt (Nr. 67-68 der Edition), liegt, wie zu ergänzen ist, auch in der Bremer Chronistik eine ausführliche Beschreibung vor (Johann Renner, Chronica der Stadt Bremen, hrsg. von Lieselotte Klink, Teil 2, Bremen 1995, S. 51 - 54).

Die Teilnehmerlisten bezeugen, dass die Stadt Bremen zumindest bis 1606 regelmäßig auf den Landtagen vertreten war. Nach 1607 blieben die Landtage ohne formelle Abschiede. Die Überlieferung der Protokolle im Staatsarchiv Bremen reicht, wie die Edition ausweist, noch bis 1637 (Nr. 328). Da der Band für 1609–1644 fast nur noch knappe Nachweise enthält, ist nicht zu ersehen, wann genau sich die Stadt Bremen ganz aus den Landtagen zurückzog, weil sie die Reichsstandschaft beanspruchte und nicht mehr Glied des Erzstifts sein wollte. Im Handbuch (S. 26) heißt es dazu, dass sie seit 1642 nicht mehr erschien.

Die Überlieferung der Verdener Ständeversammlungen setzt erst 1531 ein, als der Bischof (und Erzbischof) Christoph mit dem Domkapitel im Streit lag. Die Stellung der übrigen Stände (Ritterschaft und Stadt Verden) war hier schwach. Für das Stift Verden liegt eine fast geschlossene Reihe von Landtagsabschieden aus der Zeit von 1559–1638 im Staatsarchiv Stade vor, so dass sich die Edition hier ganz auf die Abschiede konzentrieren konnte. Für 1638–1643 werden nur noch Protokolle aus Deputierten- und Kommissionstagen nachgewiesen. Die Landtage fanden im Kapitelhaus in Verden, seit 1636 öfter auch in Rotenburg statt.

Die Geschichte der Stände und Landtage endet eigentlich nicht mit der schwedischen Besetzung der beiden geistlichen Fürstentümer im Jahre 1645 (siehe Handbuch, S. 212 ff.), doch war der Einfluss der Stände nach Auflösung der Domkapitel und Prälaten und dem Ausscheiden der Stadt Bremen stark geschwächt. An eine Fortsetzung der Dokumentation für die Herzogtümer Bremen und Verden in schwedischer und hannoverscher Zeit ist vorerst anscheinend nicht gedacht. Dagegen beabsichtigt der Verf. einen Supplementband mit weiteren grundlegenden Quellen zur landständischen Verfassung des 16. Jahrhunderts herauszugeben (S. 20 f.), der die Edition der wichtigsten Verfassungsdokumente des Erzstifts Bremen und des Hochstifts Verden vervollständigen würde.

Bereits mit dem vorliegenden Band liegt eine bahnbrechende Quellendokumentation für die Geschichte der Landtage und Stände der beiden geistlichen Fürstentümer im 16. Jahrhundert und darüber hinaus vor, die für künftige Forschungen die Grundlage bilden wird.

Adolf E. Hofmeister

Neander, Joachim: Bundes-Lieder und Danck-Psalmen. Faksimilierter Reprint der Erstausgabe Bremen 1680. Mit Beiträgen von Thomas Elsmann und Oskar Gottlieb Blarr. Bremen: Schünemann 2009. 192 und 34 S.

Der Hilfspastor an St. Martini Joachim Neander (1650–1680) sollte nur 30 Jahre alt werden, dennoch dürfte er der durch sein Wirken vielleicht bekannteste Bremer sein. Mit seinem Namen verbinden sich das in Bremen entstandene bekannteste deutsche Kirchenlied *Lobe den Herren* und der weltbekannte Name eines Urmenschen – des Neandertalers. Letzteres natürlich nur durch die Verbindung eines ehemaligen Wirkungsortes von Joachim Neander – das nach ihm benannte Neandertal bei Düsseldorf – mit dem späteren Fundort eines prähistorischen Urmenschen. Neander war einer der einflussreichsten reformierten Kirchenliederdichter und -komponisten im deutschen Sprachbereich. Seine im Sinne des Pietismus 1680 erstmals veröffentlichte Auswahl an Kirchenliedern hat bis heute Spuren in Gesangbüchern der protestantischen, aber auch der katholischen Kirche hinterlassen – nicht zuletzt mit dem wohl 1679 entstandenen Choral *Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren*. Neander hat sicher mit einer solchen Popularität seiner Kompositionen nicht gerechnet, vielmehr waren seine *Bundes-Lieder* ursprünglich sogar für den privaten Gebrauch ausgerichtet. So heißt es im Vorwort: *Zu lesen und zu singen auff Reisen/ zu Hauß oder bey Christen-Ergetzungen im Grünen*. Schon bald gelangten die Lieder aber aus der privaten Sphäre auch in die kirchliche Öffentlichkeit. Die Verbreitung der Neanderschen Lieder fand rasch Aufnahme in Gesangbücher und in den Kanon des offiziellen christlichen Liedguts und wurde durch den Druck zahlreicher Ausgaben der *Bundes-Lieder* bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, die wesentlich in Bremen und Frankfurt am Main hergestellt wurden, gesteigert.

Nun wird mit dem Faksimile der Erstausgabe, die 1680 im Bremer Verlag Hermann Brauer erschien, ein Buch wieder zugänglich gemacht, dem im Rahmen der Druck- und Rezeptionsgeschichte von Neanders Werk eine besondere Stellung zukommt. Bis zum Zweiten Weltkrieg waren nur zwei Exemplare davon bekannt: eines befand sich in Hamburg, in der heutigen Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, ein weiteres in der Staatsbibliothek zu Berlin/Preußischer Kulturbesitz. Beide Stücke wurden indes zu Kriegsverlusten. 1953 erwarb die damalige Staatsbibliothek Bremen die Ausgabe des Jahres 1680 aus Privatbesitz, wohl damals noch ohne Kenntnis ihrer exzeptionellen Stellung.

Im Vorfeld des in Bremen 2009 veranstalteten Deutschen Evangelischen Kirchentages entstand das Vorhaben, den Druck der Bremer Zimelie von 1680 in Form eines Faksimiles einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zur Herstellung konnte der Verlag Carl Ed. Schünemann in Bremen gewonnen werden, finanziell ermöglicht wurde der Druck durch eine maßgebliche Unterstützung durch den Rotary Club Bremen-Roland, der im Jahr 2009 sein 50-jähriges Bestehen feierte.

Das vorgelegte Faksimile bietet eine originalgetreue Reproduktion der Vorlage. Diese war nie eine Prachtausgabe, sondern ein einfacher Gebrauchsdruck – eben ein Gesangbuch für den Gebrauch zu Hause oder auf Reisen. Heute besticht es, gemessen an seiner imponierenden Wirkungsgeschichte, vor allem durch sein schlichtes Äußeres. Hervorragend gelungen ist es, diesen Charakter des Werkes im Faksimile zu erhalten, so schon durch den optischen und haptischen Eindruck des Einbandes, der einschließlich späterer Bibliothekssignaturen, Reparaturen und Punzierungen im Leder alle Einzelheiten des Originaleinbandes wiedergibt. Grammatik und Erscheinungsbild der Einlage sind ebenso trefflich gelungen. Da es bei einem solchen Werk unsinnig gewesen wäre, dem Faksimile-Textband einen separaten Einführungsband an die Seite zu stellen, ergänzen am Ende des Buches zwei kommentierende Beiträge

den Text. Thomas Elsmann führt als Leiter der Handschriftenabteilung der Staats- und Universitätsbibliothek in die Entstehungs- und Druckgeschichte des Buches ein und weist die Drucke des 17. Jhs. nach, die Rezeption der Lieder Joachim Neanders behandelt der Musikwissenschaftler Oskar Gottlieb Blarr.

Mit dem vorliegenden Faksimile ist eine ungewöhnliche und durchaus preiswerte Bremensie für Freunde der Musik, des Geistes und des Buches entstanden.

Konrad Elmshäuser

Niehoff, Lydia: Chronik des Bremer Rhedervereins 1884–2009. Schifffahrt mit drei »f«.
Bremer Rhederverein gegr. 1884 (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen, Heft 43). Bremen: Staatsarchiv 2009. 224 S.

Werften und Reedereien stehen institutionell im Vordergrund, wenn es um die öffentliche Aufmerksamkeit für die Handelsschifffahrt geht, denn hierzu ist die mediale Berichterstattung sowie die einschlägige Literatur Legion. Auf der Strecke bleiben dabei allerdings nicht selten jene Einrichtungen, die das Rahmenwerk einer funktionierenden Schifffahrt abgeben, und hierzu zählen nicht zuletzt jene Verbände, welche die unterschiedlichen Interessengruppen repräsentieren. Doch deren Geschichte und Gegenwart ist einer genaueren Betrachtung wert, bilden sie doch oft Kreuzungs- und Knotenpunkte, an denen sehr viele verschiedene Informationen zusammenkommen, so dass man bei deren Untersuchung einen repräsentativen Blick auf große Teile des Schifffahrtsgeschehens einer Zeit geboten bekommt.

2009 konnte der noch heute in der alten Schreibweise so buchstabierte Bremer Rhederverein (bis 1918 »Verein der Rheder des Unterwesergebiets«) sein 125-jähriges Bestehen feiern. 1984 hatte dieser bereits eine Festschrift aus der Feder des bremischen Journalisten Horst Adamietz veröffentlicht, der im flotten Reportagestil ein relativ faktendichtes »Historiengemälde« der Vereinsgeschichte ablieferte (Gezeiten der Schifffahrt, Bremen 1984). Für die vorliegende Festschrift mit ihrem augenzwinkernden Buchtitel konnte die Autorin Lydia Niehoff gewonnen werden, die sich durch eine Reihe firmengeschichtlicher Porträts in Bremen einen Namen gemacht hat.

Der Gründungsgeschichte (S. 15 - 28) folgen sechs Abschnitte, die sich in allgemeinhistorischer Orientierung in die Zeiträume 1885–1913 (S. 29 - 52), 1914–1932 (S. 53 - 72), 1933–1945 (S. 73 - 94), 1946–1965 (S. 95 - 116), 1966–1989 (S. 117-138) sowie 1990–2009 (S. 139 - 156) aufteilen. Diese Teile sind wiederum nach einem einheitlichen Schema untergliedert. Unter der Rubrik »Schifffahrt, Wirtschaft und Politik« wird der wichtige allgemeinhistorische und maritime Hintergrund beleuchtet. Weitere Standardkapitel beschäftigen sich sozialgeschichtlich ergiebig mit Beschäftigung und Ausbildung, Schifffahrtspolitik, instruktiv mit Sicherheit, Technik und Umwelt sowie mit der internen Vereinsgeschichte, die durch biographische Skizzen wichtiger Funktionsträger angereichert wird. Zu Sonderentwicklungen, wie etwa der so revolutionären Einführung des Containers, sind eigene Kapitel geschrieben worden. Ferner besitzt jeder Abschnitt eine synchroptische Zeittafel.

Insgesamt ist eine sehr dichte, aber gut lesbare Zusammenschau von 125 Jahren bremischer und deutscher Schifffahrtsgeschichte entstanden, der man Handbuchcharakter bescheinigen kann. Die Autorin hat es verstanden, einen Leitfaden durch das nicht immer auf Anhieb verständliche Gewirr der Schifffahrtspolitik zu erstellen, einem Gebiet, in dem noch immer großer Forschungsbedarf herrscht. Die Quellenarbeit aus den einschlägigen Aktenbeständen des Staatsarchivs Bremen, des Archivs

der Handelskammer Bremen, das umfangreiche Literaturverzeichnis (S. 221-223) und ein wissenschaftlich korrekter Nachweis mit Fußnoten (S. 213-219) kann sich sehen lassen. Das Kapitel über den Nationalsozialismus überzeugt ebenfalls. Beim Buchthema geht es um einen gesellschaftlichen Bereich, in dem zwar vordergründiges Politisieren verpönt war und fachlich funktionale Abläufe im Vordergrund standen, der sich aber dennoch Zeitgeist und Politik nicht entziehen konnte.

Spezifisch maritime Sachverhalte werden in diesem Buch kompetent in die übergeordnete Geschichte eingebettet, eine eigentlich erstrebenswerte, in der Schifffahrtsliteratur aber keineswegs selbstverständliche Arbeitsweise. Das Auf und Ab und der meist sorgenvolle Alltag des Reedereigeschäfts angesichts sich schnell ändernder Frachtraten werden plastisch herausgearbeitet. Notwendiges Verständnis und die ebenso nötige Portion Distanz sind beide unter einen Hut gebracht.

Im Anschluss an die historische Darstellung von Lydia Niehoff steuert der bremische Zeitungsredakteur Krischan Förster skizzenhaft Porträts der Mitgliedsunternehmen bei (S. 161-210). Sie sind lebendig geschrieben, doch eher journalistisch denn gewichtig und analytisch.

Zahlreiche Abbildungen, deren Beschriftungen teilweise leider sehr unpräzise ausgefallen sind, ergänzen den Text. Ihre mitunter geringe Größe mag man bedauern. Die eigentliche Kritik betrifft eher Detailfragen: Die unglückliche TITANIC war eben kein Schnelldampfer (S. 33) und die 1945 unter großen Menschenverlusten versenkte WILHELM GUSTLOFF kein Bremer, sondern ein Hamburger Schiff (S. 77), weshalb es als Illustration den Leser ein wenig in die Irre führt. Das russische Segelschiff SEDOV (ex KOMMODORE JOHNSEN, ex MAGDALENE VINNEN) segelte nicht erst seit 1981 unter sowjetischer Flagge (S. 107). Die Zeittafel (S. 140) erwähnt für 2002 fälschlicherweise einen zweiten Golfkrieg und verlegt den Untergang der estnischen Ostseefähre ESTONIA (1994) ins Vorjahr 1993. Sieht man von derartigen Kleinigkeiten ab, ist eine handliche, niveauvolle und äußerlich schön gestaltete Festschrift entstanden, mit der sich der Bremer Rhederverein beim maritimen wie auch historischen Fachpublikum sehen lassen kann.

Christian Ostersehlte

Pawlik, Peter-Michael: Von der Weser in die Welt. Band III. Die Geschichte der Segelschiffe von Weser und Geeste und ihrer Bauwerften von 1710 bis 1927. Bremen – Bremerhaven – Geestemünde. Hrsg.: Deutsches Schifffahrtsmuseum Bremerhaven. Bremen: Hauschild 2008. 536 S.

Mit diesem dritten Band findet ein veritables Monumentalwerk seinen Abschluss, das auf lange Sicht als ein »Pharaonengrab« zum Segelschiffsbau, aber auch zur Segelschifffahrt an der Unterweser im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert unentbehrlich sein wird. Der ersten beiden Bände erschienen 1993 und 2003. Sie beschäftigten sich mit der vor- und frühindustriellen Werftlandschaft an der Lesum und Weser im Bereich des heutigen Bremen-Nord, auf dem gegenüberliegenden Weserufer sowie in Elsfleth, Dreisielen und Weserdeich (im nördlichen Stedingerland), Oldenburg-Stadt, Oberhammelwarden und Brake (Hammelwarden, Fünfhausen, Klippkanne). Selbstverständlich sind sie in diesem Jahrbuch gewürdigt worden (Bd. 74/75, 1995/96, S. 309-310, Bd. 83, 2004, S. 224-226).

Der dritte Band schließt mit jenen Bereichen der überaus reichhaltigen Schiffbau-landschaft an der Unterweser ab, die bislang noch ausstanden: Bremen-Stadt (Teerhof und weserabwärts), Bremerhaven und Geestemünde. Um die historische Tiefe

zumindest anzudeuten, wird die Bremer Kogge von 1380 erwähnt (S. 11), anschließend aber zu Recht herausgearbeitet, dass eine substantielle Überlieferung erst im 17., vor allem im wirtschaftlich und politisch relativ ruhigen 18. Jahrhundert einsetzt, womit umrissen wird, wo der historische Schwerpunkt ansetzt. Für die jüngere, erst im 19. Jahrhundert geradezu explosionsartig einsetzende Entwicklung in der Doppelstadt Bremerhaven-Geestemünde können wir seit nunmehr zwei Jahrzehnten auf die wegweisende, 1987 gedruckte Dissertation über den Seeschiffbau in Bremerhaven von Dirk J. Peters zurückgreifen, die einem industriearchäologischen Ansatz verpflichtet ist und sich schwerpunktmäßig mit den Werftanlagen beschäftigt.

Der schiffsbiographische und auch genealogische Schwerpunkt der Arbeiten Pawliks bilden hierzu eine sehr schöne Ergänzung, so dass man sagen kann, dass das Duo Peters-Pawlik einen wichtigen Bereich des Schiffbaugeschehens an der Unterweser optimal abgedeckt hat. Aber auch über die stadtbremische Schiffbaugeschichte wird im vorliegenden Band viel Neues berichtet. Der vorindustrielle Holzschiffbau passiert in seiner ganzen Breite Revue, aber auch die industriellen Eisen- und Stahlschiffswerften kommen nicht zu kurz, d. h. soweit sie Segelschiffe (einschließlich der noch besegelten Dampfer der Übergangszeit) gebaut haben. Entsprechend seiner persönlichen Interessenlage, sicherlich aber auch, um den Rahmen nicht zu sprengen, spart Vf. Dampf- und Motorschiffe aus, was zu akzeptieren ist.

Die Methodik aller drei Bände ist streng dokumentarisch ausgerichtet, Pawlik selbst spricht etwas verlegen, fast entschuldigend, vom »*Ansatz des Schiffsliebhhabers*« (S. 7). In der Tat kann mit Kritik von akademischer Seite gerechnet werden, doch diese würde verkennen, dass zur Wissenschaft nicht nur das mehr oder weniger geistreiche Theoretisieren, sondern auch die solide Dokumentation gehört. Was Pawlik hier als Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit abgeliefert, ist nichts anderes als eine adäquate Quellenaufbereitung, wie man sie mutatis mutandis auch von Editionen oder Urkundenbüchern her kennt. Die Tatsache, dass das Deutsche Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven als nationales maritim-historisches Forschungsinstitut das Werk herausgegeben hat, möge schon so manchen Kritikaster den Wind aus den Segeln nehmen, um ein zum Buchthema passendes Sprachbild zu verwenden. Vielmehr trägt bei Pawlik das mit großer Konsequenz durchgehaltene methodische Gerüst. Dies schlägt sich nicht zuletzt in einer sinnvollen Gliederung als ein Nachschlagewerk nieder, die trotz der Komplexität der Materie und dem Umfang des Buchs einen raschen Zugriff auf die vom Leser und Nutzer nachgefragten Fakten und Zusammenhänge ermöglicht.

Jede Werft wird, wie in den beiden vorangegangenen Bänden, kurz aber konzise vorgestellt, dann folgen die Neubauten. Schiffsbiographie kann, wenn sie nicht kleinkariert betrieben wird, allen Unkenrufen aus der hochnäsigen Theoretikerecke zum Trotz eine Wissenschaftsrelevanz für sich beanspruchen. Was Pawlik da zusammengetragen hat, verdient das Prädikat eindrucksvoll und strahlt in seiner Vielfalt (man denke da nur an die zahlreichen Reisebeschreibungen) thematisch in verwandte Bereiche ab, wie etwa in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Eine kleine historische Sensation und als solche auch gekennzeichnet, ist eine erstaunlich frühe Reise des Bremer Fregattschiffes DIE EINTRACHT 1806 zur Insel Dejima vor Nagasaki, wo eine holländische Niederlassung den Handel mit dem damals noch hermetisch abgeschlossenen japanischen Inselreich abwickelte (S. 29). Das Bildmaterial, darunter zahlreiche »Kapitänsbilder«, aber auch reizvolle wie instruktive Hafen- und Küstenansichten sowie Darstellung von Besatzungen und anderen wichtigen Personen entspricht in seiner Substanz dem Text.

Alles in allem bedeutet dieser nicht nur physisch schwergewichtige Dreibänder, dem man ohne Übertreibung das Prädikat eines Lebenswerks zuschreiben kann,

eine Dokumentation über die von der Unterweser ausgehende Schifffahrt, worum die hiesige Schifffahrtsregion von anderen Revieren im In- und Ausland beneidet werden kann.

Christian Ostersehlte

Rössner, Philipp Robinson: *Scottish Trade in the Wake of Union (1700–1760). The Rise of a Warehouse Economy* (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; Beihefte Nr. 198). Stuttgart: Franz Steiner 2008. 392 S.

Rössner, Philipp Robinson: *Scottish Trade with German Ports (1700–1770). A Scetch of the North Sea Trades and the Atlantic Economy on Ground Level* (Studien zur Gewerbe- und Handelsgeschichte der vorindustriellen Zeit, Nr. 28). Stuttgart: Franz Steiner 2008. 236 S.

Der Handel mit Schottland, das 1707 mit England eine Real-Union einging und damit seine Souveränität verlor, wird gewöhnlich als Teil des britischen Handels angesehen und damit keiner eigenen Betrachtung unterzogen. Das ist in Hans Jürgen von Witzendorffs bremischer Handelsgeschichte der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (Brem. Jb. 43, 1951, S. 353 ff.) nicht anders, die sich unter dem Stichwort Großbritannien auf den Verkehr mit England und Irland beschränkt. Erst Karl Heinz Schwebel (Salz im alten Bremen, 1988) machte auf den beachtlichen Bremer Salz- und Kohleimport aus Schottland im 17. Jahrhundert aufmerksam, wobei er das 18. Jahrhundert in einem Ausblick (S. 75) kurz streifte.

Der Verf. der hier zu besprechenden Bücher konstatiert nun eine Vernachlässigung der Erforschung der schottischen Wirtschaftsentwicklung auch in der britischen Literatur und setzt sich zum Ziel »the trends, structure and fluctuations in Scotland's foreign trade« nach der Vereinigung von 1707 zu untersuchen, d. h. nicht zuletzt die Auswirkungen der Union auf den schottischen Handel (Wake, S. 19). Seine Forschungen begann er für eine Magisterarbeit in Göttingen und schloss sie 2007 mit einer zweibändigen Dissertation in Edinburgh ab. Für den Druck wurde sie in zwei Bücher aufgeteilt.

In »Wake of Union« untersucht er im 1. Teil den schottischen Außenhandel auf dem Hintergrund des 1707 eingeführten englischen Zollsystems und auf der Grundlage der für 1743–1755 erhaltenen »Port Books« der Zollerhebung in den schottischen Häfen und den für 1755–1770 vorliegenden »Ledgers of Import and Export« des britischen Generalinspektors der Zölle. Die Amtsbücher ermöglichen eine differenzierte Betrachtung des Im- und Exports nach Waren ebenso wie nach Herkunfts- und Zielhäfen. Im knapperen zweiten Teil wird speziell der schottisch-deutsche Handel als »case study« behandelt.

Der Verf. kann zeigen, dass der schottische Handel besonders Mitte der 30er Jahre beträchtlich wuchs, insbesondere durch die Ausweitung des Handels mit England. Aber auch der Handel mit Amerika stimulierte die schottische Wirtschaft aufgrund von Zollvergünstigungen für den Reexport amerikanischer Waren, insbesondere Tabak, zum Kontinent. Um 1760 machte der Reexport 54 % des schottischen Überseehandels aus (S. 214). Insbesondere in Glasgow blühte das »entrepot business« (S. 202). Instrukтив sind die Beispiele einzelner Handelshäuser, darunter auch der Handel von Buchanan & Simson in Glasgow mit Friedrich Schröder in Bremen (S. 277 f.).

Für den Bremer Handel mit Schottland ist vor allem das zweite Buch (»German Ports«) aufschlussreich. Hier werden die schottischen Quellen für den Handel mit denen in Deutschland, insbesondere in Hamburg und Bremen, verglichen, die deutschen

Häfen in ihrer Bedeutung für den schottisch-deutschen Handel charakterisiert und der deutsch-schottische Warenhandel ausführlicher dargestellt als »in the Wake of Union«.

Dass die schottischen Quellen für den Warenhandel von 1743–1770 für quantitative Untersuchungen aussagekräftiger sind als die deutschen (S. 60), ist zuzugeben. Die Bremer Schlachteangabebücher (für 1738/39 und ab 1754) verzeichnen nur den Import, und die Herkunft der Waren ist hier nicht immer eindeutig. Der Hering wird hier in der Regel, auch wenn er wie gewöhnlich von den Shetland-Inseln kam, als englischer Hering bezeichnet, und der Schiffer, der am 28. Mai 1755 den Reis auf den Orkney-Inseln als Reexport nach Bremen deklarierte (S. 206, vgl. S. 59 f.), kam für den Schlachteschreiber am 16. Juni direkt aus Carolina.

Der schottische Export nach Deutschland lief natürlich vor allem über Hamburg und Bremen, wobei Hamburg, jedenfalls in der Periode 1743–1755, einen deutlich höheren Anteil hatte als Bremen (S. 202). Exportiert wurde nach Bremen besonders Hering und Salz sowie Tabak und Reis aus Amerika. Der hohe Anteil der Shetland-Inseln an der Ausfuhr Mitte des 18. Jahrhunderts spiegelt die Bedeutung des Fischexports (S. 182 f.). Das schottische Salz wurde hauptsächlich vom Firth of Forth nach Bremen verschifft (S. 187). Beim schottischen Import aus Deutschland dominierten die Einfuhren aus Bremen (S. 201), und zwar besonders von Leinwand für den Reexport nach Amerika (S. 193 f.). Dass der Reexport in Schottland im 18. Jahrhundert so gedieh, lag nicht nur an den Zollvergünstigungen, sondern auch an den französischen Freibeutern, die zeitweise die Gewässer um England unsicher machten, so dass die Schifffahrt mit Nordamerika dann den Weg über Schottland bevorzugte (S. 178 f.).

Der Verf. beklagt zu Recht, dass die Handelsgeschichte Bremens im 18. Jahrhundert noch wenig aufgearbeitet ist, hier liegt noch ein weites Feld für die Forschung, auch über die Schlachteangabebücher hinaus.

Zurechtrücken lässt sich die Bemerkung, es wären in Bremen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts nur 500 Schiffsankünfte jährlich (gegenüber 2000 in Hamburg) überliefert (S. 78): Die vom Verf. S. 85 wiedergegebene Statistik von Witzendorffs zeigt, dass es nahezu 900 allein von der See und der Unterweser her waren. Der Taler galt in Bremen nicht 64 Grote oder 384 Pfennige (S. 210), sondern 72 Grote bzw. 360 Schwaren, wobei Bremen im 18. Jahrhundert zur Goldwährung übergang.

Empfänger der meisten Salzlieferungen aus Schottland war 1755/56 in Bremen die Firma Matth. Tielen Söhne (nicht »& Sons«, S. 206). Sie erhielt 1756 auch Tabaklieferungen aus Glasgow. Mathias Tiele war 1744 Eltermann gewesen. Die Heringslieferungen, nicht nur die von den Shetland-Inseln, sondern auch aus England, gingen an Eltermann Diderich Düsing (1740 Eltermann), der offenbar einen bedeutenden Heringshandel betrieb.

Die beiden Bücher von Rössner füllen eine Lücke in der nordeuropäischen Handels- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts und regen zu weiteren Forschungen zum Bremer Handel an.

Adolf E. Hofmeister

Schneider, Karl: Zwischen allen Stühlen. Der Bremer Kaufmann Hans Hesse im Reserve-Polizeibataillon 105. Bremen: Temmen 2007. 228 S.

Karl Schneiders Buch rekonstruiert die Biographie eines Mannes aus Bremen, dessen Lebenslauf von den Zeitläufen des 20. Jahrhunderts beeinflusst war und der in beklemmender Weise Opfer der totalitären Regierungssysteme Deutschlands wurde.

Hans Hespes Leben (1907–1968) verlief zunächst unauffällig: Zwar starben Eltern und Geschwister bei einem Bootsunfall, aber es gelang ihm nach erfolgreicher kaufmännischer Ausbildung, eine bürgerliche Existenz aufzubauen. Ab 1934 war er Inhaber einer Kaffeeegroßrösterei in Bremen und gelangte zu erheblichem Wohlstand. Die Heranziehung zum verstärkten Polizeischutz – unter anderem für Bewachungsaufgaben im Zuchthaus in Oslebshausen – spielte nur eine untergeordnete Rolle in seinem Leben.

Buchstäblich aus den Fugen geriet dieses im Jahr 1941: Aus der Bremer Polizeireserve war mit Kriegsausbruch das Reserve-Polizeibataillon 105 gebildet worden, das Einsätze im Baltikum durchführte. Hesse erreichte der Einberufungsbefehl, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Geschäftsleitung seiner Frau zu überlassen. Als selbständiger Kaufmann war er nicht vertraut mit den Gepflogenheiten von Organisationen, die auf Hierarchie und Disziplin aufbauen, so dass ihn unbedachte Äußerungen schnell in Opposition zu seinen Vorgesetzten brachten. Auch gegenüber seinen Kameraden tat sich eine Kluft auf, da er die weit verbreitete persönliche Bereicherung in den besetzten Gebieten ablehnte und sich auch von der Teilnahme an Erschießungen freistellen ließ. Aber nicht die deutschen Verbrechen, sondern das Verhalten seiner Vorgesetzten führte zur Eskalation, da Hesse ihnen schlichtweg Feigheit vor dem Feind vorwarf. Dass er mit seiner Beschwerde nicht den Dienstweg einhielt, sondern sich direkt an die Wehrmacht wandte, andere Unachtsamkeiten und ein unüberlegter, provozierender Brief, reichten seinen Vorgesetzten aus, um ein Verfahren gegen Hesse anzustrengen, das mit dem Schuldspruch vor dem SS- und Polizeigericht im September 1942 wegen Wehrkraftzersetzung endete.

Dabei wird sich der Leser Hesse im Jahr 1941 als eine unpolitische Figur vorstellen müssen (was die Darstellung meines Erachtens nicht klar genug herausarbeitet). In seinen damaligen Äußerungen tritt eine völkische Gesinnung deutlich hervor, und er stellt sich selbst als Vertreter soldatischer Tugenden dar. Nicht etwa eine politisch oppositionelle Haltung gegenüber dem Regime motivierte ihn, sondern das Versagen seiner Vorgesetzten, gemessen an den von ihm selbst gesteckten Maßstäben, und ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden, welches freilich zu diesem Zeitpunkt das Schicksal der NS-Opfer noch aussparte. In gewisser Hinsicht kann man Hesse sogar als Stütze des Systems verstehen, zielte die Kritik an seinen Vorgesetzten doch auch darauf, die Funktionsfähigkeit und Kampfkraft seiner Einheit zu verbessern. Deswegen erschütterte seine Haft, die er im KZ Dachau verbrachte, nicht sein Vertrauen in die NS-Herrschaft. Vielmehr glaubte Hesse, dass Heinrich Himmler das gegen ihn gefällte Fehlurteil korrigieren werde. Diese fehlende Distanz zum Regime erlaubte es ihm, als Funktionshäftling im KZ eng mit der Lagerleitung zusammenzuarbeiten. Dabei nahm Hesse schon bald eine Zentralposition im schwarzen Markt des Lagers ein und versorgte von Dachau aus sogar seine Familie in Bremen mit Lebensmitteln.

Es nimmt nicht wunder, dass Hespes Leben auch nach 1945 nicht in geordneten Bahnen verlief. Da er offenbar der Meinung war, die amerikanische Besatzungsmacht nehme seine Hinweise auf die Verbrechen des Polizei-Bataillons 105 nicht ernst, fuhr er nach Berlin, um sich der sowjetischen Militär-Administration zu offenbaren. Die Motive für diesen Schritt und die Hintergründe der folgenden Geschehnisse konnte Schneider aus den Akten nicht im Detail rekonstruieren. Konsequenz dieser blauäugigen Handlung war jedenfalls seine Inhaftierung als amerikanischer Spion. Nach fünf Jahren Haft im Internierungslager Sachsenhausen entlassen, kämpfte Hesse an mehreren Fronten für Gerechtigkeit und um sein Recht: Gegen das Land Bremen prozessierte er erfolglos um die Entschädigung für sein Leid durch das NS-

Regime. Gleichzeitig blieb Hesse nach seiner Haftentlassung in West-Berlin und trat für die Opfer des Stalinismus ein. Durch dieses Engagement, verbunden mit großer Unvorsicht, zog er das Augenmerk der Staatssicherheit auf sich, die ihn 1954 in die DDR entführte, wo Hesse zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt wurde und zeitweise in die Psychiatrie eingewiesen wurde. Nach seiner Entlassung bemühte er sich – abermals erfolglos – um eine Berücksichtigung nach dem Bundesentschädigungsgesetz, bevor er 1968 in West-Berlin verstarb.

*

Schneiders Buch dokumentiert das mehrfach gebrochene Leben eines Außenseiters, das durch ein überschießendes, gleichwohl verqueres Gerechtigkeitsempfinden, durch eine verengte Wahrnehmung der politischen Realitäten und durch erratische Verhaltensweisen gekennzeichnet ist. Insofern tut das Buch gut daran, abschließend einen Psychologen zu Wort kommen zu lassen, da sich Hesses Leben und Handeln wohl nur individualpsychologisch verstehen lässt. Gleichwohl wirft Schneiders Werk einen Ertrag ab, der über die Rekonstruktion eines einzelnen Lebens hinausgeht. Die Mordtaten deutscher Polizeibattalione in Osteuropa, die persönliche Bereicherung durch Wehrmachtssoldaten, die polykratische Struktur des NS-Staats, der Mikrokosmos eines Konzentrationslagers, die zögernde Aufarbeitung der NS-Verbrechen, der schwierige Umgang mit der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts, der Kalte Krieg und die stalinistische Repression – all diese wirkungsmächtigen Phänomene der deutschen Zeitgeschichte haben Hesses Leben geprägt. So illustriert dieses Buch, wie sich diese Strukturen und Prozesse in die Biographie eines Menschen einschrieben, in seiner Lebenswirklichkeit miteinander verschränkten und sein Dasein auf eine bedrückende Art prägten.

Jörn Brinkhus

Vogtherr, Thomas: Iso von Wölpe, Bischof von Verden (1205–1231). Reichsfürst, Bischof, Adliger. Eine Biographie (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 31). Stade: Landschaftsverband 2008. 133 S.

Nicht zuletzt das Urteil des Mediävisten Friedrich Wichmann (1904), Bischof Rudolf von Verden (1189–1205) sei »die letzte reichsgeschichtlich interessante Persönlichkeit auf dem Verdener Stuhle« gewesen, reizte den Verf. das Leben seines Nachfolgers Iso von Wölpe darzustellen, eines Bischofs, der durch Bild und Inschrift auf seiner Grabplatte in der Verdener Andreaskirche präsent ist und dessen Gesichts- und Aktionskreis, wie der Verf. zeigen kann, keineswegs provinziell zu nennen ist. Für ihn gab es bisher knappe biographische Würdigungen – der Liste des Verf. (S. 10) ist eine Biographie von Arend Mindermann hinzuzufügen (in: *Lebensläufe zwischen Elbe und Weser. Ein biographisches Lexikon*, hrsg. von Brage Bei der Wieden und Jan Lokers, Bd. 1, Stade 2002, S. 164–168) –, eine Monographie gab es über ihn noch nicht, und der Verf. stellt unter Beweis, dass genügend Quellen vorhanden sind, um eine solche zu schreiben. Ihm kam zugute, dass das Material seit kurzem im »Urkundenbuch der Bischöfe und des Domkapitels von Verden« (Bd. 1, bearb. von Arend Mindermann, Stade 2001, Nr. 214–321) bequem aufbereitet ist. Dass autobiographisches Material höchstens spärlich vorhanden ist, muss in der Zeit, um die es hier geht, hingenommen werden. »Der Mensch wird sich in seinem Handeln abbilden lassen« (S. 10). Die Aktivitäten Isos sind in der Tat beeindruckend; sie werden weniger chronologisch als systematisch dargestellt: seine Familie, seine Karriere, sein Bistum,

seine Reisen nach Livland und Italien, wo er mit Kaiser und Papst zusammentraf, sein Verhältnis zur Geistlichkeit seiner Diözese, zur Stadt Verden, zu den benachbarten Fürsten und schließlich sein persönliches Vermächtnis: sein Testament. Darin schrieb er: »Wir hinterlassen ein Beispiel, wie das Beste zu tun sei« (S. 108). Dass sein Selbstbewusstsein begründet war, zeigt sich an der günstigen Beurteilung durch die Nachwelt, nicht zuletzt durch den Verf.: »Iso war einer der bedeutenden Verdenener Bischöfe« (S. 114).

Freilich war Verden wohl ein relativ armes Bistum. Die bedeutendste Stadt der Diözese war Lüneburg, doch hier herrschten die Herzöge von Sachsen. Die päpstliche Taxe für den Amtsantritt des Bichofs im Bistum Verden, die 1295 auf 400 Gulden festgesetzt wurde (S. 73), ist aber nur ein unzureichender Maßstab, denn auch für Bremen sind dort nur 600 Gulden angesetzt und für Halberstadt und Paderborn gar nur 100 Gulden.

Die übersichtliche Darstellung lässt im Allgemeinen kaum Wünsche offen. In der Reichspolitik war das Bistum bis zu Rudolf – und dies bestimmte Wichmanns Urteil – meist kaiserlich, das hieß damals staufisch gesinnt. Iso vollzog die Annäherung an die Welfen und das aus gutem Grund, denn seine Diözese lag weitgehend im welfischen Machtbereich. Das Verhältnis zum Erzbistum Bremen war wegen Grenzfragen nicht unkompliziert. Dennoch scheint Iso vor seiner Bischofswahl kurze Zeit (1205) sogar Bremer Dompropst gewesen zu sein (S. 33 f.). Später war das Verhältnis durch die »Affäre Ottersberg« belastet. Iso hatte sich nach 1207 der Burg Ottersberg, die bis dahin Boberg hieß und wohl Bremer Lehen war, bemächtigt und sie seinem Bruder Bernhard überlassen. Als der Erzbischof sie nach dessen Tod wieder besetzte, konnte Iso in einem kanonischen Prozess nur die kirchliche Hoheit wahren (S. 70 ff.).

Zur familiären Herkunft (S. 11 ff.) wünschte man sich manche Aussagen genauer. Dass über die Herkunft der Edelherren von Wölpe und ihrer Grafenrechte so wenig gesagt ist, mag an dem Forschungsstand liegen. Aber die nächste Verwandtschaft Isos bleibt unklarer als nötig. Iso und sein (jüngerer?) Bruder Bernhard II. von Wölpe werden als Söhne Konrads I. bezeichnet (S. 14); sie gelten aber sonst als Söhne Bernhards I. (so auch auf der Stammtafel S. 19). Der anscheinend früh verstorbene Bruder Eilbert II. wird gar nicht erwähnt. Der Verf. sieht in Bernhard II. anscheinend den älteren Bruder Isos (vgl. S. 14, 27, anders die Stammtafel S. 19).

Insgesamt handelt es sich jedoch um eine gründliche, lesenswerte Biographie, die die Möglichkeiten weitgehend ausschöpft, das Leben eines Bischofs zur Zeit der Ausbildung der Landesherrschaft exemplarisch und durchaus auch individuell zu beschreiben.

Adolf E. Hofmeister

Denkmalpflege in Bremen

(Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen)

Aus: Heft 6, 2009

Eberhard Syring, Carsten Schröck: Protagonist des modernen Kirchenbaus in Bremen, S. 28-46. – Rolf Kirsch, Kirchen des Historismus im Land Bremen, S. 47-71. – Georg Skalecki, Die Wiedergewinnung der historischen Ausmalung in der Lutherischen Kirche von Aumund, S. 72-76. – Uwe Schwartz, Das Friedhofswesen der Zwischenkriegszeit in Bremerhaven-Geestemünde, S. 84-93. – Rolf Kirsch, Neu unter Schutz gestellte Kulturdenkmale: Kaffee-HAG-Ensemble und Schule am Halmerweg, S. 94-96.

Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte

Aus: Band 21/22, 2008

Peter Kuckuk: Die Bremer Räterepublik in der »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss, S. 7-18. – Jörg Wollenberg: Nazi-Jahre 1933–1939. Erinnerungen von Henry Oliver, S. 19-46 [Henry Oliver war im Bremer NS-Widerstand aktiv]. – Wiebke Gautier: Reaktionen auf die Displaced Persons in Bremen von 1945 bis 1951, S. 47-64. – Eugenie W. Gohr: Die Erwerbstätigkeit verheirateter Lehrerinnen in der Weimarer Republik, S. 65-84. – Sören Dannhauer: Der Politiker Hermann Heinrich Meier – Mehr als ein Reeder, S. 85-102. – Dieter Fricke: Der Theater-Direktor Friedrich Feldtmann und die mann-männliche Liebe – ein Bremer Sittenskandal aus dem Jahre 1867, S. 103-108. – Simone Tapken: Geschichte der Lager in Bremen Mahndorf April 1940 – April 1945, S. 109-120. – Ulrich Schröder: Der Mittwoch nach »Stacheldraht-Ostern« 1919. Edwin Koenemanns Reportage über Bremen unter Generalstreik, S. 121-132.

Jahrbuch der Männer vom Morgenstern

Aus: Band 87, 2008

Axel Behne, Hermann Allmers' Denkmal für Karl den Großen in Rechtenfleth. Idee zu einer Heimatgeschichte in staatsbürgerlicher Absicht, S. 53-96. – Peter Bussler, Die Entwicklung der Sozialdemokratie im Amt Ritzebüttel und in der Stadt Cuxhaven, S. 97-176. – Dirk J. Peters, Der Norddeutsche Lloyd in Bremen als »Global Player«. Seine Bedeutung für Bremen, Bremerhaven und das Deutsche Kaiserreich, S. 177-198. – Peter Dittrich, Kühlhäuser in den Bremerhavener Überseehäfen, S. 241-256. – Harald Focke, Karriere im Maschinenraum. Der Weg des Bremerhavener Peter Kamp vom Lehrling im technischen Betrieb des Norddeutschen Lloyd zum leitenden Ingenieur auf der EUROPA, S. 273-290.

Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF)

Aus: Band 98, 2008

Arend Mindermann, Johann von Zesterfleth († 1388). Ein Altländer Adeliger als Bremer Domdekan und Bischof von Verden. Teil 1: Der Bremer Domdekan, S. 13-34. – Christian Hoffmann, »Hec sunt nomina Panniscidarum...«. Das Werk des Wand schnitts zu Stade im Spiegel seines Mitgliederverzeichnisses aus dem Jahr 1373, S.

35-60. – Luise Del Testa, »Kaum kann ich mich der Thränen enthalten...« Der Herbst des Jahres 1757 bringt Kriegsnot in die Herzogtümer Bremen und Verden, S. 109-132. – Jürgen Bohmbach, »Ich wollte nur, das deutsche Volk wäre bald so weit, ... den Kaiser und alle Fürsten fortzujagen.« Amadore Freudentheil und die Paulskirche in Frankfurt/Main, S. 133-152.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte

Aus: Band 94, 2008

Dennis Hormuth, Die Verwicklung Hamburgs in die Auseinandersetzungen um die Erbansprüche Gerhards von Oldenburg. Der Krieg von 1580 bis 1482, S. 1-20. – Klaus Richter, Zwei Hamburger Kolonisationsvereine und ihre Bedeutung für die deutsche Kolonisation in Südbrasilien 1846–1851, S. 21-56. – Frank Omland, »Auf deine Stimme kommt es an!« Die Reichstagswahl und Volksabstimmung am 12. November 1933 in Altona, S. 57-88. – Arne Homann, »1934 errichtet wegen Wegfall des Ord. Lehrstuhls für Romanische Sprachen und Kulturen«. Zu den Anfängen des Faches Vor- und Frühgeschichte an der Hamburger Universität, S. 89-116. – Rainer Nicolaysen, Die Frage der Rückkehr. Zur Remigration Hamburger Hochschullehrer nach 1945, S. 117-152. – Malte Thießen, »Erinnerung ist wichtig, aber lernen ist wichtiger.« Hamburgs Gedenken an den »Feuersturm« 1943 bis 2008, S. 153-180.

Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde

Aus: Band 88, 2008

Carsten Jahnke: Zur Interpretation der ersten Lübecker Schiffssiegel, S. 9-24 [Neuinterpretation des Motivs des ersten Lübecker Stadtsiegels]. – Wolfgang Prange: Pauperes in Porticu. Eine Lübecker Armenstiftung in vier Jahrhunderten, S. 25-66. – Enn Küng: Die narvasche Barriere in den Handelsbeziehungen zwischen Lübeck und Russland im 17. Jahrhundert, S. 89-134. – Helge Bei der Wieden: Lebensverhältnisse des Lübecker Syndikus Leonhard von der Borgh und seiner Familie, S. 135-148. – Gerhard Ahrens: Kunst im Dienste hansischer Politik 1839, S. 201-218 [Behandelt die Neugestaltung des Kaisersaals im Frankfurter Römer und den Beitrag der drei Hansestädte dazu].

Hansische Geschichtsblätter

Aus: Band 126, 2008

Gerald Stefke, Der Lübecker Bürgermeister Johan Wittenborch, hingerichtet 1363. Über Leben und Tod, Geschäftsmoral und Amtsethos eines hansischen Kaufmanns und Ratsherrn im Zeitalter von Schwarzem Tod und städtischen Kriegen gegen Waldemar Atterdag. Auch ein Beitrag zur Geschichte der Politik und des Kredits im »Haupt der Hansestädte«, S. 1-144. – Carsten Jahnke, Handelsstrukturen im Ostseeraum im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. Ansätze einer Neubewertung, S. 145-185. – Mikael Kristian Hansen, Die Rolle des Deutschen Ordens im Ostseeraum, 1360–1370: Versuch einer Neuinterpretation, S. 187-220. – Rolf Gelius, Der Nord- und Ostseehandel mit Seife im Zeitraum 1400–1760, S. 221-246. – Detlev Ellmers, Einmal Rostock-Malmö und zurück. Die Abrechnung einer Seereise aus dem Jahr 1375, S. 247-266.

Oldenburger Jahrbuch
Aus: Band 108, 2008

Heinz A. Pieken: Ascbrok und Stoltenbrok. Die älteste Hollersiedlung im Bremer Raum und ihr Herrnsitz, S. 11-64. – Thomas Vogtherr: Vom Konflikt zweier Mächtiger, einer Liebesheirat unter ihren Nachkommen und dem gefangenen König im Turm – Die Stauferzeit in Niedersachsen, S. 65-84. – Matthias Bollmeyer: Ein frühes Dokument zum Schulleben an der Lateinschule in Jever: Ein lateinisches Zeugnis aus dem Jahr 1587, S. 85-94. – Kadja Grönke: August Pott (1806–1883) und die großherzogliche Hofkapelle in Oldenburg, S. 95-116. – Matthias Nistal: Die Anfänge der Cäcilienchule als großherzoglich-private höhere Töchterschule, S. 117-156. – Georg Götz: Der Typus der Ringpfeiferhalle als Kriegerdenkmal im Oldenburger Land, S. 157-182. – Michael Hirschfeld: Mit den Vertriebenen kamen Geistliche – Erinnerungen schlesischer Priester an ihre Aufnahme im Oldenburger Land nach dem Zweiten Weltkrieg, S. 183-198. – Jana Esther Fries: Ungeahnte Einblicke – Die Sanierung der Lambertikirche legt ein Stück des spätgotischen Baues offen, S. 237-242.

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte

Hrsg. von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen
Aus: Band 80, 2008

Zum Thema »Begrenzte Ressourcen. Der Umgang mit Rohstoffen und Energie im Mittelalter und in der Neuzeit«: Manfred von Boetticher: Herrschaft und mittelalterliche Montanindustrie. Der Bergbau in Böhmen, Erzgebirge und Harz und seine Wechselbeziehungen, S. 1-14. – Dirk Neuber: Steinkohle als Ausweg? – Der lange Weg vom solaren zum fossilen Zeitalter im mittleren Niedersachsen, S. 15-50 [Erwähnt auch den Export über Bremen]. – Cai-Olaf Wilgeroth: *Bonam sylvarum partem in vicinia*. Politisch-generierte Ressourcenknappheit und reichsstädtische Kompensation: Goslar, Walkenried und die Landesherren im 16. Jahrhundert, S. 51-116. – Peter-M. Steinsiek: Determinanten der Waldentwicklung im Westharz (16.–18. Jahrhundert), S. 117-140. – Wolfgang Dörfler: Die frühneuzeitliche Bauholzversorgung auf dem Lande, S. 141-182 [Behandelt den Bau von Bauernhäusern zwischen Weser und Elbe]. – Olaf Grohmann: Vom Umgang mit einer begrenzten Ressource. Wasser und Abwasser in nordwestdeutschen Städten des 17. und 18. Jahrhunderts, S. 183-214 [Der Beitrag beschäftigt sich ausführlich mit Hannover]. – Johannes Laufer: Knappe Ressourcen als Barriere und Triebkraft innovativer Entwicklung. Zur Bedeutung von Lumpen, Holz und Wasser in der niedersächsischen Papierindustrie (19./20. Jahrhundert), S. 215-240.

Weitere Aufsätze: Nathalie Kruppa: Illuminierte Herrscher: Bildliche Erinnerungen an die frühen Welfen in ihren süddeutschen Klöstern, S. 241-282. – Hans-Joachim Kraschewski: Organisationsstrukturen der Bergbauverwaltung als Elemente des frühneuzeitlichen Territorialstaates: Das Beispiel Braunschweig-Wolfenbüttel, S. 283-328. – Ralf Kristan: *Daß auch der Ort wegen darin befindlicher Gespenst sehr beschryen ist*: Die »Hohlwelten« des Harzes im Spiegel chronikalischer Berichte des 16. und 17. Jahrhunderts, S. 329-352. – Gerd van den Heuvel: *In der Bastille gewesen zu sein, ist eine Empfehlung*. Abenteuer und ehemalige Bastille-Häftlinge am hannoverschen Hof um 1700, S. 353-388. – Daniel Mohr: Die Industrialisierung des Königreichs Hannover in der öffentlichen Debatte um die Gewerbereform, S. 389-402. – Nadine Freund: Theanolte Bähnisch (1899–1973) und ihr Beitrag zum Wiederaufbau Deutschlands im Rahmen der Westorientierung nach 1945, S. 403-420.

Deutsches Schifffahrtsarchiv.

Wissenschaftliches Jahrbuch des Deutschen Schifffahrtsmuseums

Aus: Band 30, 2007 [erschienen 2008]

Christian Ostersehlte: Die URAG im Eis. Schlepper der Bremer Unterweser Reederei im Wintereinsatz, S. 9-68. – Imke Schwarzrock: Die 187. Rundreise der BREMEN (IV). Die außerordentlichen Entscheidungen der Schiffsleitung und ihre literarische Verarbeitung, S. 69-98 [Behandelt die Rückkehr des Schiffs aus New York nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs]. – Hans Christian Küchelmann: Ein Walknochen vom Teerhof in Bremen, S. 125-140 [Deutung eines archäologischen Fundes im Zusammenhang mit der Verarbeitung von Walfleisch in Bremen]; Jürgen Rabbel: Der Niedergang der Ostseefischerei in der Zwischenkriegszeit, S. 141-190. – Wolfgang Rudolph: Maritimer Kulturwandel an der südlichen und östlichen Ostseeküste (1920-2000). Teil 2, S. 251-276. – Klaus Barthelmess: »Inmitten des leviathanischen Lebens...« Eine Walfangzeichnung von Durand-Brager aus der Sammlung Bruhn im Deutschen Schifffahrtsmuseum, S. 295-306. – Thomas Elsmann: »Zugleich diese gute Statt [...] ihre Seel und Leben gleichsamb auß dem Weser=trafiquen habend«. Die Weser als Gegenstand literarisch-rhetorischer Bemühungen (1550 · 1685 · 1760 · 1796), S. 307-322 [Analysiert die Behandlung der Weser in Werken von Felix Fiedler, Nicolaus Mindemann, Michael Conrad Curtius und Friedrich Schiller]; Jürgen W. Schmidt: Der verheerende Unfall aus dem Linienschiff BRANDENBURG am 16. Februar 1894. Technische Ursachen und gerichtliche Ahndung, S. 323-346. – Peter Danker-Carstensen: Joachim Ringelnatz' erste Reise als Schiffsjunge auf dem Segler ELLI, S. 347-352.

Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde

(Vollständigkeit im Sinne einer Bibliographie wird nicht angestrebt.

Besprechungen bleiben vorbehalten.)

- Artinger, Kai*: Paula Modersohn-Becker – der andere Blick. Berlin: Mann 2009. 160 S.
- Aschenbeck, Nils*: Böttcherstraße: ein exzentrisches Gesamtkunstwerk. Bremen: Aschenbeck 2008. 62 S.
- Auf dem Garten, Klaus und Kuckuk, Peter* (Hrsg.): Bürgerliche Jugendbewegung in Bremen: vom Wandervogel zur Bündischen Nachkriegsjugend (1907 bis 1960) (Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Bd. 25/26). Bremen: Temmen 2009. 395 S.
- Barfuß, Karl Marten, Müller, Hartmut und Tilgner, Daniel* (Hrsg.): Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von 1945 bis 2005. Bd. 4. Statistik. Bremen: Temmen 2009. 350 S.
- Beckröge, Günter*: Bier bei Beckrögel: Erinnerungen an eine Bremer Firma und Familie. Bremen: Donat 2009. 226 S.
- Besler, Siegfried*: Auf den Spuren von Heinrich Vogeler. Bremen: Schönemann 2009. 148 S.
- Bickelmann, Hartmut, Borkowsky, Beate* (Mitarb.): Ländliche Kultur im städtischen Raum: 100 Jahre Bauernhausverein Lehe e.V. und Freilichtmuseum Speckenbüttel. Bremerhaven 2008. 119 S.
- Blinden- und Sehbehindertenverein Bremen e.V.*: Vom Bettelstab zum Blindenstock: 100 Jahre Blindenselbsthilfe in Bremen (1908–2008). Bremen 2008. 111 S.
- Bremer Friedensforum* (Hrsg. Bremische Stiftung für Rüstungskonversion und Friedensforschung, Bremer Friedensforum...): Rüstungsstandort Bremen: »Erlebnisland« als Lieferant der Zutaten für Kriege. Bremen 2009. 89 S.
- Bremer Verein für Luftfahrt*: 100 Jahre Bremer Verein für Luftfahrt: 1909–2009; Festschrift. Lemwerder: Stedinger Verlag 2009. 84 S.
- Buck, Inge, Hanke, Birgid und Schlott, Wolfgang* (Hrsg.): Städtebilder: Bremen – Danzig – Riga. Bremen: Edition Lumière 2008. 223 S.
- Buschmann, Bärbel und Buschmann, Ulf*: Aufgewachsen in Bremen in den 40er- und 50er-Jahren. Gudensberg-Gleichen: Wartberg-Verlag 2008. 63 S.
- Dannenberg, Hans-Eckhard und Schulze, Heinz-Joachim* (Hrsg.): Geschichte des Landes zwischen Elbe und Weser, (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 9). Stade: Landschaftsverband der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 2008. 567 S.
- Dietrich, Reinhard*: Arbeiter- Bauern- und Soldatenräte im Altkreis Achim: eine chronologische Dokumentation. Verden: Verlag Haus der Werbung 2008. 114 S.
- Eickhorst, Johann Peter und Breuer, Thomas* (Hrsg.): Die wilden 60er: eine Zeitreise in das Delmenhorst der 1960er Jahre. Delmenhorst: Rieck 2008. 95 S.
- Engelbracht, Gerda und Hauser, Andrea* (Autoren); *Hoffmann, Rüdiger* (Konzept u. Red.): Der Club zu Bremen: 1783–2008. 225 Jahre in vier Jahrhunderten. Bremen: Schönemann 2009. 426 S.
- Ernst, Wolfgang*: Geschichte der Burg und des Amtes Langwedel. Langwedel 2008. 105 S.

- Felsing, Monika*: 100 Jahre Astoria: eine Ausstellung im Jubiläumsjahr des weltberühmten Bremer Varietés [Katalog der Ausstellung im Staatsarchiv Bremen, 28.11.2008 – 31.12.2008]. Bremen 2008. 65 S.
- Freimaurerloge Zur Hansa i. O. Bremen* (Hrsg.): Sankt-Johannis-Freimaurer-Loge Zur Hansa: 125 Jahre Freimaurerloge Zur Hansa i. O. Bremen: 1883–2008. Bremen: Hauschild 2008. 87 S.
- Friedrichs, Horst* (Red.): 125 Jahre Segel-Verein »Weser« e.V. Bremen: 1884–2009. Bremen 2009. 113 S.
- Hansemann, Peter*: Hundertfünfzig Jahre Sport in Hemelingen: 1858–2008. Festschrift der Sportvereinigung von 1858 e.V. zum 150-jährigen Jubiläum. Bremen 2008. 156 S.
- Hartung, Ulrike* (Hrsg. von der Gemeinde Ritterhude): Ritterhude – New York – Ritterhude: Gemeindevorsteher Christian Evers und die Geschwister Ries; Stiftungsgeschichte und Biografie in Briefen (1919–1964). Bremen: Temmen 2008. 168 S.
- Haunfelder, Bernd*: Not und Hoffnung: deutsche Kinder und die Schweiz 1946–1956. Münster: Aschendorff 2008. 194 S.
- Hauser, Andrea*: »Bescheiden in den Falten des Talars?«: 50 Jahre Pfarrfrauenleben in der Bremischen Evangelischen Kirche (1959–2009) in Selbst- und Fremdbildern. Bremen: Temmen 2009. 134 S.
- Kliese, Hasso*: Bremische Chronik 1996–2004, (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen, Bd. 42). 2 Bde. (Bd. 1 Text, Bd. 2 Register), Bremen: Staatsarchiv 2008. 521 und 213 S.
- Kuckuk, Karin*: Im Schatten der Revolution: Lotte Kornfeld – Biografie einer Vergessenen (1896–1974). Bremen: Donat 2009. 180 S.
- Kuckuk, Peter* (Hrsg.): 90 Jahre Räterevolution in Bremen (Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Bd. 27). Bremen: Temmen 2009. 100 S.
- Kurze, Peter*: Prototypen und Kleinserienfahrzeuge der Borgward-, Goliath- und Lloyd-Werke (Autos aus Bremen, Bd. 12). Bremen: Kurze 2008. 96 S.
- Lohmann, Fritz*: Das Bremer Wappen. Vom Himmelschlüssel zum Stadtsignet. Bremen: Temmen 2009. 128 S.
- Lohmann, Heinrich*: »Und ich bitte meine Sehnsucht, dass sie ohne Klage sei!« Bremens Ostpreußen 1948–2008. Bremen: Donat 2008. 168 S.
- Marszolek, Inge und Buggeln, Marc* (Hrsg.): Bunker: Kriegsort, Zuflucht, Erinnerungsraum. Frankfurt/Main: Campus 2008. 328 S.
- Mirsch, Anke*: Menschen in Friedehorst – ein Lebensbilderbuch. Hrsg. Georg-Hinrich Hammer; Stiftung Friedehorst. Bremen 2008. 41 S.
- Myke, Ursula und Pribbernow, Hermann* (Hrsg.): 150 Jahre Kippenberg. Von Töchter-schule und Lehrerinnenseminar zum modernen Gymnasium. Bremen: Temmen 2009. 240 S.
- Niedersächsischer Heimatbund e.V.*: Zukunft Heimat Niedersachsen: 100 Jahre Niedersächsischer Heimatbund (Schriften zur Heimatpflege, Bd. 16). Delmenhorst: Aschenbeck & Holstein 2005. 240 S.
- Niehoff, Lydia, Schroiff, Michael und Janssen, Holger*: 465. Schaffermahlzeit des Hauses Seefahrt Bremen: 13. Februar 2009. Bremen: Stiftung Haus Seefahrt 2009. 112 S.
- Niehoff, Lydia*: Karl Geuther & Co.: 1958–2008. Bremen 2008. 108 S.

- Olsen, Arne und Alms, Barbara* (Text): arneolsen.de|sign: zwei Jahrzehnte Katalog- und Buchgestaltung; editorial design. Bremen: Hachmanned 2008. 143 S.
- Pape, Uwe, Klein, Otto und Kaiser, Gebhard*: Die große Orgel in St. Ansgarii Bremen. Bremen 2008. 54 S.
- Plagemann, Volker und Syring, Eberhard*: Continuo: der Architekt Gerhard Müller-Menckens. 1917–2007 [Katalog zur Ausstellung im Bremer Zentrum für Baukultur 26. 04. 2009–01. 06. 2009] (Schriftenreihe Bremer Zentrum für Baukultur, Bd. 11). Bremen: Aschenbeck 2009. 200 S.
- Plagemann, Volker und Syring, Eberhard*: Rathscfé und Deutsches Haus: zum Umgang mit der Bremer Altstadt (Schriftenreihe Bremer Zentrum für Baukultur, Bd. 10). Bremen: Aschenbeck 2009. 169 S.
- Plagemann, Volker und Syring, Eberhard*: Leichtes Zelt und feste Burg: Sakralbau in Bremen seit 1945 [Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Bremer Zentrum für Baukultur] (Schriftenreihe Bremer Zentrum für Baukultur, Bd. 12). Bremen: Aschenbeck 2009. 245 S.
- Reim, Ellen* (Hrsg. Rüstringer Heimatbund e.V.): Zeitreise durch Nordenham: 100 Jahre – 100 Geschichten. Nordenham: Böning 2008. 144 S.
- Schmidt, Rolf*: Warten auf die Flut: [ein] historischer [Harriersand-]Roman. Oldenburg: Isensee 2008. 179 S.
- Schöck-Quinteros, Eva*: »Ein Vorwärts nur, ein ungestümes Vorwärts«: Programmheft zu der Lesung aus den Gefängnisbriefen des Bremer Revolutionärs Johann Knief (1880–1919). Bremen: Universität Bremen 2008. 70 S.
- Scholl, Lars U.*: 175 Jahre Rickmers: eine Familien- und Firmengeschichte; Sonderausstellung des Deutschen Schiffahrtsmuseum 2009. Bremerhaven: Ditzen 2009. 63 S.
- Schulze, Wolfgang*: Flugsport in Bremen: Piloten und Pioniere; Rückblick auf eine hundertjährige Geschichte. Lemwerder: Stedinger Verlag 2009. 180 S.
- Schütte, Dietz* (Red.): Die Sanct Annen-Brüderschaft in Bremen. Bremen: Sanct Annen-Brüderschaft 2009. 156 S.
- Skalecki, Georg* (Text) und *Richters, Christian* (Photographien) (Hrsg.): Rathaus Bremen. Stuttgart: Ed. Menges 2009. 71 S.
- Staatsarchiv Bremen* (Hrsg.): Archive im Land Bremen (Kleine Schriften des Staatsarchivs Bremen, Bd. 44). Bremen: Staatsarchiv 2009. 143 S.
- Täuber, Ralf und Kuse, Matthias*: Bremen im Bombenkrieg: Zeitzeugen erinnern sich. Bremen: Hauschild 2008. 200 S.
- Thiel, Reinhold*: Die Geschichte des Bremer Vulkan 1805–1997. Bd. I: 1805–1918. Bremen: Hauschild 2008. 175 S.
- Thiel, Reinhold und Kloos, Werner*: Bremer Lexikon [3. vollständig neu überarb. Auflage]. Bremen: Hauschild 2009. 400 S.
- Turnverein Grohn von 1883 e.V.*: Turnverein Grohn von 1883: 125. Jahresfeier: 1883–2008. Bremen 2008. 19 S.
- Waldau, Ingrid und Kruse, Michael*: Mein Waldau-Theater. Bremen: Schünemann 2008. 137 S.
- Werner, Ansgar*: Der Kongo bestimmte mein Leben: Erinnerungen eines Bremer Kaufmanns. Norderstedt: Books on Demand 2008. 154 S.
- Wilkins & Söhne GmbH*: Wilkens: Silbermanufaktur seit 1810: Tradition – Style – Design. Bremen 2009. 69 S.

HISTORISCHE GESELLSCHAFT BREMEN

145. Jahresbericht (2008)

Mitgliederversammlung

Die ordentliche Mitgliederversammlung fand am 26.05.2008 im Vortragssaal des Staatsarchivs Bremen statt.

Der Vorsitz Dr. Elmshäuser begrüßte die erschienenen Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Mitgliederversammlung (ca. 40 Personen) und erstattete satzungsgemäß den Jahresbericht. Die Mitgliederzahl der Historischen Gesellschaft ist weiterhin stabil und lag am 31.12.2007 bei 589 Mitgliedern. Die Anzahl von neu eingetretenen und ausgeschiedenen Mitgliedern hält sich in etwa die Waage.

Die Mitgliederversammlung gedachte der im Berichtsjahr verstorbenen Mitglieder.

Der Vorsitz berichtete von einer Änderung beim Internetauftritt der Historischen Gesellschaft und der anstehenden Übernahme der Homepage-Pflege durch die Geschäftsstelle sowie über hierfür notwendig gewordene besondere Ausgaben (neuer PC und Software). Anschließend wurde besonders auf die Unterstützung von Aktivitäten und Publikationen zur Erforschung der bremischen Geschichte durch die Historische Gesellschaft hingewiesen, so auf die Johann-Smidt-Tagung im Juni 2007, auf erhöhten Druckaufwand für das Bremische Jahrbuch 86 (2007) sowie Mittelfestlegungen für Forschungsprojekte. Der Vorsitz dankte wie in den Vorjahren der Sparkasse Bremen für ihre großzügige finanzielle Spende zum Druck des Jahrbuchs, das im Jahr 2007 in neuem Titellayout erschienen ist und v. a. wegen einer sehr positiven Presse-Resonanz im Buchhandel schnell vergriffen war.

Bei den Wiederwahlen zum Vorstand wurde Herr Uwe Bölts (Beisitzer) für weitere fünf Jahre im Vorstand bestätigt.

Nach dem Vortrag des Schatzmeisters über die erfreulich sichere finanzielle Lage der Historischen Gesellschaft und der Stellungnahme von Herrn Hofmann als Rechnungsprüfer wurden auf Antrag Schatzmeister und Vorstand durch die Mitgliederversammlung entlastet.

Als Rechnungsprüfer wurden Herr Hofmann und Frau Dr. Wissmann bestätigt.

An die Versammlung schloss sich ein Vortrag von Herrn Dr. Peter Ulrich über die Erstellung einer Biographie des Kapitäns Johann Lange (1810–1881) an, der mit viel Beifall bedacht wurde.

Vorstand

Die Mitgliederversammlung wählte nach Ablauf seiner Amtszeit Herrn Bölts erneut in den Vorstand. Am 31. Dezember 2008 bestand der Vorstand demnach aus folgenden Mitgliedern: Dr. Konrad Elmshäuser (Vorsitzer); Dr. Gabriele Hoffmann (Stellvertretende Vorsitzlerin); Heinz Salzer (Schatzmeister); Johann

Christian Bosse (Stellvertretender Schatzmeister); Dr. Thomas Elsmann (Schriftführer); Dr. Peter Hahn (Stellvertretender Schriftführer); Uwe Bölts M. A., Prof. Dr. Franklin Kopitzsch, Prof. Dr. Cordula Nolte, Dr. Peter Ulrich (Beisitzer).

Mitgliederbewegung

Im Jahr 2008 traten 25 Personen der Gesellschaft bei, 17 Austritte aus Alters- oder anderen erklärten Beweggründen waren zu verzeichnen, 5 Mitglieder sind verstorben, 18 Mitglieder hat der Vorstand der Gesellschaft aus der Mitgliederdatei nehmen müssen, da sie mindestens zwei Jahre lang ihren Mitgliedsbeitrag nicht gezahlt und auf schriftliche Erinnerungen nicht reagiert hatten. Am 31. Dezember 2008 hatte die Historische Gesellschaft 574 Mitglieder.

Veröffentlichungen

Band 87 des Bremischen Jahrbuchs ist im November 2008 erschienen.

Vorträge

Auf Einladung der Historischen Gesellschaft fanden folgende Vorträge statt:

1. PD Dr. Helmut Stubbe da Luz: Die Historische Gesellschaft und ihr Umfeld in der NS-Zeit (15.02.2008)
2. Dr. Bettina Schleier: Schiffbau im Bild. Der Fotobestand der Bremer Vulkan-Werft im Staatsarchiv Bremen (18.09.2008)
3. Prof. Dr. Peter Brandt: Revolution und Rätebewegung in Deutschland 1918/19 (01.12.2008)
4. Prof. Dr. Peter Kuckuk: Die Bremer Räterepublik 1918/19 (11.12.2008)

In Zusammenarbeit mit anderen wissenschaftlichen Vereinen und Institutionen fanden folgende Vorträge statt:

1. Dr. Horst Rösler: »Gemeingefährliche Subjekte« – Zur Abschiebung von Sträflingen nach Amerika (1832–1871) (13.02.2008)
2. Prof. Dr. Karlheinz Dietz: Das Turiner Grabtuch (07.03.2008)
3. Prof. Dr. Bernd Ulrich Hucker: Mensch und Umwelt im mittelalterlichen Arbergen, oder: Warum Arbergen zwei Kirchtürme hat (10.03.2008)
4. Dr. Peter Ulrich: »Würde und Bürde – Die Bauherren am Bremer Dom im 19. Jahrhundert« (12.03.2008)
5. Prof. Dr. Paul Raabe: Freiherr von Knigge und die Aufklärung in Deutschland (01.04.2008)
6. Dr. Konrad Elmshäuser: Stadtstadt im Wandel. Kontinuitäten und Brüche in Bremens historischer Identität (22.05.2008)
7. Prof. Dr. Manfred Rech: 16 Jahre Landesarchäologie – ein Rückblick (23.10.2008)
8. Dr. Frank Wilschewski: Starigard/Oldenburg – Fürstenburg und Bischofsitz (17.11.2008)
9. Prof. Dr. Joachim Reichstein: Das Danewerk, eine antike und frühmittelalterliche Befestigung (02.12.2008)
10. Andreas Schäfer M. A.: Hafenaarchäologie in Stade (11.12.2008)

Vortragsreihen

Anlässlich des Jubiläums »650 Jahre Bremen in der Hanse« fand vom 17. Juni bis zum 24. November 2008 im Haus der Wissenschaft eine wissenschaftliche Vortragsreihe der Historischen Gesellschaft in Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv Bremen und der Bremen Marketing Gesellschaft mit sieben Vorträgen statt:

1. Prof. Dr. Rolf Hammel-Kiesow, Lübeck: Die Hanse und Europa (17.06.2008)
2. Prof. Dr. Rudolf Holbach, Oldenburg: Hansische Kaufleute und Handelspraktiken (22.09.2008)
3. Dr. Albrecht Sauer, Bremerhaven: Segeln auf Koggen – im Mittelalter und heute (29.09.2008)
4. Dr. Adolf E. Hofmeister, Verden: Die Hanse in der Bremer Chronistik (27.10.2008)
5. Dr. Per Hoffmann, Bremen: Neues von der Bremer Kogge – Erhaltung und Präsentation des mittelalterlichen Schiffswracks (03.11.2008)
6. Dr. Ulrich Weidinger, Bremen: Bremen in der mittelalterlichen Hanse (10.11.2008)
7. Prof. Dr. Jürgen Sarnowsky, Hamburg: Das Ende der mittelalterlichen Hanse (24.11.2008)

Gesprächsabende

Bei den Gesprächsabenden, die allen Interessierten die Möglichkeit bieten, Themen mit vorwiegend bremischem Bezug vorzustellen und zu diskutieren, stand folgendes Thema auf dem Programm:

Dr. Dieter Bishop: Die Ausgrabungen auf dem Teerhof. Die Schiffsfunde (30.01.2008 und 20.02.2008)

Außerdem fanden im Staatsarchiv zwei Treffen ohne spezielle Themenstellung als winterlicher bzw. sommerlicher Gesprächsabend zum gemeinsamen Gedankenaustausch über Vorhaben und Exkursionen statt (10.01.2008 und 26.08.2008).

Studienfahrten

14.–17.08.2008: Schloss und Garten in Rheinsberg mit Operaufführung im Heckentheater. Auf den Spuren Friedrichs II. von Preußen und Theodor Fontanes durch die westliche Mark Brandenburg. Leitung: Prof. Dr. Franklin Kopitzsch und Uwe Bölts M.A.

28.09.–01.10.2008: Das Mansfelder Land – Erkundungen östlich des Harzes (Dort wo die Orte auf -leben, -rode oder -hausen enden). Leitung: Dr. Sylvelin Wissmann

Im Rahmen der großen Studienreise erkundeten Mitglieder der Historischen Gesellschaft vom 18. Mai bis zum 01. Juni 2008 Siebenbürgen. Die Reise unter der Leitung von Sigrid und Hans-Walter Küchelmann und Uwe Bölts M.A. führte von Budapest nach Transsilvanien und zu den Moldauklöstern jenseits der Karpaten.

Tagesfahrten

19.04.2008: Buxtehude, Jork und das Alte Land, Leitung: Dr. Konrad Elms-
häuser und Uwe Bölts.

01.11.2008: Ausstellung »Spektakel der Macht – Rituale im Alten Europa
800–1800« in Magdeburg. Leitung: Dr. Konrad Elmshäuser und Uwe Bölts.

Führungen und weitere Veranstaltungen

Unter der Leitung von Herrn Dr. Dieter Bischof fand am 19.02.2008 im Focke-
Museum eine Führung durch die Ausstellung »Dekadenz und Luxus. Römi-
sches Leben am Golf von Neapel« statt.

Eine Besuch der Ausstellung »Kaiser Friedrich II. 1194–1250. Welt und Kul-
tur des Mittelmeerraums« im Landesmuseum für Natur und Mensch in Ol-
denburg fand am 05.06.2008 statt. Die Führung übernahm Frau Dr. Corinna
Endlich, die die Ausstellung konzipiert hatte.

Rechnungsbericht der Historischen Gesellschaft zum 31. Dezember 2008

Bilanz zum 31. Dezember 2008

Aktiva	Euro	Euro
A. Anlagevermögen		980,50
B. Umlaufvermögen		
I. Forderungen und sonstige Vermögensgegenstände		
1. Forderungen aus Lieferungen und Leistungen	2.553,74	
2. sonstige Vermögensgegenstände	0,00	2.553,74
II. Kassenbestand, Guthaben bei Kreditinstituten		47.644,71
C. Rechnungsabgrenzungsposten		14,99
		<u>51.193,94</u>
Passiva		
A. Kapital		
1. Anfangskapital	36.064,66	
2. Überschuss	1.214,84	37.279,50
B. Rückstellungen		
1. sonstige Rückstellungen		10.950,00
C. Verbindlichkeiten		
1. sonstige Verbindlichkeiten		7,20
D. Rechnungsabgrenzungsposten		2.957,24
		<u>51.193,94</u>

Erträge und Aufwendungen im Jahr 2008

Erträge		
Beiträge	12.390,00	
Spenden	10.490,72	
Zinsen	1.492,96	
Erlöse Buchverkauf	772,50	
Erlöse Porto	68,00	25.214,18
Aufwendungen		
Löhne und Gehälter	3.800,00	
Sozialabgaben etc.	1.423,80	
Verlust von Mitgliedsbeiträgen aus früheren Jahren	0,00	
Abschreibung Sammelposten	196,91	
Sonstige betriebliche Aufwendungen	18.578,63	23.999,34
Überschuss		<u>1.214,84</u>

Gez. Heinz Salzer
Schatzmeister

Geprüft am 20. April 2009:

Gez. Karl-Heinz Hofmann
Dr. Sylvelin Wissmann
Rechnungsprüfer

Anschriften der Autoren und Rezensenten

Dr. Jörn Brinkhus, Elisabethstraße 120, 28217 Bremen

Dr. Konrad Elmshäuser, Barbarossastraße 20, 28329 Bremen

Harald Focke, Ernst-Wöhlke-Ring 6, 27211 Bassum

Dr. Adolf E. Hofmeister, Am Gohbach 10 a, 27283 Verden

Prof. Dr. Rudolf Holbach, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Fakultät IV,
Institut für Geschichte, 26111 Oldenburg

Prof. Dr. Karl Holl, Beethovenstraße 25, 28209 Bremen

Prof. Dr. Hans Kloft, Wernigeroder Straße 36, 28205 Bremen

Prof. Dr. Peter Kuckuk, Freudenbergstraße 13, 28213 Bremen

Dr. Hans Hermann Meyer, Oberneulander Landstraße 62, 28355 Bremen

Dr. Hartmut Müller, Neuer Weg 57, 28816 Stuhr

Dr. Brigitta Nimz, Oberneulander Landstraße 204, 28355 Bremen

Dr. Christian Ostersehlte, Tettenbornstraße 4 a, 28211 Bremen

Dr. Bettina Schleier, Kornstraße 193, 28201 Bremen

Dr. Hans Gerhard Steimer, Amelinghausener Straße 5, 21385 Oldendorf/Luhe

Dr. Ulrich Weidinger, Linienstraße 38, 28203 Bremen

Dr. Sylvelin Wissmann, Mennighausen 27, 27257 Sudwalde

